Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Eduard Breier's

gesammelte

Romane und Erzählungen.

3. Band. (Neue Folge.)

Die Rosenkreuzer in Wien.

I. Theil.

Wien.

H. Markgraf & Comp.

1863.

Die
Rosenkreuzer in Wien.

Sittengemälde

aus der Zeit Kaiser Josef's II.

von

Eduard Breier.

I. Theil.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1863.

Erstes Kapitel.

Der zehnte März 1786.

Unsere Erzählung beginnt am Tage der vierzig Märtyrer, das ist am zehnten März im Jahre Eintausend siebenhundert sechs und achtzig.

Der Schauplatz ist Wien.

Am Morgen jenes Tages herrschte in der Residenz Kaiser Josef des Zweiten eine ganz ungewöhnliche Bewegung.

Was ist los?

Wär's Frühling, Sommer oder Herbst, dann würden wir auf ein Feuerwerk schließen; wär' der Karneval noch nicht vorüber, wir möchten an eine Redoute denken; läge der Schnee auf den Straßen, es könnte eine große Schlittage im Anzuge sein; wär's ein Sonntag, man müßte an eine Thierhetze bei den Weißgärbern denken; sähe man Karossen, Sänften, paradirende Lakaien, oder Laufer in Bewegung, man würde die Auffahrt eines Botschafters oder sonst eine

Festlichkeit bei Hofe vermuthen; — aber von dem Allen ist keine Spur!

Es ist, wie erwähnt, der zehnte März, folglich noch Winter, es ist die erste Woche in den Fasten, folglich kein Karneval; es liegt kein Schnee mehr in den Straßen, denn seit dem 25. Februar, an dem ein warmer Wind die frühere starke Kälte verscheuchte, war mildes Wetter eingetreten, von einer Schlittenfahrt kann also auch keine Rede sein; der Tag ist ein Freitag, folglich keine Thierhetze! man sieht keine Anzeichen einer Parade, folglich kann es auch keine Festivität bei Hofe oder sonst eine Galla-Szene geben.

Was ist also los?

Wir sagen, der zehnte März im Jahre 1786 sei ein Freitag gewesen, gilt die Lebhaftigkeit der Strömung etwa gar der Ochsentheilung in der Nähe des Hetzhauses? — Der Freitag paßte wohl dazu, denn an diesem Tage kamen die ungarischen Langhörner, die Auswanderer von den Karoly'schen, Batthyani'schen, Zichy'schen Pußten, regelmäßig bei der St. Marxerlinie hereingezogen; allein das Volk strömt nicht über das Glacis gegen die Vorstadt Weißgärber, sondern in die Stadt hinein, und zwar am Morgen, um eine Zeit, in welcher von einer Ochsentheilung noch lange keine Rede war, die Massen mußten also von einem andern Schauspiele angezogen werden.

Wir fragen also zum dritten Male: Was ist los?

Die Menschen-Wogen wälzen sich durch die Stadtthore, durchfluthen die Straßen und nehmen ihren Lauf gegen den Hohen Markt; aber dieser Platz ist zu klein, er vermag die Tausende nicht zu fassen, die Mehrzahl füllt also die Straßen von da bis zur Freiung und von hier hinaus durch das Schottenthor, das umliegende Glacis.

Auf dem erstgenannten Platze, nämlich auf dem „Hohen Markte", da ist Alles dicht besäet, Kopf an Kopf, Leib an Leib; sämmtliche Fenster sind angelweit offen und strotzen

von Neugierigen; Aller Augen sind auf Einen Punkt gerichtet, auf die Schranne!

Auf die Schranne?

Ah, jetzt wissen wir, was los ist. Da gibt es eine Exekution!

Vielleicht ein Prangerstehen?

Mehr, viel mehr!

Wie? Mehr? Wird man vielleicht gar einen armen Sünder vom Leben zum Tode befördern? Ist die Todesstrafe nicht abgeschafft?

Sie war es wohl; allein seit einigen Tagen war die Wiedereinführung derselben bekannt geworden, und die erste Hinrichtung nach der Aufhebung sollte heute stattfinden.

Die guten Wiener, seit Jahren schon hatt en sie weder hängen, köpfen, noch rädern gesehen — darum heute das Rennen, Laufen, Reiten, darum diese Bewegung.

Welch' ein Getümmel! Welch' ein Lärm!

Die Polizei-Mannschaft in der Schranne hat ihre Wachstube verlassen und sich außen in Reih' und Glied aufgestellt. Sie paradirt in ihren grauen Röcken mit hellgelben Aufschlägen und die Nummern an den Hüten glänzen, daß es ein Leichtes ist, sie schon aus der Ferne zu erkennen. Aber ihre Aufstellung ist nur Sitte und keine Nothwendigkeit. Das „verehrungswürdige Publikum" dachte damals an keine Unordnung, es war zu neugierig.

Welch' ein Gemisch der Stände, Alter und Geschlechter!

Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen, reich und arm, ordinär und vornehm — Alles ist vertreten. Auf dem Platze und an den Fenstern sieht man ehrsame Bürgerzöpfe, gelehrte Haarbeutel, vornehm befranzte Dreispitze, die Schlepphauben der Bürgerin, die böhmischen Hauben des Dienstmädchens, und endlich den französischen Kopfputz der Dame vom Stande.

Einige junge Herren, hoch zu Roß, halten an der Ecke der Wipplingerstraße, und fuchteln mit spanischen Röhren

herum, um den Strom von ihren Pferden ferne zu halten — unweit von ihnen sieht man auch eine Dame auf einem stattlichen Zelter, begleitet von einem Leibhusaren und zwei Reitknechten.

Die schöne Welt ist sehr zahlreich vertreten, denn was man hier sehen sollte, wurde eben als „öffentliches Spektakel“ hingenommen, wie die Thierhetze, die Oper, der Kasperl, die Kreuzerkomödie und noch andere Dinge, an welchen das alte Wien mit Leib und Seele hing. Daß die zarte Frauenwelt bei grausen Schauspielen nicht fehlte, gehörte zu den traurigen Erscheinungen jener wie unserer Zeit.

An jenem Morgen blieb die Denksäule auf dem Hohen Markte nicht unbenützt. Wer eine Erhöhung oder einen Vorsprung erklimmen konnte, säumte nicht, es zu thun, so wie überall, erreichten auch hier die Wenigsten am schnellsten ihren Zweck.

Heh, Jungfer Betti, rief ein muthwilliger Junge, der sich an einer der korinthischen Säulen hinangewunden hatte, folgen Sie mir, von hier aus wird man Alles prächtig sehen.

Dieser Zuruf war an ein unten stehendes Mädchen gerichtet.

Statt dessen antwortete eine Mannsstimme in der Nähe: Halt Deinen Brotladen da oben, die Jungfer kann nicht hinauf. —

Warum denn nicht?

Schlingel, das weißt Du besser als ich.

Gelächter der Umstehenden.

Jungfer Betti sah jetzt die Säule hinan und sagte zu dem Burschen: Wart' Haspel, sobald ich nur zu Deinem Meister komm', werd' ich Dir schon die Suppe einbrennen.

Der Haspel auf der Säule lachte und rief zur Antwort herab: Nu ja, mit dem Einbrennen kann sie halt gut umgehen!

Neues Gelächter.

Jungfer Betti wurde roth.

Eine alte Frau an ihrer Seite faßte sie am Arme und lispelte ihr zu: Geben Sie dem Schlingel keine Antwort mehr, Sie kommen seinem losen Maul nicht auf, die junge Welt ist jetzt in Grund und Boden verdorben, nichtsnutz, leichtsinnig, ohne Treue und ohne Glauben. Den Beweis davon haben wir an dem armen Sünder, den man heute richten wird. Oh, seine unglückliche Mutter!

Sie kennen seine Familie?

Er ist aus einem guten Hause — ehrliche Eltern und solch' einen Sohn.

Ein Mörder und Dieb!

Abscheulich, abscheulich!

Die alte Frau, welche dieß sprach, gehörte dem Marktstande an und kannte die Jungfer Betti, weil sie öfter bei ihr einkaufte.

Das Mädchen war ein hübsches Ding, schnippisch und munter. Ihr Gewand einfach und nett. Das Kleid von rothgestreiftem „Gradl“, die Schürze blau, das Busentuch von Wollstoff, um den Hals eine Schnur mit einem Kreuzchen von Gold, aber nur Nummer Eins, auf dem Kopfe eine gegupfte schwarze Haube, unter welcher man nur vorne ein wenig das braune Haar sehen konnte. Der Einkaufkorb, der ihr am rechten Arme hing, zeigte, daß sie der Küchensphäre angehöre.

Ach Gott, seufzte die Jungfer nach der letzten Exklamation der Alten, ich hab' keine Zeit, um Alles bis zum Ende mit anzusehen, und doch möchte ich gern ein „Urthel“ kaufen —

Die werden aber erst auf dem Richtplatz ausgeboten, wenn's der arme Sünder schon überstanden hat. —

Ich weiß es, kann aber nicht lange hier bleiben und möcht' doch wissen, wie er es eigentlich angefangen hat, die arme Person umzubringen.

Oh, meine liebe Jungfer, da will ich Ihnen genaue

Auskunft geben. Der Herr von Zahlheim — so heißt der arme Sünder — hatte eine ältliche Anverwandte, in die er sich verliebt stellte, und ihr versprach, sie zu heiraten. Als Kanzellist beim Magistrat hatte er schon vierhundert Gulden jährlicher Besoldung, langte aber mit dem Gelde nicht aus und ließ sich oft von seiner Geliebten unterstützen, denn sie besaß ein Vermögen von 1800 Gulden. Vor zwei Monaten ist er krank geworden, die Alte bediente ihn in seiner Wohnung auf der Elendbastei und ihm kommt der unglückliche Gedanke sie zum Dank dafür zu bestehlen. Er unterschlug ihren Wohnungsschlüssel, ging in ihr Quartier und nahm ihr heimlich Geld und Papiere weg. Dieß geschah am 28. Jänner. Am folgenden Morgen frühstückte seine Geliebte bei ihm, sie bat ihn, ihr drei Einsatzschalen zu borgen. Da sich diese auf dem Boden befanden, begab sich die Arme hinauf, räumte ihm noch den Boden zusammen, suchte lange einen Schlüssel, den er vorgab, verloren zu haben, und wurde da von Zahlheim, damit sein Diebstahl nicht an's Tageslicht komme, mit einem scharfen Küchenmesser umgebracht. Er versetzte ihr einen tiefen Hieb in den Hals und schnitt ihr die Puls- und Blutadern entzwei, darauf verschloß er den Leichnam in eine Kiste.

Jungfer Betti schauderte.

Nicht wahr, das ist abscheulich?

Seine Geliebte und Verwandte umzubringen!

Ja, meine liebe Jungfer, man kann sich bei jetziger Zeit vor schlechten Menschen nicht genug in Acht nehmen.

Ich danke dem Himmel, sagte die Köchin, daß ich in einer ehrsamen Familie bedienstet bin.

Ja, Ihre Herrschaft, der Oberstlieutenant Szekely, ist ein braver alter Herr, und das Fräulein —

Oh, meine beste Frau, unser Fräulein ist ein Engel!

Das Mädchen hatte diese Worte kaum gesprochen, so vernahm man ein allgemeines Gemurmel und eine Bewegung ging durch die versammelte Menge.

Die Aufmerksamkeit wendete sich der Schranne zu.

Hie und da hörte man die Rufe: Er kommt!

Ein hoher, offener, von Wachen umgebener Wagen fuhr vor.

Es war das Gefährte, auf welchem der Verurtheilte zum Richtplatze gebracht werden sollte; es unterschied sich von dem gewöhnlichen Leiterwagen darin, daß in dessen Mitte eine aufrechtstehende Säule befestiget war.

Der Verurtheilte, ein junger Mann, dreiunddreißig Jahre alt, schwankte bald darauf leichenbleich zwischen zwei Augustiner-Mönchen aus dem Thore der Schranne.

Bei der ersten Verkündigung des Urtheils. — am 6. März — hatte er heftig gegen den ungerechten Spruch protestirt, und geberdete sich wie ein Rasender. Man mußte Alles zu Protokoll nehmen und dem Kaiser vorlegen.

Der Monarch drückte bei dem grauenvollen Berichte die Hand an die Stirne und rief betrübt aus: „Himmel! wo werden wir denn noch hinkommen!“ Darauf bestätigte er das Todesurtheil mit den Worten: „Ich bin in diesem ganz besonderen Falle mit dem Spruche meiner Appellation vollkommen einverstanden u. s. w.“

Als der Verbrecher vernahm, daß er keine Gnade zu hoffen habe, gab er sich willig in sein trauriges Loos, betete ohne Unterlaß mit den beiden ihm beigegebenen Seelsorgern und zeigte tiefe Reue.

So trat er jetzt aus der Schranne, um den letzten peinvollen Weg zu machen.

Im Beisein des Vorsitzenden beim Kriminalsenate, des Herrn Vicebürgermeisters Augusti und einiger Magistratsräthe wurde hier dem Verbrecher das Urtheil noch einmal vorgelesen. Der Schluß desselben lautete: „Daß dieser Delinquent des Adels für seine Person entsetzt, sohin auf den Hohen Markt und die sogenannte Schranne geführet, nach ihm allda öffentlich vorgelesenem Urtheile, auf den hohen Wagen gesetzt, und ihm in die rechte Brust ein Zwick

mit glühenden Zangen, sodann auf der Freiung eben ein gleicher Zwick in die linke Brust gegeben, sofort auf die gewöhnliche Richtstätte geführt und dorten von unten hinauf mit dem Rade vom Leben zum Tode hingerichtet, dessen Körper auf das Rad geflochten und darüber ein Galgen mit herabhängendem Strange aufgerichtet werden solle!"

Ein düsteres Murmeln durchlief die Versammlung.

'Alles streckte sich jetzt in die Höhe, stellte sich auf die Zehen, um den verhängnißvollen Wagen genauer zu sehen, auf welchem der erste Theil des richterlichen Spruches vollzogen werden sollte.

Der unglückliche junge Mann wird auf den Wagen gebracht und an die Säule befestiget.

Eine unheimliche Stille herrscht auf dem Platze.

Von dem Schrannendache hört man zwei Sperlinge zwitschern.

Dem Delinquenten werden die Augen verbunden.

Ihm zur Seite stehen die Augustiner.

Heilige Maria, lispelt Jungfer Betti bei der Denksäule zu ihrer Nachbarin, mir wird unwohl, ich kann nicht hinschauen.

Bedecken Sie schnell Ihre Augen, lautete die Antwort, denn der Henkersknecht mit der glühenden Zange kommt schon.

Das Mädchen zitterte wie Espenlaub — schloß die Augen und murmelte: O Gott, wenn ich nur schon daheim wäre!

Gleich darauf vernimmt sie ein düsteres Gemurmel, übertönt von einem Wehruf.

Betti fährt zusammen, als ob der glühende „Zwick" ihr gegolten hätte.

Es ist geschehen, sagte die alte Standfrau mit dem Tone vollster Zufriedenheit, jetzt halten wir uns nur fest an den Stein, damit wir nicht erdrückt werden.

Der Rath kam zur Zeit, denn der ganze Menschenknäuel begann sich nun den Platz aufwärts zu wälzen, um entweder die Freiung oder den Richtplatz vor dem Schottenthore auf verschiedenen Umwegen und zwar vor dem Anlangen des armen Sünders zu erreichen.

Der Wagen setzt sich in Bewegung.

Die überfüllten Straßen zwingen ihn, oft anzuhalten, bis die Reiter Platz machen.

Der Lärm ist eben so groß als das Gedränge.

Das Armensünder-Glöcklein wimmert von St. Stefan ungehört herüber.

Auf der Freiung, der zweiten Station, herrschte dasselbe Drängen und Drücken, dieselbe Neugierde.

Es sind zwar andere Menschen, aber ihre Gefühle sind die nämlichen. Bei den Meisten profane Neugier, bei der Minderzahl frommes Mitleid, und bei nur Wenigen exemplarische Betrachtungen.

Unter dem Thore des Wenzel Kaunitz'schen Palastes steht ein Herr. Er ist groß und schlank. Die Züge seines Antlitzes sind interessant, das hohe Toupé und die seitwärtigen Haarrollen geben ihm ein sehr freundliches Ansehen, welches durch den offenen Blick noch gehoben wird. Er trägt hohe, eng anliegende Stiefel, eine enge Hose, eine Battenweste von lichtem Zeug, einen dunkelblauen Frack mit ziegelrothen Aufschlägen und Kragen, in der Hand ein Hispaniarohr und auf dem Kopfe einen Stülphut, hinter dem rückwärts ein langer Zopf hervorschaut.

Dieser Mann stand, wie erwähnt, unter der Einfahrt des genannten Palastes, und schaute kopfschüttelnd auf das Wogen der Massen auf dem Platze. Man sah es ihm an, er gehörte nicht in dieses Haus, er hatte hier nur Zuflucht gesucht vor dem Gedränge der Straße, er wollte ungefährdet die Menge mustern, und seinen Betrachtungen nachhängen.

Er bleibt jedoch nicht lange allein.

Ein anderer Herr kommt in die Nähe des Palastes, erblickt ihn und eilt auf ihn zu.

Dieser Zweite ist etwas kleiner an Wuchs und hagerem Bau. Sein längliches Gesicht ist blaß und dürr. Das dunkle Auge blinzelt häufig, und raubt dem Blick dadurch die Schärfe. Ein schelmischer Zug um den Mund verschönt das Antlitz. Sein Haarputz gleicht jenem des früher Geschilderten, nur ist der Zopf bedeutend kürzer. Die Kleidung ist ebenfalls sehr ähnlich, aber nicht so rein; die weiße Halsbinde und das große Jabot lassen an Weiße und Glätte Vieles zu wünschen übrig. Die Haltung dieses Herrn ist zimperlich, sein Gang leicht, fast theatralisch, wobei er jedoch Kopf und Nacken sehr unmalerisch vorgehalten hielt.

Zum Henker! rief er mit kreischender Stimme, was sucht Ihr da im fürstlichen Hause? Wollt Ihr vielleicht gar eine Anstellung bei Seiner Durchlaucht erhalten? Die Wiener werden kurios die Ohren spitzen, wenn sie hören, der Rautenstrauch sei fürstlicher Beamter geworden.

Der bekannte Broschürenschreiber zuckte mit den Schultern und sagte: Die Wiener mögen zucken und mucken, rotten und spotten, was liegt mir an dem Volk —

Das letzte Wort sprach er mit verächtlicher Geberde.

Oho! rief jetzt der Heisere, und gestikulirte dabei lebhaft mit den Händen, was ist das? Seid Ihr ein Diogenes geworden? Meiner Treu, wenn ich nicht Blumauer wäre, möchte ich Rautenstrauch sein!

Da, da, rief der Licentiat, indem er auf das Getümmel außen wies, seht sie Euch an, Euere Wiener, wer nicht weiß, was vorgeht, würde meinen, ihr vielgeliebter Hannswurst sei auferstanden, und produzire sich heute zum ersten Male.

Blumauer benützte seine Lorgnette und sah hinaus.

Es geht lustig zu, meinte er, beim Rädern wären wir also wieder glücklich angelangt, die glühenden Zangen fehlen auch nicht, nun braucht nur noch die Kuhhaut zu kommen, in welcher man den armen Sünder einnäht und auf

den Richtplatz schleppt, dann sind wir wieder dort, wo wir früher waren. Es lebe die Aufklärung!

Seine sarkastische Rede fand Rautenstrauch's Beifall nicht.

Du spottest der Justiz, versetzte dieser, das thue ich nicht. Ich halte mich nur an's Volk, an die Massen. Was hat dieses neugierige, kopflose Ungeheuer herzulaufen, als ob es eine Belustigung gäbe? Was hat diese gebildet sein wollende Menge hier zu suchen? Wenn man dem gemeinen Volke, dem Pöbel, ein Festessen gibt, braucht der Solide nicht mit in die Schüssel zu greifen. Und diese Frauen! O Gott, diese Frauen an den Fenstern und auf den Zeltern, gehören die auch hieher?

Aber mein Bester, Ihr vergeßt ganz, daß der Zahlheim seine Geliebte ermordet hat, und daß daher bei jeder Frau das Gefühl der Rache im Spiele ist, denkt Euch nur die Gefahr für manche Dame, die sechs bis acht Liebhaber hat, wenn man nicht so strenge Justiz übte.

Du scherzest noch?

Den Teufel auch, soll ich mich etwa grämen? Ich ärgere mich ein wenig, und das ist Alles. Ich bin neugierig, was man in den Logen dazu sagen wird, die Brüder Maurer werden schnauben, da wird es wieder Arbeit geben. Doch sage mir, willst Du vielleicht da stehen bleiben, bis man dem armen Sünder den „Zwick in die linke Brust“ gegeben hat?

Fällt mir nicht ein!

Dann komm', laß uns auf Umwegen in's Schlossergäßchen, wir wollen in unserer Mördergrube frühstücken.

Rautenstrauch hing sich an Blumauer's Arm.

In dem Momente, als sie auf die Straße traten, bemerkten sie einen Mann mit einem Höcker, dessen Antlitz durch eine über das rechte Auge gelegte schwarze Binde zum größten Theile bedeckt war. Der Mann war nicht so klein, wie Höckerige gewöhnlich zu sein pflegen, sondern mittlerer

Statur und schmächtigen Körpers. Er trug eine Perrücke und bürgerliche Kleidung.

In dem Augenblicke, als er auf die beiden Schriftsteller stieß, fixirte er sie auffallend mit dem linken Auge, und huschte dann an ihnen vorüber.

Was ist das für ein Patron? fragte der bekannte Parodist.

Ich kenne ihn nicht, antwortete Rautenstrauch.

Der Schelm sah uns an, als ob er auf der linken Seite ersetzen wolle, was ihm auf der rechten abgeht.

Er kennt Dich vielleicht.

Ich erinnere mich nicht, ihn je gesehen zu haben.

Der Mann mit der schwarzen Binde war indessen die Schottengasse hinaufgeeilt, und bog nach rechts ein, um auf die Bastei zu gelangen.

Bevor er diese erreichte, stieß er auf einen Mann.

Ah, Pietro, Du bist's!

Ich harrte Eurer hier, Signor, wie Ihr es gewünscht.

Du bist ein braver Bursche. Hast Du meinen Auftrag besorgt?

Wie Ihr befohlen.

Pietro schüttelte sich.

Was hast Du denn? Fehlt Dir etwas?

Man verkehrt mit gewissen Leuten nicht gerne.

Ah so, ich verstehe. Nun, laß hören, was sagte der Nachrichter?

Er willigte ein.

Du besorgst also Alles. Benöthigst Du Geld?

Heute noch nicht.

Der Höckerige nickte ihm zufrieden zu und sagte: Jetzt geh'! Du weißt mich zu treffen!

Sie trennten sich.

Der zweite Theil der Exekution war indessen vor sich gegangen, und Alles strömte nun hinaus vor das Schottenthor.

Auf dem Glacis nächst der Holzgestätte an der Roßau fand sich damals eine geräumige, terrassenartige Erhöhung. Sie war von Ziegeln erbaut, von allen Seiten frei; und trug in ihrer Mitte eine vertikal stehende viereckige Säule.

Dieß war das — Hochgericht.

Das Glacis ist mit Menschen übersäet.

Die vom Thore heraus beginnende wellenförmige Bewegung ist ein sicheres Zeichen der Annäherung des Verurtheilten.

Schon hat der Wagen die Stadtgraben-Brücke passirt.

Ein düsteres Murmeln wogt durch die Luft.

Der unglückliche Mann sitzt zwischen den beiden Augustinern, und hat sich an einen derselben gelehnt. Sein Angesicht ist durch das härene Gewand des Mönchs gedeckt, seine Brust hebt sich zollhoch unter dem blutgesättigten Gewande.

Der Schmerz versagt ihm die Wohlthat einer Ohnmacht. —

Man hört das laute Gebet der Priester.

Die tiefen, starken Stimmen derselben übertönen das Wehgewimmer des Verurtheilten.

Jetzt ist der Wagen beim Hochgericht angelangt.

Man sieht den jungen Mann, von den beiden Mönchen unterstützt, auf die Terrasse schwanken.

In diesem Momente vernimmt man den erschütternden Schrei einer Frauenstimme.

Alles blickt nach der Gegend, woher der Wehruf kam. Hier und dort hört man die Worte: „Es ist seine Mutter!“

Und in der That war, etwas entfernt vom Hochgericht, eine schwarz gekleidete Frau zusammen gesunken.

Man sah zwei Männer die Bewußtlose aus dem Gedränge tragen.

Einer von ihnen hatte einen Höcker und um das rechte Auge eine schwarze Binde.

Er hielt der Ohnmächtigen eine Phiole unter die Na
worauf sie sich nach und nach erholte.

Die Matrone blickte die fremden Männer an, und
wollte sich nach rückwärts wenden.

Der Einäugige verhinderte es, und sagte mit einer wohlklingenden, mitleidsvollen Stimme: Blicken Sie nicht zurück, es gibt Szenen, die ein Mutterauge nicht schauen soll. Sie hätten sich den gräßlichen Anblick ersparen sollen.

Ach, hauchte die unglückliche Frau weinend, ich wollte ihn noch einmal sehen —

Kommen Sie, ich sehe dort eine leere Miethkutsche, ich will Sie dahin geleiten, lassen Sie sich nach Hause fahren.

Die Matrone dankte dem zweiten Herrn, der sie aus dem Gedränge tragen half und ließ sich von dem Buckligen zur Kutsche führen.

Madame, begann dieser auf dem Wege, Sie setzten sich also dem martervollen Anblicke aus, um Ihren Sohn noch einmal zu sehen?

Die Matrone schluchzte heftig fort, und bejahte die Frage durch eine Kopfbewegung.

Der Fremde schwieg eine Weile, und sagte dann mit energischer Bestimmtheit: Madame, Sie sollen Ihren Sohn wieder sehen!

Die Frau fuhr erschreckt zusammen, ihr thränendes Auge heftete sich gierig an den Fremden.

Staunen Sie nicht, Madame, fuhr er fort, ich verspreche Ihnen, Sie werden Ihren Sohn wieder sehen.

Mein Herr — wer sind Sie? — Wann soll ich ihn sehen — sprechen?

Uebermorgen — Stunde und Ort werde ich Ihnen bekannt geben, ich weiß Ihre Adresse. Hier ist der Wagen.

Einige Sekunden später rasselte die Kutsche mit der Matrone fort.

Der Mann mit der schwarzen Binde verliert sich unter der Menge.

Die Säule auf dem Hochgericht ist mit einem Rad geziert. — Auf das Rad ist ein Leichnam geflochten — darüber erhebt sich ein Galgen — ein herabhängender Strick weht wie ein Pendel in der Luft.

Zweites Kapitel.

Ein privilegirter Groß- und Buchhändler.

Wer heut zu Tage durch den Bazar geht und die prachtvollen Auslagen der Gewölbe, das herrliche Gebäude betrachtet, der wird kaum mehr an den alten Seitzerhof denken, der noch vor wenigen Jahren diese Stelle einnahm.

Es ist das Los der Bauten und der Menschen schnell vergessen zu werden; sobald der „Schutt" hinweggeräumt ist, denkt man ihrer nicht mehr, und wird nur noch an jene erinnert, deren Namen die Geschichte oder bei den Bauten — die Lokalchronik aufbewahrt.

Zu diesen gehört auch der Seitzerhof.

Vor vielen Jahrhunderten, unter den ritterlichen Babenbergern, trug dieser Hof den Namen Röhrenhof oder auch zu den Röhren, und war ein Besitzthum des Landesfürsten. Im Jahre 1310 ward er, jedoch nur auf sehr kurze Zeit, bürgerliches Eigenthum. Friedrich der Schöne nnd sein Bruder Rudolf schuldeten den Brüdern Chranest

700 Mark Silbers und überließen ihnen dafür den Röhrenhof. Drei Jahre später stiftete Friedrich die Karthäuser zu Mauerbach, kaufte den Röhrenhof zurück und gab ihn dem Kloster zur Stiftung, mit der Freiheit, daß alle künftigen Besitzer dieses Hofes zu ewigen Zeiten in demselben Wein zu schenken befugt sein sollen. Da das Kloster zu Mauerbach erst gebaut werden mußte, was zur damaligen Zeit mehrere Jahre dauerte, so bezogen die herbeigerufenen Mönche indessen den Hof zu den Röhren und wohnten hier so lange, bis der neue Bau vollendet und in bewohnbaren Stand hergestellt war. Diese Mönche waren aus der Karthause Seitz nach Wien gekommen, das Volk nannte sie daher die Seitzer und so bekam auch der Hof den Namen — Seitzerhof.

Derjenige Theil des alten Hofes, welcher seiner ganzen Länge nach an die Seitzergasse stieß, war ehedem der lange Keller genannt, ein Beweis, daß die bedeutenden unterirdischen Räumlichkeiten sich ebenfalls schon eines ziemlichen Alters erfreuen, obwohl man damals nicht geahnt haben mochte, daß ein halbes Jahrhundert später der lange Keller zu einem Elisium, und dann wieder der bescheidene Seitzerhof zu einem luxuriösen Bazar werden würde.

Zur Zeit Kaiser Josef des Zweiten gehörte der Seitzerhof dem Bürger Reich, die Freqzenz unter den Tuchlauben verlieh der Vorderfronte eine günstige Lage und so finden wir dort einige Gewölbe, darunter auch eine Buchhandlung unter der Firma: „Georg Philipp Wucherer, k. k. priv. Groß- und Buchhändler."

Hier machen wir Halt.

Die Rolle, welche das Geschäft dieses Mannes in unserem Gemälde spielt, veranlaßt uns bei demselben etwas ausführlicher zu werden. Wenn wir sagen Geschäft, so meinen wir nicht etwa das Buchdruckergeschäft im Allgemeinen, sondern wir haben blos das Geschäft des Herrn Wucherer im Auge, dieses viel berüchtigte Geschäft, dessen

Detail einen merkwürdigen Beitrag zur Josefinischen Sittengeschichte liefert.

Wucherer — es freut uns, es sagen zu können — war kein Oesterreicher, sondern ein Schwabe; er kam aus dem „Reich“ nach Wien und versah in einem Handelshause die Stelle eines Faktors. Wie gut er dieß verstand, beweist der Umstand, daß selbige Firma nach einigen Jahren zu Grunde ging, er aber, nämlich Wucherer, den damals nöthigen Großhändlerfond auswies, und sich in Wien etablirte. Die Spekulation mochte indessen nicht so ergiebig gewesen sein, als er erwartete, er warf sich daher ohne jedes Recht auf den Buchhandel, nahm anfangs die famosen Karlsruher Nachdrücke in Kommission, und verkaufte diese Bücher, trotz aller Einwendungen der Wiener Buchhändler, auch außer der Marktzeit. Darauf begann er den Nachdruck auf eigene Faust. Weimar, Faktor in der Schönfeld'schen Druckerei setzte sich mit ihm in's Einverständniß, was dieser nicht liefern konnte, wurde in Tübingen und Reutlingen gepreßt, und kam nach Wien, ohne daß ein Mauthbeamter oder Censor damit beläſtiget wurde. Wucherer schritt um die Buchhandlungsfreiheit wiederholt ein, und wurde abgewiesen, er half sich jedoch auf eine andere Weise. Weimar erhielt bei Gelegenheit einer Audienz vom Kaiser die Erlaubniß, sich etwas zu erbitten, und suchte das Recht an, eine Buchdruckerei errichten zu dürfen, was ihm auch zugestanden wurde. Da die ganze Stadt wußte, daß er ein armer Teufel sei, so wurde es bald klar, daß Wucherer hinter ihm stehe, und daß die hinter dem ehemaligen Johannesspitale auf der Landstraße errichtete Druckerei wohl Weimar's Namen trage, aber Wucherer's Eigenthum sei. Es war damals ein öffentliches Geheimniß, wie dieser Mensch durch seine Landsleute — die Matrizen zu Wasser nach Wien kommen ließ, wie die Fahrzeuge auf dem Donauarme zwischen den Brücken landeten, und ihre Ladung, der Mauth zum Trotz, auf Lohnwagen in die Stadt geschmuggelt

wurde. Betrug war die Basis seines ganzen Geschäftes, sein Vermögen, von Betrug erzeugt, ward von Skandal, Frechheit und Hochverrath — wir wissen keinen anderen Namen dafür — großgesäugt. Um die Buchhandlungsfreiheit zu erhalten, bediente sich der Schwabe eines anderen Kniffes. Er ging zur Audienz und stellte dem Monarchen vor, daß er, im Falle die Befugniß ihm verweigert würde, genöthiget sei, sich mit seinem Gelde außer Landes zu begeben. Damals, im ersten Keimen der vaterländischen Industrie, wo man dem Lande kein Kapital entfremdet wissen wollte, war dieser Grund ein wichtiger, und Wucherer's Bitte wurde gewährt. Zum Danke, daß er in Oesterreich reich geworden, hier eine zweite Heimat gefunden, und von dem Kaiser seine Bitte gewährt erhalten, begann der Groß- und Buchhändler nun eine Laufbahn, die eben so verabscheuens- als verdammenswerth war.

Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß zu jener Zeit in Wien keine Schmähschrift, kein Pasquill erschien, welche nicht bei Wucherer gedruckt worden wäre, die Censur war für ihn nur da, um von ihm hintergangen zu werden, seine Maxime war, früher zu drucken und dann erst censuriren zu lassen, ein Verbot hinderte bei ihm nie den Verkauf; wir müßten einen ganzen Katalog abschreiben, wollten wir nur die Titel der vorzüglichsten der von ihm in die Welt gesendeten Schmähschriften aufzeichnen; von 30 Flugschriften über das bekannte Freimaurerpatent waren 25 bei ihm erschienen, er stand mit Provinz-Buchhändlern ähnlicher Gesinnungen in Verbindung und tausende Exemplare zirkulirten schon nach allen Richtungen, bevor das Erscheinen noch bekannt, die Erlaubniß oder das Verbot der Behörde noch erfolgt war. Es geschah nicht selten, daß die Behörden in den Provinzen von dergleichem Druckfrevel nach dem Druckorte zuerst die Anzeige machen mußten.

Diese Charakteristik des Wucherer'schen Geschäftes

glaubten wir vorausschicken zu müssen, bevor wir den Mann selbst in unsere Erzählung einführten; den Lesern wird dadurch Manches klar werden, was ihnen sonst unverständlich gewesen wäre.

Wir betreten die Buchhandlung im Seitzerhofe. Es ist ein düsteres Lokale; ein paar Stufen führen aus dem äußeren Gewölbe in ein hinteres Zimmer, dessen Fenster in das Innere des Hofes gehen. Es ist dieß die — Schreibstube. Hier ist es etwas lichter, aber noch immer nicht so hell, daß man am späten Nachmittage des Kerzenlichtes entbehren könnte, darum brennt auf einem geräumigen Doppel-Schreibpulte eine Lampe, und zwei Männer sind, jeder auf einer Seite stehend, beschäftiget.

Der Eine, ein schon bejahrter Mann, mit einem finsteren abstoßenden Gesichte, überhängenden Augenbrauen, rohen Zügen und gemeinem, frechen Wesen, hatte eine große Anzahl Briefe vor sich, welche er durchging — der Andere, ein junger Mann, mit Schreiben beschäftigt, zeigte ein nicht unvortheilhaftes Aeußere, verrieth Kenntnisse und Bildung, doch ließ es sich nicht in Abrede stellen, daß sein Antlitz mit jenem des älteren Herrn eine gewisse Familienähnlichkeit hatte, nur daß bei diesem die Jugend noch milderte, was bei jenem das Alter schroffer hervortreten ließ. Beide waren in der That verwandt, wir sehen Onkel und Neffen vor uns, Herrn Georg Philipp Wucherer und Herrn Fezer, Ersterer Groß- und Buchhändler, Letzterer sein Geheimschreiber und Verfasser mehrerer Broschüren, seit einigen Jahren bereits in Wien anwesend, um bei dem Reichshofrathe um die Syndikusstelle der Reichsstadt Reutlingen zu petitioniren, welches Amt zu erhalten ihm bisher noch nicht gelungen war, weßhalb er theils aus Rache, theils um seiner Subsistenz willen, wie man sich in unserer Zeit ausdrückt, Opposition machte.

In der Schreibstube herrscht tiefe Stille, man hört das Federkratzen des schnell schreibenden Fezer und das Papier-

rauschen, so oft sein ehrenwerther Herr Vetter — damals sagte man noch nicht Onkel — einen Brief weglegte und einen anderen zur Hand nahm.

Jetzt unterbricht Herr Wucherer die Stille. Er nimmt eine Prise Spaniol, die er in taktartigen Intervallen in die Nase schiebt und sagt dabei: Die „Briefe eines Biedermannes an einen Biedermann“ gehen gut, unter allen meinen Maurerschriften fast am besten.

Fezer lächelte selbstgefällig, denn das Lob galt ihm, er war der Verfasser.

Wenn man „Loyola's Sendschreiben an die Brüder Freimaurer in Wien“ nicht verboten hätte, sagte er, die Verbreitung wäre ebenfalls eine große gewesen —

Wucherer schüttelte den Kopf und versetzte: Wer weiß, ob so groß als jetzt, da die Schrift verboten ist? Bei einem schwachen Büchlein ist mir das „Prohibetur“ lieber als „Admittitur“.

Da der Chef weiter las, so trat wieder eine Stille ein.

Nach einer Weile: Die „Prüfung der Wahrscheinlichkeiten“ gehen noch besser als die „Unwahrscheinlichkeiten aus Zwangburg wider die Unwahrscheinlichkeiten aus Freyburg“. In Oesterreich werden mehr Bücher gekauft wie in Ungarn.

Diese Bemerkung Wucherer's wurde von Fezer durch eine Pantomime bestätigt. Der Großhändler fuhr fort, die Zuschriften durchzugehen. Plötzlich brach er in lautes Lachen aus, er warf sich in seinen Lehnstuhl, und sein ganzer Körper schüttelte sich unter fortwährendem Gelächter.

Der Neffe sah ihn erstaunt an.

Ah — ah — das ist noch nicht dagewesen — vortrefflich — herrlich — unvergleichlich —

Er lachte noch immerfort.

Endlich mäßigte er den heftigen Ausbruch seiner Heiterkeit und rief: Da lies, aber laut, damit ich es noch einmal höre, es ist zu köstlich!

Der Broschüren-Verfasser nahm einen ihm dargereichten Brief und las:

„Hochverehrter Herr Freund!

„Die zwo Theile der „Briefe über den jetzigen Zustand von Galizien“ haben nicht ermangelt, hier in Lemberg großen Aerger zu provociren. Das Toleratur der Censur hat ihnen sehr genutzet. Was ganz erlaubt ist, wird nicht so stark gesucht. Noch mehr aber als die Censur kamen ihnen ansonsten die Skandalosa und die Privat-Chronika zu statten, welche sie enthalten. Mehrere hiesige Patrioten haben sich dahero in Aerger zusammengerottet, zogen in Prozession mit einem Exemplare der „Briefe“ zum Richtplatz, und nagelten es an den Galgen. Unter dem Buche klebten sie einen Zettel an, auf welchem mit großer Fraktur die Worte zu lesen waren: „Dieß gebührt dem Verleger!“

Der Großhändler brach in ein wo möglich noch heftigeres Lachen aus, und rief: Die Lemberger sind Mordkerle! Hätte mein Leben nicht geglaubt, daß das Buch so großes Glück machen wird. Lies weiter — weiter!

Fezer las:

„Die Patrioten, nachdem sie Sothanes vollführet, ließen das Buch nicht am Galgen, sondern hätten es wieder gern herunten gehabt, doch wollte Niemand hinaufsteigen und sich verunehren. Man holte Gerichtsdiener, allein auch diese spreizten sich, und wollten die Justiz nicht verunglimpfen. Solchermaßen blieb nichts übrig, als den Freimann in plenis Paradibus kommen zu lassen, welcher das Teufelsbuch vom Galgen nehmen mußte. In Folge dieser sehr markabeln Procedur bitte ich um noch zwölfhundert Exemplare—“

Und so weiter, und so weiter, rief Wucherer heiter, köstliche Kerle die Lemberger! Ich werde noch heute den Druck der zweiten Auflage anordnen. Wie steht's mit Deinem Manuskript?

Ich werde morgen fertig.

Welchen Titel hast Du gewählt?

Der Titel ist: „Bordelle sind in Wien nothwendig, Herr Hofrath von Sonnenfels mag dagegen auf seinem Katheder predigen, was er will.“

Wie stark dürfte das Traktätlein werden?

Zwei Druckbögen unseres gewöhnlichen Formates.

Hast Du es recht gepfeffert?

Ich war derber als gewöhnlich.

Ei was, derb! Viel zu wenig! Recht grob, besonders gegen die Behörden, so liest man's gerne. Bring' noch einige Hiebe hinein, je mehr desto besser.

Der Buchhändler zog eine massive Silberuhr in einem Schildkröt-Gehäuse aus dem Uhrtäschchen seines kurzen Beinkleides, spähte nach den Weisern und sagte dann: Die Sperrstunde ist da!

Auf diese Parole erhob sich Fezer.

Onkel und Neffe machten sich zum Weggehen bereit; Letzterer im Vereine mit dem Diener, der sich immer im Gewölbe aufhielt, besorgte die Sperre; der Chef verlor sich in den inneren Räumen des Seitzerhofes.

Eine Stunde später.

Die Nacht ist herangebrochen. Die für die damalige Zeit sehr splendide Stadtbeleuchtung thut bereits ihre Schuldigkeit. Die Frequenz in den Straßen war ungewöhnlich belebt; die am Morgen erfolgte Hinrichtung Zahlheim's mochte die Ursache davon sein, denn die Neugierde lockte den ganzen Tag hindurch Viele auf das Glacis, die dann einen Abstecher in die Vorstädte machten und erst spät zurückkehrten.

Gegen die Tuchlauben eilt ein einzelner Mann. Beim Seitzerhofe angelangt, schlüpft er in das Haus, öffnet dort eine nur angelehnte Thüre, und befindet sich in einer finsteren, dumpfigen Vorhalle, welche in die weitläufigen Keller führt.

Der Mann zieht unter dem Rocke eine kleine Laterne

hervor, schlägt Feuer, zündet einen Schwefelfaden an, und mit diesem ein Wachslicht in der Laterne.

Nun begibt er sich in den Keller vorwärts.

Sein sorgfältiger Blick späht nach rechts und links — man sieht es ihm an, er hat diesen Weg noch nicht gemacht, er folgt wahrscheinlich nur einer erhaltenen Beschreibung.

Jetzt hält er an, eine versperrte Thüre hemmt seine Schritte.

Er hebt seine Laterne in die Höhe und beginnt die von der Thüre links befindliche Wand zu beleuchten.

Ein unvorbereitetes Auge würde an dem grauen, feuchten Gestein nichts bemerkt haben, unser Mann, nachdem er in einer gewissen Höhe einige Sekunden lang mit der Laterne hin- und herfuhr, hielt die Hand plötzlich ruhig und murmelte: Ah, da ist der Nagelkopf!

Hierauf drückte er an denselben. Er fühlte wohl, daß der Kopf dem Drucke nach Innen zu weiche, aber er vernahm keine Wirkung dieser Bewegung.

Nach einer Weile ging die Thüre auf, der Mann mit der Laterne trat ein.

Er befand sich in einer kurzen Kellerabtheilung, die mit Fässern vollgelagert, das Aussehen eines gewöhnlichen Weinkellers hatte.

Ein Mann, der ebenfalls die Leuchte trug, stand ihm gegenüber. Sein Gewand verrieth den Arbeiter.

Als er den Angekommenen gewahrte, wurde er betroffen und fragte zagend nach seinem Begehren.

Ich wünsche mit Euerem Herrn zu sprechen! lautete die bestimmte Antwort.

Mit meinem Herrn, entschuldigte der Arbeiter mit erzwungener Unbefangenheit, er ist nicht hier, er pflegt auch selten gegenwärtig zu sein, wenn ich hier Wein abziehe oder —

Der Andere unterbrach ihn lächelnd: Ihr zieht Wein ab? Wer sollte es glauben, daß Ihr bei diesem Geschäfte Euer Gewand so beschmutzt?

Der Sprecher fuhr bei diesen Worten mit der Spitze seines rechten Zeigefingers über die Jacke des Arbeiters und hielt ihm dann die mit ölichter Schwärze beschmutzte innere Fläche entgegen.

Der Arbeiter wurde verlegen.

Ich wiederhole also noch einmal, sagte der Fremde ernst und kurz, ich will mit Euerem Herrn sprechen, mit Herrn Georg Philipp Wucherer! Dort hinter dem linken Eckfaße befindet sich die verborgene Thüre, welche in die weitere Abtheilung führt. Ihr seht, ich kenne die Geheimnisse dieses Kellers, und Ihr würdet nur gegen das Interesse Eueres Gebieters handeln, wenn Ihr mir den weiteren Eintritt verweigertet.

Die Verlegenheit des Arbeiters war in Betroffenheit übergegangen, er wußte nicht, was zu thun, endlich sagte er: Verweilt einige Augenblicke — ich werde gleich zurück sein.

Er verlor sich in der That hinter dem linken Eckfasse, wie es der Fremde früher angedeutet hatte.

Nach ungefähr fünf Minuten kehrte er zurück und bat den Fremden, ihm zu folgen.

In der Wand hinter dem erwähnten Fasse befand sich eine niedere Oeffnung, verdeckt durch eine Thüre, welche das schärfste Auge nicht zu unterscheiden vermochte.

Die beiden Männer wanden sich, tief gebückt, durch und befanden sich in in einer geräumigen, erleuchteten Halle.

Der Großhändler trat dem Herrn erstaunt entgegen.

Er war ihm völlig fremd.

Er hatte diesen höckerigen Mann mit einer schwarzen Binde um das rechte Auge nie gesehen.

Drittes Kapitel.

Im Mysterium des Groß- und Buchhändlers.

Die Halle, in welcher der Buckelige Herrn Wucherer gegenüber stand, war, wie wir erwähnten, erleuchtet.

Auf der rechten Seite standen zwei Setzkästen, an deren jedem ein Schriftsetzer beschäftiget war. Auf der Linken war eine Presse in Bewegung, bedient von den nöthigen Arbeitern.

Das kleine Personale war in voller Thätigkeit, dabei herrschte tiefe Stille, man vermied jedes überflüssige Geräusch. —

Der Großhändler eröffnete das Gespräch.

Sie haben mich zu sprechen gewünscht, sagte er, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, und bin verwundert, daß Sie mich in diesem Lokale aufzusuchen wußten.

Der Herr mit der schwarzen Binde verneigte sich und erwiederte: Ihre Verwunderung wird in dem Momente, da ich Ihnen meinen Namen nenne, ein Ende nehmen. Sie werden dann augenblicklich einsehen, daß ich nicht durch den Verrath eines Ihrer Vertrauten zur Kenntniß Ihres Geheimnisses gelangte. Die Stadt Wien, so groß sie auch sein mag, hat vor mir kein Geheimniß, ich gehöre zu den wenigen Bevorzugten dieser Erde, die Alles erfahren, was sie zu wissen wünschen.

Herr Wucherer riß die Augen auf, der Andere fuhr gleichmüthig fort: Ich hätte Sie zwar bequemer in Ihrer Wohnung, in Ihrer Handlung, oder auch in Ihrer öffentlichen Druckerei aufsuchen können, ich zog jedoch dieses geheime Etablissement Ihres Geschäftes vor. Ich bin des Glaubens, Ihr Vertrauen **hier** schneller zu gewinnen, wir können hier ungestörter und offener mit einander sprechen.

Der verlegene Verleger führte den Fremden zu einem Tische, der in einer Ecke stand und bot ihm einen Platz an.

Beide ließen sich nieder.

Wucherer, auf's höchste gespannt, erwartete den Vortrag des Einäugigen.

Die Arbeiter, ohne sich um die Herren zu kümmern, fuhren in ihrem Geschäfte fort.

Der Fremde begann: Heute Morgens hat, wie Sie wissen, eine Hinrichtung stattgefunden. Man hat einen Menschen mit glühenden Zangen gezwickt und dann gerädert. Das Urtheil lautete auf Räderung von unten hinauf, wurde aber gemildert, indem man den Verbrecher von oben herab räderte. Trotz dieser Modifikation hat das Urtheil großes Aufsehen erregt, und wer sich die Mühe nahm, heute die öffentlichen Orte zu besuchen und die Aeußerungen darüber zu hören, der wird die Bewegung der Gemüther nicht verkennen, welche das Urtheil hervorbrachte. Die guten Wiener sind der Meinung, man würde der Gerechtigkeit hinlängliche Satisfaktion gewährt haben, wenn man den Zahlheim simpliciter geköpft oder gehängt hätte. Wir wollen bei dieser bürgerlichen Anschauung nicht weiter verweilen, sondern nur **den** Umstand im Auge behalten, daß die Hinrichtung einige Zeit das Tagesgespräch bilden wird, und daß es demgemäß angezeigt ist, der öffentlichen Meinung mit einer Flugschrift zu Hülfe zu kommen.

Kaum hatte Herr Wucherer das Wort „Flugschrift“ gehört, als er freudig überrascht zusammenfuhr und ausrief:

Wahr — sehr wahr — in diesem Falle ist ein Traktätlein angezeigt — man wird es verschlingen —

Es freut mich, mein Herr, daß Sie meiner Ansicht beitreten.

Oh, ich müßte mein Geschäft schlecht verstehen, wenn ich einen solchen Moment unbenützt vorüber ließe! —

Der Großhändler schnupfte hastig und fuhr rasch fort: Bin dabei — aber schnell — a tempo — dergleichen Schriften dürfen nicht lange auf sich warten lassen.

Was das Manuskript anbelangt, versetzte der Einäugige gelassen, so ist es bereits vollendet —

Wie? Schon vollendet?

Der Andere zog ein Heft aus der Tasche und versetzte: Sie sehen es hier in meiner Hand.

Herrn Wucherer durchzuckte ein freudiger Schreck.

Ei, ei, rief er schmunzelnd, das nenn' ich schnell bei der Hand sein! Darf ich nun wissen, mit wem ich zu verkehren die Ehre habe?

Davon später. Bleiben wir für jetzt beim Geschäfte.

Gut, bleiben wir dabei. Sie sind also der Herr Verfasser?

Sie erhalten das Manuskript von mir, ob ich es verfaßt habe oder nicht, kann Ihnen ganz gleichgültig sein; mir ist es nur zu thun, daß diese Schrift gedruckt werde, an der Autorschaft ist in diesem Falle nichts gelegen.

Der Großhändler machte eine Pantomime, welche seine Zufriedenheit ausdrückte und sagte dann: Darf ich bitten, mir den Titel Ihres Operates mitzutheilen?

Der Bucklige schlug das erste Blatt des Manuskriptes um und las: „Beweis, daß Zahlheim als ein Opfer der Unwissenheit seiner Richter und durch Gewalt des Stärkeren hingerichtet worden. Verfaßt von einem Menschen."

Der Buchhändler fuhr auf, und glotzte den Anderen verblüfft an.

Dieser Titel war selbst Herrn Wucherer zu stark.

Nun, mein Herr, fragte der Einäugige nach einer Weile, wie finden Sie den Titel?

Der Großhändler nahm verlegen eine Prise und stotterte: Oh — der Titel — wäre wohl gut — aber —

Sie tragen Bedenken?

Es wird Ihnen vielleicht unbekannt sein, verehrter unbekannter Herr, daß Zahlheim sowohl den Diebstahl, als auch den Mord eingestanden hat.

Das ist mir sehr wohl bekannt, was liegt aber daran?

Daran liegt sehr viel, Hochverehrter, denn dann kann von einem „Opfer der Unwissenheit“ keine Rede sein. Den Tod hat der Verbrecher in jedem Falle verdient, wenn es dabei etwas zu tadeln gibt, so ist es höchstens die Todesart, die über ihn verhängt wurde.

Das ist Ihre Privat-Ansicht, die Ansicht des Publikums, vielleicht auch die meinige; allein Sie wissen aus Erfahrung, daß man in Schriften, die der Regierung feindlich entgegentreten, immer um einen Schritt weiter geht, als die öffentliche Meinung; wenn diese nun die Todesart tadelt, so ist es an uns, nicht allein die Art, sondern das Todesurtheil überhaupt anzugreifen.

Sie behaupten also in der Schrift?

Daß man Herrn von Zahlheim wider alles Recht der Natur und der Gesellschaft zur Richtstätte geschleppt hat.

Und wie beweisen Sie es?

Ich zeige dem Leser, daß der Diebstahl und der darauf erfolgte Mord nur eine Folge der Umstände war, in welchen der Uebelthäter sich befand, er hat gerade so handeln müssen, als er handelte, besaß nicht die mindeste moralische Freiheit, sein Vergehen zu unterlassen, folglich kann er auch deßhalb nicht bestraft werden.

Bei dieser sehr merkwürdigen Logik begann Herr Wucherer herzlich zu lachen.

Der Schluß, rief er, ist etwas spitz, aber er blendet; nach Ihrer Folgerung könnte Jeder thun, was ihm beliebt, er könnte sogar stehlen und rauben, um nur dasjenige nicht zu entbehren, was das Leben angenehm macht; aber wie gesagt, daran liegt nichts, der Leser wird geblendet und das ist die Hauptsache.

Sie wären also nicht abgeneigt? —

Keineswegs, wenn wir sonst einig werden.

Einig? Worin noch?

Ich meine von wegen des Honorars —

Jetzt lächelte der Fremde und sagte: Lassen Sie hören, wie viel fordern Sie?

Wucherer sah den Buckeligen verdutzt an.

Das Fordern, sagte er kleinlaut ist an Ihnen.

Sie vergessen, mein Herr, daß Sie es mit keinem gewöhnlichen Menschen zu thun haben, ich gebe Ihnen das Manuskript und honorire Sie überdies.

Bei dieser abermals merkwürdigen Logik des Fremden machte der Buchhändler einen Luftsprung.

Herr, stotterte er aufgelöst in Wonne und Entzücken, Sie geben ein gutes Manuskript und zahlen noch Honorar? O, jetzt glaube ich, daß Sie zu den wenigen Auserwählten dieser Erde gehören, die Alles wissen, was sie zu erfahren wünschen. Die Schrift wird augenblicklich der Presse übergeben. Sie sollen staunen über meinen Betrieb, um fünftausend Exemplare ist mir gar nicht bange, wenn es gut geht, auch achttausend, wie z. B. bei meinen „Unwahrscheinlichkeiten". Jetzt aber, hochverehrter Herr, legen Sie Ihr Inkognito ab, nennen Sie mir, ich bitte höflichst darum, Ihren edlen Namen.

Der Herr mit der schwarzen Binde zog ein feingearbeitetes Portefeuille aus der Busentasche, nahm aus derselben eine Karte und sagte: Hier meine Adresse!

Kaum hatte der Großhändler sie gelesen, so taumelte er drei Schritte zurück und stotterte: Herr — Graf! —

Der Bucklige legte seinen Zeigefinger quer über die Lippen, machte dazu eine entsprechende Pantomime, verneigte sich und verließ die heimliche Buchdruckerei.

Viertes Kapitel.

Der Glückshafen.

Der Graben ist zahlreich besucht.

Der Nachmittag ist so freundlich und warm, wie man es am eilften März kaum erwarten sollte. — Die Sonne scheint wie sonst gegen Ende April, man sieht sogar geöffnete Fenster, als ob die Zeit der „Limonade-Hütten“ schon da wäre und die schöne Welt, oder richtiger gesagt, die liebende Welt, sich unter ihren erfrischenden Fittigen versammelte.

Statt der traulichen, gastlichen Hütten sieht man aber in der Nähe der Hirsch-Apotheke eine hölzerne Bude errichtet, umstanden von hunderten Neugierigen, denen Anschlagzettel und Austrommler verkündigt hatten, daß heute ein Glückshafen eröffnet sei, bei welchem gewonnen werden: Ein silberner Becher, eine Uhr, die man allmonatlich nur einmal aufzuziehen braucht, ein Silberservice für drei Personen, ein goldener Ring, u. s. w. u. s. w., noch manchen Nürnberger Tand hinab bis zum seidenen Strickbeutel und spanischen Rohr.

Das Innere der Bude ist mit grell gefärbten Papie-

ren bunt ausstaffirt, die Gewinnste glänzen und prunken, denn der Unternehmer hat sie, wie der Wiener sagt: „Auf den Glanz hergestellt“ damit das Auge geblendet und der Beschauer zum Spiel gelockt werde.

Auf einem Tische vorne steht ein riesiger, mit Goldpapier überzogener Topf, in welchem die Nummern liegen, unter denen sich die zahlreichen Nieten und die wenigen Treffer befinden.

Der Platz ist also sehr zahlreich besucht. Spiellustige, Neugierige, Unterhaltungssüchtige und endlich eine große Zahl von Pflastertretern bilden die Versammlung, die theils den Glückshafen umsteht, theils aber im Sonnenschein auf und ab spaziert und die Damen an den Fenstern mustert.

Das waren aber auch Damen!

War es doch, als hätte sich — vom Sonnenschein gelockt — plötzlich der Frühling aufgethan und wäre eingezogen mit Sang und Klang.

Welch' eine Menge anmuthiger und lieblicher Gesichter! Z. B. da oben bei Herrn von Trattner, dem damaligen Brockhaus, der einige Jahre früher an die Stellen von sechs Häusern ein Einziges hinpflanzte, welches zu jener Zeit das prächtigste und größte Privatgebäude der österreichischen Residenz war. —

Sechs Geschoße, vierzehn Fenster in einer Reihe — hundert und neunzehn große und kleine Laden oder Gewölbe, welch' ein architektonischer Riese!

Oben also, bei Trattnern im ersten Stock, da wimmelt es von Frauenköpfen. Die Familie hat zahlreiche Verbindungen, Verwandte und Bekannte. Die Damen haben sich also zu Besuch eingefunden, um das Schauspiel auf dem Graben mit anzusehen.

Jene Frau, mit dem länglichen, blassen Gesichtchen, etwas geziert aber doch anmuthig, es ist die Hofräthin Born, ihr zur Seite eine Schönheit aus Theresianischer Zeit, die Gattin des Hofraths Greiner, mit ihrem allerlieb-

sten gelehrten Töchterlein Karoline, von diesem Mädchen ist es stadtkundig, daß es die römischen Klassiker im Originale lese und recht nette Verse dichte; natürlich was Essig werden will, sagt ein triviales Sprüchwort, wird zeitlich sauer, aus der Karoline Greiner ist später eine Karoline Pichler geworden. Am benachbarten Fenster sehen wir eine der reizendsten Frauen Wiens, die Hofräthin von Sonnenfels. Die Künstlerwelt nannte die liebenswürdige Therese die „Aspasia" Wiens. Von fünf reizenden Töchtern des Fulnecker Oberamtmannes Hay war sie die reizendste, ihr Bruder Johann Leopold Hay, wurde später Bischof zu Königgrätz, Viele preisen ihn als Oesterreichs Fenelon.

Aber siehe da! Wer ist das?

Neben der Freiin von Sonnenfels steht eine einfach gekleidete Frau, jung, reizend, fast so liebenswürdig wie die Hofräthin. Beide sprechen freundlich miteinander, trotzdem, daß die einfache Frau, nur bürgerlich gekleidet, der Dame gegenüber sehr bescheiden aussieht. Wir werden die Anmuthige später näher kennen lernen, vor der Hand genüge ihr Name, es war Madame Konstanze Mozart.

Wir vermögen von unten aus nicht zu hören, wovon die Damen sich unterhalten, wir bemerken aber, daß ihre Blicke auf ein schräg hinüberliegendes Fenster gerichtet sind, das sich im zweiten Stocke befindet und an dem ebenfalls eine Dame erschienen ist.

Nur einige Sekunden am Fenster und hunderte Augen ruhen auf ihr.

Die Dame scheint dem Bunde der Grazien entflohen und sich hier niedergelassen zu haben.

Das Gesichtchen, ein vollkommenes Oval, die Wangen eine Verbrüderung von Lilien und Rosen, das Auge von dem reinsten, damals berühmten Kaiseraugenblau, die Lippen fein geschnitten, das Kinn zum Küssen, die Stirne voll Hoheit, der Charakter des ganzen Antlitzes ein Gemisch von Liebenswürdigkeit, Anmuth und Klugheit. Ihr Haar ist blond

und seidenweich, der Kopf, in diesem Momente blos, zeigt eine Frisur, die an das Antike mahnend, eigens für diese Erscheinung erfunden scheint. Das reiche Haar, nach rückwärts geleitet, am Hinterhaupte in einen Bund vereiniget, bildet hier einen blonden Wald, aus welchem einzelne Locken nach den Seiten und nach rückwärts fallen. Man mußte diesen Kopf sehen, um den Reiz des Haarputzes nur zu begreifen.

So viel man von unten aus wahrnehmen kann, ist die Dame üppig gebaut, jedoch nicht zu voll, die braune Seidenrobe zieht sich jeder Mode zum Trotz bis nahe an den Hals, wodurch die Reizende ein keusches Aussehen erhält, eine Eigenschaft, die in jenen frivolen Tagen eben nicht allzuhäufig angetroffen ward.

Wer die Blicke, welche auf die Erscheinung im zweiten Stocke gerichtet waren, genau studirte und dabei die Mienen der betreffenden Personen nicht übersah, der konnte auf allen Gesichtern die einfache Frage lesen: „Wer ist dieser Engel?"

Weder die Herren auf dem Platze, noch die Damen an den Fenstern vermochten diese Frage zu beantworten.

Etwas entfernt von der Spielbude — man gewähre uns diese Benennung, die eigentlich die passendste ist — bemerken wir einen jungen Mann, dessen Aufmerksamkeit ebenfalls jener Dame gilt.

Sein schlanker Körper lehnt an dem gegenüber liegenden Hause und sein schwarzes Auge weidet sich an dem lebenden Frauenfrühling.

Wir zweifeln nicht, daß der schmucke Herr, der kaum zwanzig Jahre zählt, im Leben noch kein schöneres Frauenbild sah, darum sein glühender Blick, darum das Lächeln auf seinen Lippen, sie sind stumme Geständnisse seiner Bewunderung.

Der junge Mann, dessen Kleidung und feines Wesen ihn als zu den besseren Ständen gehörend bezeichnet, ist in

das Anschauen der Dame so versunken, daß er die Vorgänge auf dem Platze nicht beachtet, er ist blos mit dem Körper auf dem Graben, sein Geist weilt in den höheren Regionen eines zweiten Stockwerkes.

Zwei Herren, die sich in seiner Nähe aufgestellt hatten und laut und ungezwungen miteinander sprachen, blieben natürlich von ihm unbemerkt.

Beide Herren, anständig gekleidet, waren groß, der Eine rauh, trotzig, mit einem Medusengesicht, der Andere hübschfarbig, freundlich lächelnd und munter. Obwohl erst in der Mitte der Dreißig stehend, sah man bei ihm doch schon die Anlage des künftigen Schmeerbauches, der kurze Hals versprach auch sehr speckig zu werden.

Beide Herren gingen Arm in Arm, der Trotzige wurde von dem Freundlichen in der Richtung gegen die Spielbude gezogen, er stemmte sich aber dagegen und rief wiederholt: Ich mag nicht — laß mich — wer wird sich denn unter's gemeine Volk mengen — Du hast doch manchmal sonderbare Einfälle, Emanuel!

Komm nur, Stephanie, komm mein Büberl, versetzte der Muntere, im echten Wiener Jargon, ich hab' mir's einmal in den Kopf g'setzt, wir probiren heut' unser Glück —

Ich spiele nicht —

Geh', geh', Mauserl, bei Millani spielst Du fleißig.

Ein Kaffeehaus ist kein öffentlicher Platz —

Du spielst auch öffentlich und zwar — Komödie.

Zwischen Nationaltheater und Glückshafen wird wohl ein Unterschied sein.

Kein großer. Die Treffer sind dort so rar, wie hier. Jetzt komm, Brüderl, komm, sei fein manierlich, laß das Tyrannenhafte, Flegelische und Scharfrichterliche für das Komödienhaus, spiel' mit, dagegen verspreche ich, sobald wieder eine neue Komödie von Dir gegeben wird, zu klatschen wie ein Fuhrmann, aber gut muß das Stück sein, so gut, wie zum Exempel Deine „Bekanntschaft im Bade“,

oder die „Wölfe in der Heerde“, oder gar wie der „Deserteur aus Kindesliebe“.

Stephanie der Jüngere, denn er war der Widerstrebende, schüttelte den schrecklichen Kopf und versetzte: Mir liegt an dem Geklatsche in der Luft und an jenem auf dem Papiere nichts; der Teufel hol' Alles, was kritisirt, gleichviel, ob mit dem Munde oder mit der Feder; wer mit meinem Kopfe nicht zufrieden ist, dem gib ich meine Fäuste zu schmecken. So halt' ich's! Jetzt aber laß mich Emanuel!

Da der Freundliche sah, daß der Andere gar nicht zu bewegen war, so sagte er: Gut denn, ich probir's allein, wo treff' ich Dich später?

Bei Kramer.

Sie trennten sich.

Der Herr, welcher Emanuel hieß, ging zur Spielbude.

Der früher erwähnte junge Mann, in dessen Nähe diese Szene vorfiel, blickte noch immer nach dem zweiten Stockwerke.

Plötzlich fühlte er sich an der Schulter berührt. Er wendete den Kopf und sah an seiner Seite einen höckerigen Mann mit einer schwarzen Binde um das rechte Auge.

Störe ich, Herr Lohberg? fragte der Bucklige leise.

Der Angeredete, erstaunt, von einem Unbekannten angesprochen zu werden, versetzte: Was wünschen Sie mein Herr?

Ihnen gefällig zu sein.

Sie? Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.

Es steht Ihnen frei, meine Bekanntschaft zu machen.

Ich danke, mein Herr.

Ah, sagte der Einäugige mit einem sarkastischen Lächeln, Sie denken wahrscheinlich, eine Bekanntschaft, die sich selbst aufdringt, kann nicht sehr wünschenswerth sein.

Sie geben sich viele Mühe, meine Gedanken zu errathen.

Ich brauche Ihre Gedanken nicht erst zu errathen, ich kenne sie ohnedem.

Meine Gedanken?

Sie staunen! Würden Sie meinen Namen wissen, Sie fänden natürlich, was Sie jetzt bezweifeln.

Der junge Mann betrachtete den Fremden aufmerksamer und sagte: Wohlan, nennen Sie mir Ihren Namen!

Hier? Auf öffentlichem Platze? Oh, mein Herr, ich pflege meinen Namen nicht auszuposaunen.

Dann bewahren Sie Ihr Geheimniß, und lassen Sie mich.

Sie sind mißtrauisch, Herr Lohberg, ich wiederhole, ich wünsche nichts, als Ihnen gefällig zu sein.

Und ich wiederhole meinen Dank dafür.

Sie weisen mich also von sich?

Keine Antwort.

Das linke Auge des Fremden funkelt. Er zieht sein Portefeuille aus der Brusttasche, öffnete es, und sagte ernst mit wohlklingender Stimme: Kornelius Lohberg, ich bitte, blicken Sie hieher.

Er hielt dem jungen Manne ein Miniaturbild entgegen, welches eine hübsche Frau darstellte.

Lohberg wurde bleich und zitterte.

Kennen Sie diese Dame?

Es ist meine Mutter, meine arme Mutter! stammelte der Betroffene.

Der Fremde schloß das Portefeuille und verbarg es. Dann sagte er kurz: Ich verlasse Sie mein Herr, ich mag Niemandem lästig fallen.

Jetzt hielt Lohberg ihn zurück.

Verweilen Sie nur einige Augenblicke, sagte er, ich bitte Sie darum.

Der Fremde blieb.

Sie tragen in Ihrem Portefeuille das Porträt meiner Mutter. Wie kommen Sie zu dem Bilde? Wer sind Sie? Woher kennen Sie mich?

Ich kann Ihnen diese Fragen hier nicht beantworten. Das Porträt kam zufällig in meinen Besitz.

Kannten Sie meine Mutter persönlich?

Nein. Ich sehe auch Sie heute zum ersten Male.

Und dennoch?

Dennoch kenne ich die ganzen Verhältnisse Ihrer Familie, kenne die Vergangenheit und weiß Ihre Zukunft.

Meine Zukunft? rief Kornelius betroffen.

Zweifeln Sie nicht, junger Mann, vor mir gibt es kein Geheimniß! Nicht vergeblich habe ich die Welt in allen ihren Theilen durchreist, die Mysterien der Pyramiden und Katakomben durchforscht, nicht vergebens weilte ich am Ganges, am Niagara und im Innern des Vesuv, nicht umsonst lebe ich in verschiedenen Jahrhunderten neu auf, für mich gibt es keine Zeit und keinen Ort.

Lohberg glaubte zu träumen. Was er da hörte, war so sonderbar, so unglaublich, und doch mit solcher Zuversicht und solcher Würde gesprochen, daß er es nicht wagte, seine Zweifel laut werden zu lassen. Er blickte den Fremden betroffen an.

Dieser fuhr fort: Was staunen Sie? Sie gehören doch noch nicht zu jenen neumodischen Freigeistern, wie die jetzige frivole Zeit sie zu Tausenden heranbildet. Für sie gibt es keine Religion, weder eine natürliche, noch eine geoffenbarte, für sie gibt es keinen Glauben, keine Wunder, keine Hölle und kein Jenseits. In ihrem Alles nivellirenden Geiste leugnen sie, was ihr Verstand nicht begreift, und bestreiten selbst die Wunder der Natur, weil sie das Geheimnißvolle derselben nicht zu durchschauen vermögen. Sagen Sie mir, haben Sie Franz von Zahlheim gekannt?

Den Verbrecher, welcher gestern gerädert wurde?

Ja, man sagt, er sei hingerichtet worden.

Man sagt? Ei, mein Herr, ich selbst war Augenzeuge.

Sie kannten ihn also?

Ich kannte ihn sehr gut.

Wohlan denn, blicken Sie nach jenem zweiten Stocke und sagen Sie mir, wer ist jener Mann?

Der Fremde wies mit dem Zeigefinger nach demselben Fenster, an welchem früher die herrliche Dame mit dem blonden Haar sichtbar war.

Kornelius blickte hin, taumelte und stotterte: Heiliger Gott, er ist es, der Zahlheim!

Der Zahlheim! hört man rechts Mehrere rufen.

Der Zahlheim, wie er leibte und lebte! schreit es links.

Hunderte Augen blickenauf.

Der Zahlheim steht mit verschränkten Armen am offenen Fenster und blickt traurig auf den Platz herab.

Es ist helllichter Tag.

Bei der Spielbude ertönt jetzt ein fürchterliches Geschrei.

Bravo! Vivat! Jubel!

Trompetenschall und Paukenwirbel.

Hütewerfen! Halloh! Getümmel!

Das waren die pächterlichen Claqueurs des Glückshafens.

Der erste Preis — der silberne Becher war gewonnen.

Ohrenzerreißendes Spektakel!

Im Nu steht vor der Bude ein offener Fiaker.

Der Gewinner, mit einem Lorbeerkranz auf dem Dreispitz, wird mit Gewalt von vier stämmigen Burschen gefaßt und in den Wagen gehoben. Einer von ihnen steht wie ein Heros auf dem Wagensitz, und schwingt den silbernen Becher in der Luft. Hinten auf dem Brett stehen zwei Trompeter und blasen, als ob das jüngste Gericht schon im Anzuge wäre.

Hunderte von Gassenjungen umspringen den Wagen, und rufen ohne Unterlaß: Vivat, Schikaneder! Bravo, Schikaneder! Vivat!

Der Schauspieler, oder wie man damals sagte, der Komödienspieler Emanuel Schikaneder war der Gewinner des ersten Preises, und mußte sich nun nolens volens im

Triumph — zum Ruhme des Glückshafen-Pächters — in der ganzen Stadt herumtrompeten lassen.

Lohberg, von dieser Szene hinwegblickend, suchte den Fremden.

Er war fort.

Das Fenster im zweiten Stocke war geschlossen.

Von Zahlheim und der reizenden Erscheinung keine Spur.

Der junge Mann eilte in jenes Haus — oben war Alles gesperrt — der Hausmeister sagte ihm, die fremde Herrschaft, welche seit acht Tagen hier wohne, sei schon am Mitage ausgefahren und seitdem nicht zurückgekehrt.

Fünftes Kapitel.

Auf der Hauptmauth.

Wir als Romandichter würden es unseren Lesern nimmermehr zumuthen, uns an einen Ort zu folgen, der so wenig romantischen Elementes bietet. Unsere Chronik ist jedoch unerbittlich, wollen wir ihr nicht untreu werden, so dürfen wir einen Vorfall nicht übergehen, welcher zu einem wichtigen Theile unserer Erzählung den Anfang bildet.

Der Chronist befiehlt, wir gehorchen. — Im Grunde genommen ist der Schauplatz Nebensache und die Begebenheit und die Personen sind von Wichtigkeit.

Wir befinden uns also auf der damaligen Hauptmauth.

Das drei Stockwerke hohe geräumige Gebäude lag

zwischen den sogenannten Lorenzerinnen und dem Mauththore. Damals trug es die Nummern 721 und 722.

Wir kennen das Gebäude, wir wissen die Veränderungen, welche seitdem stattgefunden, darum kein Wort mehr darüber.

Es war fast gegen das Ende der Amtsstunden; der Zulauf hatte sich verringert, die Parteien waren expedirt, nur Wenige befanden sich noch da, um die Untersuchung ihrer Packete, Koffer und Kisten abzuwarten.

Unter diesen befanden sich zwei Reisende, die man augenblicklich in Herr und Diener unterschied.

Der Erste war ein kräftiger Greis, strotzend von Gesundheit. Seine kerzengerade Haltung, so wie sein kurzes, barsches Wesen zeigten den ehemaligen Militär, sein offenes Auge die Freimüthigkeit und seine hohe Stirn den Denker, den Mann der Wissenschaft.

Der Diener, im Alter nahe an den Vierzigen, war in gewissen Dingen ein Seitenstück zu seinem Herrn, auch er hatte dem Militär angehört, aber ihm fehlte das offene, ehrliche Wesen, sein lauernder Blick stieß ab, seinen Mund verunzierte ein Zug von Heuchelei und seine niedere Stirn verrieth Tücke.

Die beiden Reisenden standen neben mehreren Koffern, die — da sie gerade aus Berlin angelangt waren — untersucht werden mußten.

Der Herr ging mit kräftigen Schritten auf und nieder, blieb dann stehen und sagte: Götz!

Befehlen Herr Baron!

Wo ist Sabine?

Sie ist auf der Straße und hütet die Sachen im Wagen.

Deinem Weibe wird draußen die Zeit lang werden.

Sabine ist geduldig und weiß zu warten. Die österreichischen Zöllner sind indessen sehr langweilig. Da lobe ich mir die unserigen.

Die Aussprache der Fremden verrieth die Preußen.

Der Greis zuckte die Achseln und sagte: Endlich wird denn doch auch an uns die Reihe kommen müssen.

Eine Weile verging wieder.

Jetzt kam einer der Visitatoren. Wir wollen gleich seinen Namen angeben, er hieß Bacciochi.

Er war ein großer dicker Mann mit einem Vollmondsgesichte, dabei aber sehr gesprächig, mitunter etwas mehr als barsch, wie man es beiläufig auf der Hauptmauth anzutreffen pflegte.

Woher kommen Sie?

Aus Berlin.

Ah, aus Berlin!

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen waren, hatte etwas Höhnisches.

Man muß nämlich die damalige politische Situation zwischen Wien und Berlin im Auge behalten.

Man war zu jener Zeit bei preußischen Reisenden so vorsichtig, wie heut zu Tage bei Schweizern oder Engländern. So wie einst die Juden von Nazareth, so rief man damals in Wien: „Was kann von Berlin Gutes kommen?"

Die Theresianer und Josefiner wußten recht gut, warum?

Daher kam auch der höhnische Ton des Visitators.

Der Reisende achtete aber nicht auf den Ton des Mauthbeamten, sondern sagte zu seinem Diener: Götz, sperre die Koffer und Kisten auf.

Dieser gehorchte.

Man ist hier zu Lande in den Zollhäusern sehr strenge, wendete sich der Greis an den Visitator.

Dieser nickte mit dem Kopfe und versetzte: Die Regierung hat das Beste, den heimischen Kommerz, im Auge, und der Kaiser thut Alles, um den materiellen Wohlstand seiner Völker zu heben. Uebrigens herrscht die Strenge für Einen

und für Alle. Wir haben davon erst vor einigen Wochen ein eklatantes Beispiel erlebt.

Ei so! Darf man es wissen?

Es ist kein Amtsgeheimniß und die Zeitungen haben es verkündet. Eine hochgestellte Dame am kaiserlichen Hofe ließ während des Faschings eine französische Marchande de Modes zu sich kommen und kaufte ihr Waaren im Betrage von 200 Dukaten ab. Der Kaiser, welcher zufällig dazu kam, besah die Waaren und erkannte, daß es ausländische seien. Ohne etwas zu äußern, bezahlte er augenblicklich die Modistin. Eine Stunde später hatten wir schon den Auftrag, das Haus der Französin zu durchsuchen, und da sie sich über ihren großen Vorrath nicht mit Mauthbillets ausweisen konnte, wurde Alles konfiszirt und trotz sehr hoher Verwendungen, deren sich die Schuldige zu erfreuen hatte, erhielt sie die Kontrebande nicht zurück.

Der Reisende schenkte der Mittheilung seinen Beifall und da sein Diener mittlerweile die Behältnisse geöffnet hatte, so begann der Visitator sein Amt zu üben.

Zwei Koffer mit Kleidungsstücken waren bald durchsucht, Bacciochi kam zu einer Kiste.

Als der Mauthbeamte den Inhalt derselben erblickte, wurde er aufmerksam. Sein Auge vergrößerte sich, sein Gesicht schien um einen Zoll länger zu werden.

Man sah, daß ein wichtiger Gedanke ihn beschäftige.

In der Kiste befanden sich, sehr behutsam verpackt, Schmelztiegel, Roste, gläserne Retorten, Büchsen, Phiolen mit verschiedenen Flüssigkeiten gefüllt, ein Blasebalg und verschiedene andere Utensilien, wie sie in allen chemischen Küchen unentbehrlich sind.

Bacciochi hatte einen Entschluß gefaßt. Er blickte vorsichtig um sich, ob er von keinem seiner Vorgesetzten im Amte beobachtet werde, und da dieß nicht der Fall war, sagte er zu Götz: „Schließen Sie die Behältnisse, ich habe bereits Alles durchsucht und nichts Anstößiges gefunden!“

und dann zu dem Herrn sich wendend, fuhr er mit geheimnißvoller Geberde in tiefster Ehrfurcht fort: Darf ich, hochverehrter Herr, um Ihren Namen fragen?

Der Greis wurde über den plötzlichen Wechsel im Benehmen des Mauthbeamten stutzig und antwortete barsch: Ich bin der Baron Liebenstein!

Der Visitator schien in seinem Gedächtnisse nach diesem Namen zu suchen, da er ihn aber nicht fand, murmelte er in sich hinein: Baron Liebenstein — es ist sicher — das ist ein Inkognito!

Dem Reisenden war das auffällige Benehmen des Beamten nicht entgangen, er schüttelte den Kopf und murmelte ebenfalls einige Worte in den Bart, die aber für Herrn Bacciochi wenig schmeichelhaft gewesen sein mochten.

Dieser ließ sich indessen von dem abstoßenden Benehmen des Preußen nicht abschrecken, sondern that sich mit der unterwürfigsten Reverenz um den Fremden herum und bat, ihn in seine Wohnung begleiten zu dürfen.

Der Baron, in seiner barschen Geradheit erwiederte: Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich hab' nichts dagegen. Meinethalben kann das ganze Mauthpersonale mitgehen.

Bacciochi machte eine Pantomime, die anzeigte, wie wehe ihm das Mißtrauen des hohen Reisenden thue und er erwiederte: Hochverehrter Herr Baron, wenn ich mir die Gnade erbat, Sie begleiten zu dürfen, so dachte ich dabei an keine Amtspflicht, sondern blos an die gehorsamste Reverenz, die ich Euer Gnaden schulde.

Sie, mir? fragte Liebenstein verwundert, kennen Sie mich?

Ich habe nicht das hohe Glück —

Was wollen Sie also mit Ihrer Reverenz sagen?

Ich will damit sagen, daß ich es mir zur Ehre rechne, Ihr unterthänigster Diener zu sein!

Der Kerl ist ein Narr! dachte der Baron.

Man verließ das Amtshaus.

Da Götz das Aufladen der Koffer besorgte, so befahl ihm der Baron, zum goldenen Ochsen hinter dem Mehlmarkte nachzukommen und ging mit seinem aufgedrungenen Begleiter voraus.

Der Gasthof zum goldenen Ochsen ist wohl anständig? fragte Liebenstein auf dem Wege.

Oh gewiß, sehr anständig, doch glaube ich nicht, daß Euer Gnaden dort lange verweilen werden.

Ich gedenke mich aber hier längere Zeit aufzuhalten.

Oh, welch' ein Glück für uns, rief der Mauthbeamte entzückt aus, trotzdem wage ich doch zu behaupten, daß Euer Gnaden nicht nöthig haben werden, in dem öffentlichen Lokale zu bleiben.

Sie meinen, ich sollte ein Privatlogis miethen?

Miethen? Oh, für Kavaliere, wie Euer Gnaden, gibt es in Wien Hunderte von Familienvätern, die sich glücklich schätzen würden, Sie zu beherbergen.

Was mag der Narr nur wollen? dachte der Baron, sagte aber dann laut: Ich gestehe Ihnen aufrichtig, mein Herr, daß ich Sie nicht begreife? Sie erklärten mir vorhin, mich nicht zu kennen, wie kommt es also, daß Sie mir, dem Unbekannten, solche Dinge sagen?

Bacciochi machte ein pfiffiges Gesicht, schmunzelte und entgegnete: Oh, Herr Baron, man kennt manches Ding in der Natur nicht, das heißt, man hat es noch nicht gesehen, weiß aber doch, was dahinter steckt und kennt seine verborgenen Eigenschaften. Freilich muß man ein Eingeweihter sein, um dergleichen zu wissen, der Laie ist so glücklich nicht.

Der Visitator legte auf das Wort: „Eingeweihter", einen besonderen Nachdruck, und machte dazu eine pfiffige Miene, wie ungefähr Jemand, der da sagt: „Merken Sie endlich etwas?"

Aber der Baron merkte nichts, sondern sagte: Sie reden von mir, als ob ich ein merkwürdiges Gewächs wäre —

Aha, ein merkwürdiges Gewächs!

Eine Rarität. —

Und welche Rarität?

Sie haben mich noch nicht gesehen, und kennen mich doch —

Ich schmeichle mir.

Der Kerl ist verrückt, murmelte Liebenstein bei sich, ich begreife nicht, wie man solch' einem Manne ein öffentliches Amt geben kann.

Bacciochi dachte wieder: Er behauptet starrsinnig sein Inkognito, mich täuscht er dennoch nicht.

Eine Weile gingen sie stumm neben einander her, endlich begann der Begleiter des Barons wieder: Euer Gnaden haben wohl viel Geschäfte in Wien?

Ich hoffe, Geschäfte zu machen.

Mit Tinkturen?

Vielleicht.

Aha, dachte der Visitator, er sagt vielleicht, jetzt ist es gewiß.

Und dann laut: Euer Gnaden, Herr Baron!

Was wollen Sie?

Euer Gnaden sind mir gegenüber so zurückhaltend, das kränkt mich sehr.

Liebenstein zuckte gleichgültig die Achseln.

Der Andere fuhr fort: Euer Gnaden, ich bin hier nicht im Dienste, ich bin, wenn auch Mauthbeamter, doch ein Freund der Aufklärung, als solcher bitte ich Sie recht inständig, verbannen Sie, mir gegenüber, jedes Mißtrauen, alle Scheu, lassen Sie den geheimnißvollen Schleier fallen, ich weiß, Sie sind nicht der, der Sie zu sein scheinen, Sie verbergen aus Vorsicht die schönsten Eigenschaften Ihrer Persönlichkeit, oh, gewiß, Sie sind, was auch ich bin, nur stehen Sie viel höher, hoch, vielleicht am höchsten.

Dem Preußen riß jetzt der Faden der Geduld.

Herr Zöllner, rief er, ich will nicht hoffen, daß Sie

mich für einen Agenten des Zollamtes halten! Ich bin der Baron Liebenstein, hab' als preußischer Patriot im siebenjährigen Kriege mitgefochten, war damals Hauptmann und Adjutant beim General Salamon. Jetzt bin ich außer Dienst, und beschäftige mich mit Chemie. Von einem geheimnißvollen Schleier ist also bei mir keine Rede, ich bin wirklich **der**, der ich zu sein scheine, ich verberge gar keine Eigenschaften meiner Persönlichkeit, ich bin Liebenstein, heiße Liebenstein und werde Liebenstein bleiben bis zu meinem Tode. Ich habe Sie eine Weile angehört, aber Alles hat seine Grenze, jetzt ist's genug. Ich habe ausgeredet und will kein Wort mehr verlieren!

Bacciochi, weit entfernt, sich durch die Barschheit des Barons abschrecken zu lassen, verharrte in seiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit, und empfahl sich von ihm erst, als man in dem genannten Gasthofe anlangte, unter hundert Bücklingen.

Liebenstein war froh, den Zudringlichen los zu sein. Der Visitator rieb sich vergnügt die Hände und murmelte, auf der Straße angelangt: Oh, gewiß, er ist Einer der Unseren. Seine Hartnäckigkeit ist zu auffallend, seine geheimnißvollen Blicke verriethen ihn. Er ist ohne Zweifel einer der geheimen Oberen, und kam hieher, um sich von unserem Wirken zu überzeugen. Morgen gleich will ich dem **Meister** das überraschende Ereigniß verkünden.

Sechstes Kapitel.

Der Meister.

In einem der Häuser in der Spiegelgasse und zwar im zweiten Stocke wohnte der Reichshofraths-Agent von Matolay.

Im rüstigsten Mannesalter stehend, zeigte seine Physiognomie den Mann von mannigfachen Kenntnissen, bei denen jedoch zu bedauern war, daß sie jener unpraktischen Sphäre angehörten, die damals noch mit vieler Vorliebe gepflegt wurde, und in welche sich aber viel größere Geister, als Herr von Matolay war, verwirrten.

Der Herr Agent des Reichshofrathes war ein Schwedenborgianer mit Leib und Seele und ein leidenschaftlicher Alchymist.

Wir finden in ihm eine einnehmende Gestalt, eine Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, die oft verdächtig ward, ein Antlitz, dem die Verstellung nicht fremd, kurz einen Charakter, bei dessen Ausbildung sich eine bedeutende Quantität Heuchelei einschmuggelte.

Der Agent ist im Besitze einer reizenden Frau — der berühmte Nikolai nennt sie eine der schönsten Frauen in Wien — die hübsche Bilder zeichnete und sich um die Handlungen ihres Gatten wenig kümmerte.

Herr Matolay befindet sich in seinem Kabinete und

ist mit einem Aufsatze beschäftigt, den er eben zu Papier bringt. Es ist dieß ein Vortrag, welchen er den Brüdern bei der nächsten Gelegenheit zu halten gedenkt.

Der Agent ist etwas zerstreut.

Ohne von außen gestört zu werden, unterbricht er sich oft selbst und greift nach einem Briefe, der seitwärts liegt, und den er schon zum öftersten durchgelesen hatte.

Das Schreiben war ihm zwei Tage früher durch die Stadtpost zugekommen, sah aber durch das häufige Lesen schon so abgegriffen aus, als ob er es schon vor Monaten erhalten hätte.

Er nahm den Brief jetzt wieder zur Hand und las:

„Hochverehrter Herr und Meister!

„Ein Mann, dem es vergönnt ist, in dem Spiegel der Zukunft zu lesen, meldet Ihnen, daß ein Ereigniß im Anzuge ist, welches dem Orden, dem wir angehören, einen überraschenden Aufschwung verleihen wird. Ein berühmter Alchymist, der Erfinder des „Philosophischen Goldsatzes“, trifft morgen in Wien ein. Er reist unter dem Namen eines Baron Liebenstein. Versäumen Sie diese Gelegenheit nicht. Der Augenblick der Größe für den Ordenszweig in Wien ist gekommen. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, was Sie zu thun haben. Das Geheimniß des berühmten Gastes ist unbezahlbar.“

Die Unterschrift lautete: „Ein Bruder aus dem Orient.“

So wie jedesmal nach dem Lesen, schüttelte Matolay auch jetzt den Kopf.

Das Schreiben dünkte ihm räthselhaft und gab ihm Stoff zum Nachdenken.

Wer mag der geheimnißvolle Reisende sein, der ankommen soll?

Wer ist dieser Bruder aus dem Orient?

Wird dessen Prophezeihung in Erfüllung gehen?

Und war dieß der Fall, so entstand die Frage, was mußte geschehen, um den geheimnißvollen Reisenden zu gewinnen?

Alle diese Fragen waren für unseren Mann zu wichtig, als daß sie ihn nicht von anderen Beschäftigungen abgezogen und sein Denken in Anspruch genommen hätten.

Der Vortrag blieb unvollendet liegen, denn dessen Verfasser sann über andere Dinge nach.

Er war so vertieft, daß er das Aufgehen der Thüre nicht hörte und einen Eingetretenen erst bemerkte, als er vor ihm stand.

Es war jener junge Mann, den wir auf dem Graben unter dem Namen Kornelius Lohberg kennen lernten.

Der Agent empfing ihn sehr freundlich.

Lohberg kreuzte die Hände über die Brust, neigte den Kopf und begann ehrfurchtsvoll: Hoher Meister!

Matolay unterbrach ihn: Ohne Ceremonien, lieber Herr Lohberg, wir sind unter uns und nicht in der Loge. Nehmen Sie Platz. Was bringen Sie Neues?

Man setzte sich.

Haben Sie, begann der junge Mann, von dem gestrigen Vorfalle auf dem Graben schon Kunde erhalten?

Man sprach heute in der Kanzlei davon. Baron Ditmar erzählte, der geräderte Zahlheim wäre an einem Fenster erschienen —

Ich sah ihn mit eigenen Augen.

Also wirklich? rief der Andere, auf's Höchste erfreut, erzählen Sie, ich bitte, wie hat sich das Wunder ereignet?

Lohberg theilte dem Agenten die erlebte Szene mit.

Matolay war ganz Ohr. Er horchte auf die räthselhafte Begebenheit mit großer Andacht, kein Zug des Zweifels trübte seine freudige Miene. Wer Jahrelang — wenn auch nur in seinem Studierzimmer — sich mit Geistern und Gespenstern beschäftiget, für dessen Ohr ist es Balsam,

endlich von einem Gespenste zu hören, welches den Leuten am hellen Tage und auf offener Straße erscheint. Fast mehr als der Geräderte selbst beschäftigte ihn der räthselhafte Fremde mit der schwarzen Binde. Wer war dieser Mann? Lohberg erinnerte sich nicht, ihn gesehen zu haben, er kam und war fort.

Matolay hatte also neuen Stoff zum Nachdenken.

Er dankte dem jungen Manne für die Mittheilung, und erbat sich über einige Daten nähere Angaben, die ihm Kornelius auch machte.

Als man damit zu Ende war, gab Herr von Matolay dem Gespräche eine andere Wendung, indem er sagte: Da Sie mir Neuigkeiten mitgetheilt haben, Herr Lohberg, so will ich Ihnen auch eine zukommen lassen. Man ist ungehalten über Sie.

Ueber mich? rief Kornelius verwundert.

Es sind Klagen eingelaufen.

Sie erschrecken mich, Herr von Matolay!

Fragen Sie nur meine Frau!

Ah, jetzt begreife ich.

Der junge Mann lächelte.

Fräulein Aurelie war vor einigen Tagen bei uns zu Besuche, und wir erfuhren zu unserem Erstaunen, daß Sie sich bei Herrn Oberstlieutenant Szekely gar nicht mehr sehen lassen. Hat man Sie dort beleidigt?

Nein, der Oberstlieutenant ist ein ehrwürdiger alter Herr, und das Fräulein ist sehr liebenswürdig, aber —

Nun weiter, mein Herr, warum werden Sie verlegen? Ich wiederhole Ihnen, daß Sie im Hause gerne gesehen werden —

Ich zweifle nicht daran, glaube jedoch besser zu thun, wenn ich fern bleibe. Ich habe Gründe, wichtige Gründe!

Der Agent begriff den Ernst nicht, mit welchem Kornelius dieß vorbrachte.

Sie scheinen Launen zu haben —

Herr von Matolay, halten Sie nicht für Laune, was als eine trübe Wolke die Sonne meines Lebens verdunkelt.

Der junge Mann wünschte im Stillen, dem Gespräche, dessen Inhalt für ihn ein unangenehmer geworden war, ein Ende zu machen. Die Gelegenheit dazu ergab sich durch den Eintritt eines neuen Besuches.

Herr Bacciochi trat freudestrahlend, verklärt ein.

Lohberg empfahl sich, und der Visitator der Hauptmauth hatte nach seiner Entfernung nichts Eiligeres zu thun, als ebenfalls dem Ordensmeister gegenüber den Logenton anzuschlagen.

Matolay unterbrach ihn, und sagte wie früher: Ohne Ceremonie, Herr Bacciochi, was bringen Sie Neues?

Oh — viel Neues! — Sehr viel! —

Wollen Sie mir vielleicht auch das Wunder vom Graben erzählen?

Wunder? — Am Graben? — Davon weiß ich nichts.

Zahlheim, der Geräderte ist gestern am hellen Tage als Gespenst erschienen.

Nicht möglich! rief der Zöllner überrascht, und gleich darauf sich verbessernd, setzte er hinzu: Oder ja möglich — sehr wahrscheinlich — Triumph unseres hohen Ordens. — Oh — es stehen uns große Tage bevor — Ruhm und Ehre! —

Sie sind ja ganz begeistert!

Oh, wer soll denn an der Schwelle einer so großartigen Zukunft nicht begeistert werden! Ereignisse drängen Ereignisse! Vivat societas Rosae crucianorum!

Sprechen Sie — was haben Sie mir Neues zu berichten?

Ein räthselhaftes Wesen, ein großer Mann, ein Magister Alchymae, ein Meister, befindet sich inkognito in unseren Mauern.

Matolay wurde aufmerksam.

Ich habe ihn im Zollamte entdeckt, ich genoß die Ehre,

ihn zu visitiren, in seinem Koffer befanden sich Tinkturen, Sublimate, Präparate, verschiedene Mixta und ein komplettes alchymistisches Laboratorium — ohne Zweifel — er ist ein Rosenkreuzer — aber kein Lehrling, kein Geselle — sondern ein Meister, ein hoher Meister —

Matolay's Spannung nahm von Moment zu Moment zu. Die Mittheilung des Visitators erinnerte ihn an den gestern erhaltenen Brief.

Haben Sie mit ihm gesprochen? fragte er ebenfalls in freudiger Bewegung.

Nicht allein gesprochen, sondern auch begleitet bis zu seinem Logis. Er wohnt in Ihrer Nähe, beim goldenen Ochsen.

Wie ist sein Name?

Wer kann es wissen, wie der große Mann wirklich heißt? Ich bin nur ein unwürdiges Glied des hohen Ordens und kenne seine tiefen Mysterien nicht.

Der Fremde wird aber doch irgend einen Namen führen?

Er läßt sich Baron Liebenstein nennen.

Baron Liebenstein! rief Matolay und stand verblüfft vor dem Visitator.

Das Zutreffen der brieflichen Verkündigung erpreßte auch ihm das höchste Erstaunen.

So ist es also wahr! murmelte er, die Prophezeihung des Bruders aus dem Orient ist in Erfüllung gegangen, wir werden große Dinge erleben!

Nach einer Pause ernsten Nachdenkens: Merkurius, ich spreche als Meister der Loge zu Dir!

Als der Mauthbeamte sich bei seinem Ordensnamen anreden hörte, kreuzte er die Hände, neigte das Haupt und blieb in regungsloser Stellung.

Matolay fuhr fort: Was Du mir so eben mitgetheilt, ist von dem jetzigen Momente an ein Geheimniß. Bei Deinem heiligen Eide verpflichte ich Dich zum Todes-

schweigen, bis ich die Angelegenheit in der Loge vorgetragen habe. Jetzt geh'!

Merkurius verbeugte sich und verließ gravitätisch das Gemach.

Der Meister warf sich in einen Armsessel, um die eintretende Ruhe der Gefühlswogen abzuwarten und dann in dieser hochwichtigen Angelegenheit einen Entschluß zu fassen.

Siebentes Kapitel.

Die Mutter des Geräderten.

Wer vermöchte empfindungslos zu bleiben bei der Trauer einer Familie, die eben eines ihrer Glieder durch den Tod verlor?

Das Scheiden ist bitter, aber bitterer noch ist das Zurückbleiben; der Geschiedene ist erlöst von den irdischen Bürden, der Zurückbleibende hat nebst diesen auch noch den Schmerz um den Todten zu ertragen.

Wenn aber dieser Tod nicht allein, sondern von Schmach und Schande begleitet, einher kam, wenn das Sterben kein natürliches, sondern ein erzwungenes war, wenn der Scheidende zum warnenden Beispiele von der beleidigten Gesellschaft ausgestoßen und gerichtet wird, dann ist das Zurückbleiben doppelt schwer, man hat nebst dem Schmerz auch noch eine unverschuldete Schmach zu ertragen.

Dieses traurige, herbe Los wird jeder braven Familie

eines Justifizirten zu Theil, auch bei der Zahlheim's war es der Fall.

Wir betreten eine reine, einfach eingerichtete Wohnung in der Rothenthurmstraße.

Die Fenster derselben gehen vom zweiten Stocke auf die Hauptstraße herab.

Ein Vorzimmer führt in ein geräumiges Gemach, an welches wieder ein Kabinet grenzt.

Die Möbeln sind massiv und von Nußbaumholz. Man mußte diese Gestelle, Platten und Laden sehen, um zu wissen, daß sie oft mehrere Generationen überdauerten, und der Enkel meist erbte und noch benützte, was der Großvater angeschafft hatte.

An den Fenstern sehen wir Vorhänge von dunklem Zitz, die Bettdecken und der Faltenwurf des Himmelbettes sind von gleichem Stoff und Muster.

In der Wohnung herrscht das Schweigen eines Friedhofes, das Rasseln auf der Straße tönte nur dumpf herauf, dagegen bewegte die alte Uhr auf dem Kasten, die Datum, Planeten, Mondesviertel und wer weiß was noch Alles anzeigt, ihren Pendel im monotonen Tiktak und verkündete in jeder Viertelstunde im schrillenden Schlage den Lauf der Zeit.

Auf einer Polsterbank ruht jene Matrone, die wir zwei Tage früher in der Nähe des Richtplatzes trafen; auch heute ist sie schwarz gekleidet, auch heute ist das Auge roth von Thränen, die Wange abgehärmt und blaß vor Kummer.

Unweit von ihr sitzt eine Jungfrau, die Tochter der Matrone, das bedauernswürdige Kind einer bejammernswerthen Mutter.

Das liebliche Antlitz ist bleich, das schwarze Auge schwimmt in Thränen, der zarte Blick scheint unter der Last des Grames zu beben, nur das Haar glänzt und wetteifert an Schwärze mit der Trauerkleidung.

Die Mutter hat den oberen Theil des Antlitzes mit einer Hand bedeckt, so verschleiert der Bildner oft eine Ge-

stalt, deren Schmerz er auszudrücken sich unfähig fühlt; die Tochter aber hat das schöne Haupt gesenkt und hält beide Hände fromm gefaltet auf der Brust, sie trauert nur um einen Bruder, während jene ihr Kind bejammert.

Wenn es wahr ist, daß die Zeit Wunden heilt, daß sie den Gram verzehrt und Verzweiflung in stillen Schmerz verwandelt, wenn es wahr ist, daß der Jahre Zahl in jedes kranke Herz Balsam träufelt, warum beschwingt dann diese Zeit nicht ihren Lauf, warum läßt sie dann dem Leidenden die Stunden so bleiern hinrollen und gießt so langsam Tropfen um Tropfen in die brennende Wunde? Warum eilt sie dem Leidenden nicht flüchtig vorüber, so wie an dem, der in Saus und Braus, in Wonne und Glück dahinlebt?

Wer die trauernden Frauen sah, mußte sich diese Fragen stellen, denn er wurde von der Furcht beschlichen, daß sie ob der Langsamkeit des Arztes dem Schmerze erliegen würden.

Die Uhr hatte eben wieder die Stunde verkündet, als die Matrone sich erhob.

Wohin wollen Sie, Mutter? fragte die Jungfrau.

Ich muß zur Stefanskirche, murmelte die Dame.

Darf ich Sie begleiten?

Nein, Regina, Du bleibst zu Hause.

Wieder allein! Oh, meine theuere Mutter.

Der stille Schmerz des Mädchens ging in lautes Weinen über.

Was hast Du, Regina? Seit wann hast Du es verlernt, in dem Willen Deiner Mutter auch den Deinen zu sehen?

Ich flehe Sie an, gehen Sie nicht aus dem Hause, nicht allein! Oh, hätten Sie auch vorgestern meinen Bitten Gehör geschenkt, Sie würden sich neue Qualen und mir neuen Schreck erspart haben. Auch da sagten Sie mir, Ihr Weg führe Sie zur Stefanskirche, Sie gingen aber hinaus

vor's Thor — o, schrecklich — ich darf an die Zeit und an den Ort gar nicht denken.

Ja, ich war auf dem entsetzlichen Platze, nicht, als hätte ich mir die Kraft zugetraut, auszuharren, ich wollte ihn nur sehen, noch einmal sehen, wobei mich der tröstende Gedanke überkam, daß die fürchterliche Qual mich tödten, plötzlich tödten werde, und ich von einem peinvollen Leben erlöst wäre. —

Regina warf sich an das Herz der Mutter und rief unter Thränen: Und an mich dachten Sie nicht?

Die Matrone versetzte mit dumpfem Tone: In jener Stunde dachte ich nur an den Tod!

Nach einer Pause: Jetzt laß mich, Regina!

Sie gehen also wirklich, Mutter?

Ich muß um die fünfte Stunde an der Stefanskirche sein, ich muß.

Sie folgen der Einladung, die Ihnen heute Vormittags brieflich zukam?

Ich folge ihr.

Von wem kam sie?

Von einem Manne, der — wenn er Wort hält — kein Wesen unserer Art ist.

Wer ist er?

Ich kenne ihn nicht, ich sah ihn noch nie, ich weiß nur, daß — doch die Zeit ist da — ich muß fort.

Die Mutter verließ ernst das Gemach — Regina blieb traurig und nachdenkend zurück.

Der Sonntag Nachmittag ging zur Neige, in der inneren Stadt — von den hohen Häusern begünstigt — begann bereits die Abenddämmerung ihren Schleier zu weben.

Frau Beate, so hieß Regina's Mutter, langte bei der Stefanskirche an.

Die Buden, welche damals noch den Platz verunzierten, waren ob des Festtages geschlossen, die Stätte, die kaum

ein halbes Jahrhundert früher noch ein Friedhof war, lag verödet da. Die Vesper im Dome war bereits vorüber.

Die unglückliche Mutter blieb an dem Riesenthore stehen, denn hier, so lautete die schriftliche Weisung, sollte sie den räthselhaften Fremden erwarten.

Schon nach wenigen Sekunden Harrens gesellte er sich zu ihr.

Frau Beate, obwohl sie ihn erwartete, erschrak doch bei seinem Anblicke. Sie fühlte eine ängstliche Scheu vor dem Manne, der ihr den Sohn zu holen versprach aus der unbekannten geistigen Welt.

Sie sind gekommen, Madame, begann der Fremde mit der schwarzen Binde um das rechte Auge, Ihr Vertrauen freut mich, es soll gerechtfertigt werden. Reichen Sie mir Ihren Arm.

Die Matrone willfahrte dem Wunsche des Fremden. Er leitete sie außerhalb des Domes an dem Primglöckelthore — der Eingang unter dem hohen Thurme — vorüber. Nach wenigen Schritten hielt er an.

Unferne von ihnen sah man, auf einem Betschemmel knieend, die Umrisse einer Männergestalt. Vor einem Heiligenbilde hing eine Ampel, deren unsicheres Licht auf den Friedhof fiel.

Madame, lispelte der Fremde, Sie werden Ihren Sohn sehen, schwören mir jedoch ihn nicht anzusprechen.

Die Matrone zitterte und murmelte: Ich schwöre es!

Der Bucklige leitete sie näher an die Betstelle.

In dieser kurzen Entfernung reichte das schwache Licht der Ampel hin, den Betenden erkennen zu lassen.

Man sah nicht nur die körperlichen Formen, sondern auch sein Antlitz. Er hielt die Hände gefaltet und hatte das Auge andächtig gegen oben gewendet.

Jesus, Maria, murmelte die Matrone, er ist es!

Sie vermochte sich nicht auf den Füßen zu erhalten. Der Fremde mußte sie unterstützen.

Jetzt senkte sie das Knie, Willens, ein Gebet zu verrichten. Der Anblick ihres unglücklichen Kindes hatte sie jedoch so heftig ergriffen, daß ihre Kraft zu versagen begann. Sie fühlte das Schwinden der Sinne, machte noch eine Anstrengung, um sich aufzuraffen, und zu dem Betenden hinzustürzen; der Fremde hielt sie jedoch zurück, und sie verlor das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, war der Betende verschwunden, und der räthselhafte Fremde leitete sie bis zu ihrer Wohnung.

In derselben angelangt, kam ihr Regina entgegen.

Die Jungfrau war aufgeregt.

Mutter, theuere Mutter, rief sie, Sie haben ihn gesehen?

Die Matrone erschrak.

Wen meinst Du? stammelte sie.

Oh, verhehlen Sie mir nichts, ich weiß Alles. Er war hier.

Wer war hier?

Jener Fremde, der, wie er mir sagte, auch Ihnen versprach, den unglücklichen Franz zu zeigen.

Der Fremde mit dem Höcker und der schwarzen Binde!

Er kam kurz nachdem Sie sich entfernt hatten und schied erst vor einigen Minuten.

Also dort und hier zugleich! murmelte die Matrone.

Er wird wiederkommen, Mutter, er versprach es, denn auch ich soll den Bruder sehen!

Beate, durch diese Worte an die Szene auf dem Friedhofe erinnert, bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen und rief unter Thränen: Ich habe ihn gesehen!

Regina umschloß die Mutter und sehnte sich im Stillen nach der Stunde, wo auch ihr der Anblick des Geschiedenen zu Theil werden sollte.

Achtes Kapitel.

Neue Bekanntschaften.

Vor dem Kaffeehaus auf dem Kohlmarkte stehen zwei junge Männer.

Den einen von ihnen kennen wir bereits, es ist Kornelius Lohberg, den wir einmal auf dem Graben und einmal bei dem Herrn Reichshofraths-Agenten Matolay fanden, der Andere ist ein schmächtiger Blondin, mit lebhaften blauen Augen, aus denen der Schalk schaut. Er ist hübsch gekleidet und fuchtelt mit einem Spazierstocke herum.

Die jungen Leute unterhielten sich miteinander und Kornelius sagte eben: Du hast also den gestrigen Tag angenehm zugebracht.

Süperb, — die Hetze war magnifique — kusch Sultan! —

Der letztere Zuruf galt einem braungefärbten Fanghunde, der so groß war, daß er seinem schlanken Herrn bis an die letzte Rippe reichte, er hatte einen Vorübergehenden angeknurrt, daher kam die Mahnung.

Der Kerl, fuhr der Blonde fort, glaubt immer, er befinde sich in der Hetze oder bei der Ochsentheilung; wie Du ihn hier siehst, hat er mir gestern den ersten Preis gewonnen.

Du solltest das Thier zu Hause lassen, Wendelin, Du weißt, es ist sehr bissig.

Sultan sieht nur so böse aus, lautete die Antwort, wenn er nicht gehetzt wird, thut er Niemandem etwas zu Leide, Unbekannten fährt er höchstens in die Wade, sonst nichts. Er ist eine lammfromme Haut.

In demselben Momente fuhr die lammfromme Haut auf einen vorübergehenden alten Herrn los.

Kusch Sultan, rief Wendelin, und versetzte dem Thiere einen Hieb mit dem Stocke.

Der Alte war mit dieser Satisfaktion nicht zufrieden, sondern brummte: Sie könnten so ein wildes Vieh auch zu Hause lassen.

Ich könnte, versetzte Wendelin mit geringschätzender Miene, wenn ich möchte. Uebrigens hat Ihnen der Hund keinen Schaden zugefügt.

Am Ende soll ich Ihnen noch dankbar sein, daß er mich nicht gebissen hat.

Wünschen Sie vielleicht einen Schadenersatz für den ausgestandenen Schreck, dann kommen Sie herein in's Kaffeehaus, ich zahle Ihnen eine Schale Weißen und ein Eierkipfel.

Behalten Sie Ihre Pfennige, Sie Taugenichts.

Lohberg sah die derbe Wendung, welche der Wortwechsel zu nehmen drohte, trat zwischen die Streitenden, besänftigte den Alten und redete ihm freundlich zu, bis er sich endlich entfernte.

Dann wendete er sich zu Wendelin: Ich sagte Dir's schon oft, Du wirst mit diesem Bullenbeißer in Ungelegenheiten kommen, denke Dir an die Stelle des Alten einen jungen Hitzkopf und die Schlägerei wäre fertig gewesen.

Ich fürchte keine Rauferei, so lange Sultan bei mir ist; übrigens begreife ich Deinen Widerwillen nicht. Du kanzelst mich ab, als ob ich der Einzige in Wien wäre, dem sein Hund nachläuft. Große Hunde sind modern, sieh' Dir

doch die vornehmeren Leute an, jeder hat seinen Hund hinter sich. Doch halt — was ist das für eine Equipage? —

Die jungen Leute blickten jetzt auf eine geschmackvolle Karosse, welche vor einem Laden hielt.

Aus dem Wagen stieg eine Dame und schlüpfte rasch in das Gewölbe.

Sapperlot, rief Wendelin, die war hurtig, ich sah von ihrem Gesichte nichts; wenn ich aber nach der Taille schließe, so muß es entsetzlich hübsch sein. Komm' Kornelius, wir wollen uns einmal um das Dämchen bekümmern.

Ich danke Dir für die Einladung, ich bin heute nicht gelaunt, unbekannten Damen nachzuspähen, ich hab' es satt; ich muß in die Vorstadt und überlasse Dir die Eroberung.

Wendelin lachte und sagte: Geh' nur, geh', such' Deinen blonden Geist, vielleicht gelingt es Dir heute, ihn zu finden, gestern bist Du ohnedem vergebens herumgelaufen. Behüt' Dich der Himmel und sein größter Profet der Schwedenborg.

Der spöttische Ton dieses Abschieds ließ Lohberg sich um so schneller entfernen. Wendelin lachte ihm nach, rief dann: „Komm Sultan!“ und begab sich zu der früher erwähnten Karosse.

Das Gefährte hielt vor dem Laden einer Modistin, das zum „Theresia-Orden“ beschildet war. Madame Santi-Bandi war die Löwin der damaligen Putzmacherinnen. Ihre „Tazeln“ à la paisanne, Hoftazeln, und Tazeln aller Sorten waren stadtbekannt, wer vorzüglichen Dok (Toques) benöthigte, ging zu Madame Bandi, hier fand man die berühmten Bonnets au Chapeau de Henri quatre, au Caprice d'Amour. Aber Madame Bandi verkaufte nicht nur Handschuhe, Hauben und Hüte, sie war nicht nur Modistin, sondern auch Parfümistin. Bei ihr bekam man auch, wie sie in ihren zahlreichen Ankündigungen in der „Wiener Zeitung“ sagte „das längst bekannte und berühmte Erdbeerwasser, welches eine überaus zarte

Haut macht und die Flecken und Wimmerl des Angesichts benimmt," ferner die viel berühmte „Handpomade, in gläsernen Tiegeln à 30 Kreuzer," welche letztere sogar von der löblichen medizinischen Fakultät untersucht und für gut befunden wurde.

Vor diesem Gewölbe hielt also eine Karosse.

Der junge Blondin, von seinem bengelhaften Bullenbeißer gefolgt, ging bei dem Gefährte wie die Katze um das Mäuseloch herum, und murmelte dann: Kein Wappen, nirgends ein Name, man ist also nicht von Adel! Schade, ich hätte mir einmal was Nobles gewünscht, immerfort Seinesgleichen nachrennen, wird langweilig, ich will's indessen versuchen, vielleicht ist es irgend ein Inkognito, unsere Noblesse liebt es, manchmal den Kaiser nachzuahmen, und sich ohne Prunk zu zeigen, ich will mich erkundigen.

Wendelin begab sich in die Nähe des Kutschers, betrachtete eine Weile die Pferde mit großer Aufmerksamkeit, und sagte dann laut, daß der Phaeton es hören konnte: Sapperlot, das sind zwei herrliche Braune, die gehören gewiß einem Fürsten!

Der Rosselenker auf dem Bock schmunzelte und schnitt ein Gesicht, als ob er hätte sagen wollen: Du hast das Errathen auch nicht erfunden! Doch schwieg er.

Der junge Blondin, da er keine Antwort erhielt, wendete sich nun direkt an den Phaeton, und rief: Heh, lieber Freund!

Was gibt's junger Herr?

Wem gehört die Equipage?

Wer frägt darnach?

Ich, Wendelin Laub, vierundzwanzig Jahre alt, dreißigtausend Gulden schwer, blondhaarig und blauaugig, Besitzer mehrerer Liebhabereien und Leichtfertigkeiten, geborner Wiener und wohlbefugter Ehekandidat der k. k. Haupt- und Residenzstadt.

Der auf dem Bock lachte: Alle Wetter, das ist eine

lange Titulatur, da erfordert es der Respekt. daß auch ich nicht hinter'm Zaum halte. Die Equipage gehört der — Mamsell Justina!

Der Blondin fragte: Ist das Alles?

Alles!

Und wer ist — kusch, Sultan! — diese Mamsell Justine?

Kammerjungfer bei der Gräfin Croce.

Kammerjungfer?

So ist's! Die Mamsell war früher bei der Fürstin Czartoriska, weil ihr diese Dame aber nicht gestattete, eine eigene Equipage zu halten, so verließ sie das Palais, und ging zur Croce.

Ist es möglich! rief Wendelin, auf's Höchste erstaunt, kann eine Fürstin so barbarisch sein, ihrer Kammerjungfer eine eigene Equipage zu versagen? — Kusch, Sultan! — Kann die Kammerjungfer mit ihrem Gelde nicht thun, was ihr beliebt? Hat die Kammerjungfer der Fürstin Clary nicht eine Loge im Theater, warum sollte die Kammerjungfer bei der Czartoriska nicht ihre Equipage haben? Wie gesagt, es ist grausam, unerhört, tyrannisch.

Der junge Mann griff in seinem Eifer in die Tasche, zog einen Silberthaler heraus, reichte ihn dem Rosselenker, und sagte: Da, mein lieber Freund, ich danke für die Auskunft! Ich bin zwar kein Fürst, aber wer mir gefällig ist, den belohne ich fürstlich. Leben und leben lassen! ist meine Devise. Kusch, Sultan! Das dumme Vieh meint immer, es sei in der Hetze.

Nach einer Pause: Also Justine heißt die Mamsell?

Wir, die wir bei ihr bedienstet sind, nennen sie Mamsell Justine.

Wie ist ihr Familienname?

Racine!

Ist sie eine Französin?

O nein, sie ist eine Wienerin, und heißt eigentlich

Wurzel, weil aber dieser Name für eine Kammerjungfer nicht paßt, hat sie ihn in's Französische übersetzt, und heißt Racine.

Also Justine Racine! Das klingt freilich hübsch. Kusch, Sultan!

Der ungezogene Bullenbeißer bekam jetzt wieder einen Hieb, in Folge dessen er aufheulte und sich zu den Füßen seines Herrn niederkauerte.

Die Mamsell ist wohl noch jung?

Oh, nicht nur jung, sondern auch sehr hübsch.

Wendelin wurde bei dieser Angabe elektrisirt. Einer Kammerjungfer, die jung und sehr hübsch ist, und überdieß eine Equipage hält, der widersteht man nicht so leicht.

Ich muß sie sehen, dachte er, und trat einige Schritte seitwärts, so daß er durch die Glasthüre das Innere des Ladens überblicken konnte.

Er wurde überrascht.

Die Kammerjungfer, vielleicht zwanzig Jahre alt, war ein niedlicher Schwarzkopf mit einem runden, brunetten Gesichtchen. Sie war nicht groß, voll und üppig, dabei aber doch nicht ungestaltet, ihre Taille, wenn auch nicht wespenartig, war doch einnehmend, Jemand, dem gerade lange Finger zu Gebote standen, hätte sie sogar umspannen können. Die Mamsell trug ein breitgestreiftes Seidenkleid aus der Hornbostel'schen Fabrik, die sich damals auf der Wieden Nummer 54 befand, darüber eine Saloppe und auf dem Kopfe einen Hut, mit Spitzen und Federn geziert.

Was dem jungen Blondin sehr auffiel, war, daß Mamsell Racine nichts weniger als nach der neuesten französischen Mode gekleidet war. Die Frauen trugen nämlich zur selben Zeit sogenannte Buffanten, eine Art von monströsem Reifrock, welches — nach unserem Geschmacke — abscheulich und plump aussah. Die schlankste Gestalt bekam durch diese Maschinen das Aussehen einer Häring=

tonne, und die schönsten Mädchen sahen aus wie wandelnde Pyramiden.

Meiner Treu, murmelte Wendelin, sie ist hübsch, diese Mamsell Wurzel, sie ist zwar ganz modewidrig gekleidet, aber es läßt sich anschauen; auch geschminkt ist sie nicht; es scheint, als wisse sie gar nicht, wo Madame Wittinghoff ihre berühmten „Papiers de Circassie rouges et blancs“, oder die Madame Eleonore de Couringh ihr „vegetabilisches Abwischwasser“ feilbietet. Wenn man einmal die geschminkten Gesichter gewohnt ist, fällt Einem so ein zigeunerfarbiges Braun auf; aber es ist nicht unangenehm, denn den Augen gegenüber scheint das Gesicht weiß zu sein. Und diese kleine Hand, der niedliche Fuß in den gestickten Schuhen, alle Wetter — Kusch, Sultan, verdammtes Vieh, gibst schon wieder keine Ruh' — sie ist nicht übel, sogar schön könnte man sagen.

Nach diesen Betrachtungen näherte sich der Blondin wieder dem Rosselenker.

Die Mamsell Justine ist wirklich ein Engel, begann er.

Gefällt sie Ihnen?

Unendlich, ich könnte mich in sie verlieben —

Wenn Sie vielleicht nicht schon verliebt wären?

Ich? Verliebt? — Kusch, Sultan! — Nein! Ich kann es beschwören, daß ich in diesem Augenblicke nicht verliebt bin, mein Herz ist frei. Aber Mamsell Justine?

Der Kutscher lächelte, machte eine sehr pfiffige Miene, neigte sich vom Bock herab zu dem jungen Manne und lispelte ihm zu: Sie ist in diesem Augenblicke auch vakant.

Wendelin machte einen Luftsprung.

Oh, oh, murmelte er bei sich, eine Kammerjungfer, jung, hübsch, eine eigene Equipage und keinen Liebhaber, das ist mehr als eine Rarität, es ist ein Wunder!

Dann laut: Da, mein lieber Freund, hier ist noch ein Thaler, ich bin kein Schmuzian, leben und leben lassen.

Mamsell Justine ist also bei der Gräfin Croce, wo wohnt diese Dame?

In Währing! —

Also vor der Linie?

Ja; doch ist die Mamsell dort nicht zu sprechen. Sie kommt aber täglich in ihr Privat-Logis innerhalb der Linie, wir fahren jetzt auch hin — ah — sie kommt!

Wendelin zog sich rasch zurück, trat dabei seinem Hunde auf das Hinterbein, worauf dieser fürchterlich zu heulen begann, und als Daraufgabe einige Hiebe erhielt.

Während dieser Exekution trat die Kammerjungfer aus dem Laden. Ein Kommis trug ein Paket hinter ihr, legte es in die Kutsche und half der Dame dann ehrerbietig beim Einsteigen.

Wendelin rang nach einem Entschlusse.

Sie fährt jetzt fort, dachte er, und ich weiß nicht, wo und wann ich sie wieder treffe? Wenn ein Fiaker in der Nähe wäre, würde ich ihr nachkutschiren, um ihr Privat-Logis zu erfahren, bis ich aber einen vom Graben herhole, ist sie schon längst, wer weiß in welcher Straße.

Der Wagenschlag fiel zu.

Alle Wetter, das Gefährte setzt sich in Bewegung! — Kusch, Sultan! — Was soll ich nur thun?

Ich muß mit — um jeden Preis.

Von der Zeit gedrängt, faßte er einen Entschluß.

Er schwang sich rückwärts anf das Bret und ersetzte die Stelle des Bedienten.

Sultan, der es auffallend finden mochte, seinen Herrn an diesem Platz zu sehen, umsprang in mächtigen Sätzen den dahinrollenden Wagen und bellte dabei so hetzmäßig, als ob er einen Wildling der Pußta vor sich hätte.

Die Leute in den Straßen blieben stehen, lachten und wiesen mit den Fingern nach dem Gefährte.

Die Kammerjungfer wußte nicht, wem das auffallende Benehmen der Vorübergehenden gelte.

Der junge Mann auf dem Bedientenbret ärgerte sich, drohte dem Bullenbeißer mit dem Spazierstock, rief öfters sein „Kusch, Sultan!“ hinab, ohne daß das Teufelsthier gehorchte.

In diesem Aufzuge ging es im Trabe fort in die Vorstadt, wo Mamsell Justine ihr Privat-Logis hatte.

Neuntes Kapitel.

Frisch gewagt, ist halb gewonnen.

Die Alservorstadt bestand zur Zeit unserer Erzählung aus kaum anderthalb hundert, weitläufig auseinander liegenden Hausnummern. An der Linie bildeten Aecker einen großen Theil des „Grundes“, mit einer hübschen Zahl von Ziegelbrennereien besäet, deren Rauch, wenn gerade eine konträre Luft wehte, den Bewohnern der genannten Vorstadt eben nicht angenehm sein mochte. In den Zwischenräumen der Häuser sah man zahlreiche hübsche Gärten, die der Vorstadt, namentlich im Sommer, ein ländliches Ansehen verliehen, daher fand man auch hier viele Paläste mit Gartenanlagen, als deren Eigenthümer Fürst Esterhazy, die Grafen Batthiany, Dietrichstein, Schönborn, Wilczek u. m. A. genannt wurden.

Unter der Regierung Kaiser Josef des Zweiten gewann auch diese Vorstadt ein ganz anderes Aussehen. Aus dem

großen Armenhause und dem daran gelegenen Invalidenhause entstand das allgemeine Krankenhaus, das Kloster des Benediktinerstiftes Montserat, gewöhnlich Schwarzspanier genannt, wurde an zwei Privaten verkauft, die es zum Miethhause umgestalteten; der neben diesem Kloster gelegene sogenannte Stadt- oder St.-Stefans-Friedhof, so wie die daran gelegene bürgerliche Schießstatt wurden verbaut; es entstand das Josefinum, der Narrenthurm, das Gebärhaus; an die Stelle des ehemaligen Kontumazhofes erhob sich ein Militärspital, und aus dem, dem Grafen Theodor Batthiany gehörigen Palais entstand die Gewehrfabrik.

Was die Wäringergasse betrifft — der Name Wäring stammt vom alten Worte Wering, welches ein Wall bedeutet — so hat sie zu ihren Theilen den ehedem sogenannten Schottenberg, dann den Strudelberg, welchen man später den Spanisch-Spitelberg hieß.

Wir machen vor einem unweit vom Strudelhofe gelegenen Hause Halt.

Das Gebäude war stockhoch und lag abseits der Hauptstraße, von einem hübschen Garten umgeben.

Das Thor führte in einen kleinen Hof; an diesen stieß das Wohnhaus, hinter welchem der Garten begann.

Durch dieses Thor fuhr die Kalesche, in welcher Mamsell Justine, die Kammerjungfer der Gräfin von Croce saß.

Wir müssen ausdrücklich erwähnen, daß unser junger Stutzer, Herr Wendelin Taub, noch immer als Lakai fungirte, und daß Sultan beim Anlangen im Hofe nicht mehr sprang und bellte, sondern daß er ermattet und ermüdet den Schweif und die Ohren hängen und die lechzende Zunge sehen ließ.

Der Blondin hatte während der Fahrt einen Entschluß gefaßt. Ihm genügte es jetzt nicht mehr, das Privat-Logis der, wenn auch ungeschminkten, so doch reizenden Brünette zu wissen, er wollte sie auch sprechen, heute noch — gleich!

„Stubenmädchen und Kammerjungfern müssen im Sturme erobert werden“, lautete damals eine Regel der Liebestaktik, und Herr Wendelin war auf diesem Felde einer der erfahrensten, wagigsten Parteigänger, er war der Trenk im Reiche Amors.

Das Gefährte hielt.

Wendelin springt herab und öffnet ehrerbietig den Kutschenschlag.

Der Bullenbeißer ist allsogleich an seiner Seite. Wendelin ruft: „Kusch, Sultan!“ worauf sich der Hund niederstreckt.

Justine sieht einen fremden jungen Herrn und ist erstaunt.

Sie weist die dargebotene Hand zurück und hüpft selbst aus dem Wagen.

Sie begreift nicht, wie der junge Mann dazu kömmt, ihr den Schlag zu öffnen und beim Aussteigen den Arm zu bieten; ihr Auge verfinsterte sich, sie kehrt dem Galanten unwillig den Rücken und will in's Haus eilen.

Der Blondin ist nicht gewillt, sich die schöne Dame entschlüpfen zu lassen, er vertritt ihr den Weg und sagte: Mamsell Justine, wollen Sie mich nur eine Minute lang anhören?

Was wünschen Sie, mein Herr?

Ich wünsche Ihre reizende Bekanntschaft zu machen.

Sie sind sehr kühn.

Aber offenherzig.

Man könnte es beinahe ungezogen nennen.

Dann thäte man mir unrecht. Mamsell Justine, ich sah Sie auf dem Kohlmarkte im Laden der Madame Bandi — der Wunsch, Sie kennen zu lernen, erwachte mächtig in mir — kusch, Sultan — ich heftete mich an Ihre Kutsche, als Ihr ergebener Diener. —

Wie, mein Herr, Sie standen?

Ja, holde Dame, ich besann mich keinen Augenblick, bei Ihnen den Dienst eines Lakaien zu versehen —

Und dieser abscheuliche Hund —

Ja, Mamsell, dieses Thier war so unvernünftig, durch die Straßen zu bellen, während sein Herr so glücklich war, Ihnen nahe zu stehen, und blos durch eine Rindshaut von Ihnen getrennt zu sein. Göttliche Justine, dieses Thier wär bisher mein einziger Begleiter durch das Leben, erst gestern gewann es mir in der Hetze einen hohen Preis, wenn es aber heute so unglücklich war, durch sein unvernünftiges Betragen Ihren Unwillen zu erregen, dann sagen Sie es, und noch heute hört es auf zu leben. Kusch, Sultan! —

Die Kammerjungfer traute ihrem Gehöre nicht. Solche Ansprache war ihr fremd. Sie hätte sich gerne geärgert, aber die Heiterkeit drängte sich vor.

Mein Herr, begann sie, es scheint, als wären Sie aus einem gewissen Hause in dieser Vorstadt entsprungen?

Sie meinen den Narrenthurm? sagte Wendelin melancholisch. O, reizender Engel, noch kenne ich Sie zu kurze Zeit, um aus Liebe zu Ihnen wahnsinnig zu werden, aber was nicht ist, kann noch geschehen und es wird geschehen, ich schwöre es Ihnen, wenn Sie sich grausam von mir wenden und mich zur Katastrophe eines Werther verdammten.

Justine zwang sich jetzt zu einer sehr ernsten Miene und sagte: Mein Herr, Sie haben sich ohne mein Wissen auf meinem Wagen rückwärts aufgestellt und mich zum Skandal durch die Stadt fahren lassen, und nun wagen Sie es noch, mir gegenüber eine solche Sprache zu führen?

Es ist die Sprache der Liebe.

Eine Sprache, die ich von Ihnen nimmermehr anhören werde.

Oh, doch, Mamsell, Sie werden sie anhören.

Wie, Sie wagen es —

Wer nichts wagt, gewinnt nichts.

Welche Zudringlichkeit.

Sagen Sie vielmehr, welches Vertrauen in Ihre Herzensgüte! Oh, Mamsell Racine, warum zwingen Sie sich hartherzig zu sein? — Kusch, Sultan! — Ihnen, deren Engelsgüte aus dem nachtfarbigen Auge leuchtet, deren Milde auf der majestätischen Stirne thront, Ihnen ist die Strenge nicht gegeben, bleiben Sie Ihrem sanften Naturell getreu; ungeschminkt und unbepflastert, stehen Sie, Natur und Schönheit personifizirend, vor mir, warum, o holdes Wesen, wollen Sie Ihren sanften Charakter mit dem Roth der Tyrannei und dem Weiß der Furcht belegen. Nein, Racine, nein, Sie können nicht wollen, daß ich verzweifle.

Wie es scheint, mein Herr, belieben Sie viel zu sprechen.

Sie irren, Mamsell, ich spreche nur, wenn ich viel liebe. —

Was wollen Sie also? Sie baten mich, Sie eine Minute lang anzuhören, die Minute ist vorüber.

Dann bitte ich um eine zweite —

Nicht möglich — ich muß zu meiner Dame.

Ihre Dame in Währing erwartet Sie noch nicht —

Sie wissen?

Ich weiß, daß hier nur Ihr Privat-Logis ist, daß Sie die reizende Herrin sind, die in diesem Feenpalaste heimisch ist, und weil ich dieß weiß, flehe ich Sie an, mir den Eintritt nicht zu verwehren.

Nimmermehr!

Sie weigern sich vergebens, holder Engel.

Ich werde Sie vom Gegentheile überzeugen.

Nach diesen Worten kehrte sie ihm den Rücken und eilte gegen die Hausthüre.

Wendelin, von diesem unerwarteten Ende frappirt, faßte rasch einen Entschluß.

Er riß seinen Hut vom Kopfe, schleuderte ihn durch

die offene Thür in's Haus und rief: „Sultan, hüt' den Hut!"

Der Bullenbeißer war mit zwei mächtigen Sätzen im Hause und legte sich als Wächter des Hutes bei demselben nieder.

Justine blieb verdutzt stehen.

Was soll das, mein Herr?

Sie verwehren mir grausam, Ihr Haus zu betreten, so soll wenigstens mein Hut hier weilen. — Kusch, Sultan. — Leben Sie wohl.

Er kehrte der Kammerjungfer traurig den Rücken.

Mein Herr, Sie gehen fort, ohne Hut?

Wo man das Herz verlor, ist es gleichgültig, wenn der Filz zurück bleibt.

Justine lächelte und sagte: Nehmen Sie Ihren Hut, ich wünsche es.

Wendelin stürzte in's Haus, rief: „Kusch, Sultan!" und nahm seinen Hut.

Die Kammerjungfer betrachtete den jungen Mann mit einem weniger strengen Blick und sagte: Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, mich heute zu belästigen. Mir mangelt jedoch die Zeit, Ihre Narrheiten anzuhören, außerdem bin ich keine Freundin von Hetzhunden, ich wünsche dieses Thier nie mehr zu sehen.

Nach diesen Worten eilte Sie die Treppe hinauf.

Wendelin flog beseligt aus dem Hause.

Ich verstehe Dich, Engel, ich darf wieder kommen, jubelte er, aber ohne den Hund — jetzt kusch, Sultan!

Der junge Mann eilte durch die Wäringergasse gegen die Stadt zu.

Die müssige Welt hatte bereits die Mittagspromenade angetreten. Das Wetter war heiter und warm. Die Basteien, namentlich zwischen der Burg und dem Kärntnerthore, wimmelten von Kindern und ihren Begleiterinnen, in den vorzüglicheren Straßen der Stadt erging sich die

schau- und gefallsüchtige Welt; zahlreiche Equipagen, durch Laufer signalisirt, mit hinten aufgepflanzten Husaren oder Lakaien, rasselten daher; zwischen ihnen sah man hie und da einen bescheidenen Lohnwagen, der sich aber zu jener Zeit viel höher dünkte, als der schnellfüßige Fiaker, dessen Nummer den Miethwagen bezeichnete, während er von manchem Unerfahrenen doch für ein Privatgefährte gehalten werden konnte. Hie und da trabte ein eleganter Reiter von drei oder vier Bedienten und eben so viel Hunden gefolgt, auch Sesselträger mit ihrem monotonen: „Aufg'schaut!“ fehlen nicht, die Zahl derselben hatte sich in den letzten Jahren sehr vermehrt, weil der Kaiser das früher bestandene Monopol*) vor vier Jahren aufgehoben hatte und es Jedem freistellte, eine Mieth-Sänfte zu halten. Bei dieser Gelegenheit bekamen die Sesselträger sogar eine „neue Ordnung“. Während es zum Exempel in der alten Ordnung hieß: „daß sie keine Kranken, Lakaien, noch viel weniger Juden tragen sollten,“ war ihnen in der neuen nur das Tragen der Kranken und Todten untersagt.

Der Kohlmarkt, als eine der bewegtesten Straßen, wimmelte von Menschen.

Vor dem Kaffeehause lungert ein Häufchen parfümirter Pflastertreter mit englischen Hüten, hohen gepuderten Frisuren, zinnoberrothen Röcken von Halbtuch mit wollblauem Croisee gefüttert; an den Schuhen halbpfündige Schnallen von Silber oder auch von Zinn, je nachdem der Betreffende mehr solid oder Windbeutel war.

Vor Artaria's Kunstladen bewunderte ein Haufe Gaffer die neuesten Kupferstiche, oder die kolorirten englischen

*) Die Sänften wurden in Wien im Jahre 1703 eingeführt. Ein kaiserlicher Kammerdiener, Rauchmüller, erhielt das ausschließliche Privilegium. Unter der Kaiserin Maria Theresia erhielt dieses Privilegium der Freiherr von Pichler.

Blätter, deren satyrischer Inhalt schon damals in Wien seine Verehrer fand.

Vor den Putz- und Modeläden steht eine Schaar geschminkter Bonnetträgerinnen in ihren Buffanten und gestickten Schuhen — vor dem Lothringer Bierhause hält ein Häuflein ehrsamer Vorstädter mit ihren Dreispitzen aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges, sie wollen eben hinein in die Bierstube, um eine Maß Hornerbier (damals 6 Kreuzer, oh. oh!) zu vertilgen — vor dem Bogner'schen Hause, zum „grünen Fassel" beschildet, aufwärts von der Michaelerkirche, stehen einzelne Gruppen, man sieht hier zahlreiche Herren, elegant gekleidet, mit Puderbeutel, doppelter Uhrkette, spanischem Rohr mit silbernem Knauf ein- und ausgehen, da befindet sich nämlich im ersten Stocke die Börse, die Vormittags von eilf bis ein Uhr und Nachmittags von drei bis fünf Uhr offen ist.

Das Geräusch in der Straße wird plötzlich durch einen düsteren aber durchdringenden Schall übertönt; den Lärm macht ein Mann, der durch die Straße geht und ein harthölzernes Brett schüttelt, an welchem eine eiserne Handhabe leicht beweglich hin und her fällt, wodurch sothanes Geräusch verursacht wird.

Der Mann trägt eine gelbe Jacke mit schwarzen Aufschlägen, eine ditto Weste, und hat an einer gelben Schnur von der Linken zur Rechten eine Art Kapsel herabhängen, in welche einzelne Leute, durch das Geräusch avisirt, ihre Lokobriefe werfen.

Das ist nämlich die damalige Klapperpost, welche die Brief-Kommunikation zwischen der Stadt und den Vorstädten erhält.

Gleich nach ihm hörte man den schrillenden Ton einer Kindertrompete und ein weißgekleideter Mann mit einem fabelhaft aufgeputzten Hute, eine sogenannte „Krainze" auf dem Rücken und einen Stab voll mit Bretzen in der Hand,

schreitet daher; es ist der „Bretzen-Jockl“, der nur zur Fastenzeit umgeht.

Unser junger Bekannter, der neue Anbeter der reizendsten aller Wiener Kammerjungfern, wirft sich in diesen Strudel, schleudert mit seinem Spazierstocke fuchtelnd dahin, gefolgt von dem Preis gewinnenden Sultan.

Plötzlich entsteht vom Graben herüber ein großes Gedränge.

Was ist das? ruft der junge Stutzer.

Ein Gallawagen kommt! ertönt eine Stimme aus dem Haufen.

Wie? heute ein Gallawagen?

Das kann gar nicht sein! Heute ist ja kein Anlaß dazu! Kusch, Sultan! Sapperment, es ist doch so.

Da kommt er schon!

Ah, ah!

Welche Pracht!

O, wie herrlich!

Sapperment, das nenn' ich Noblesse! Kusch, Sultan!

Die Equipage kam jetzt den Kohlmarkt herab.

Voran zwei keuchende Laufer mit silberfadigen Leibbinden und wallenden Federn, hinterher der vierspännige Postzug — kohlschwarze, vollkommen gleiche Pferde stolziren in einem sehr kurzen Trabe, die Postillone, so wie die Büchsenspanner, in schwarzweißer Livree, die Tressen von Silber; der offene Wagen — ein Mittelding zwischen Chaise und Piroutsche, leicht und gefällig — ist inwendig ganz mit schwarzem Sammt tapeziert, in demselben befindet sich eine junge Dame, gehüllt in einen Ueberwurf von weißem Atlas, mit Silber gestickt. Ein schwarzes Bonnet ziert den blonden Kopf, der, in eine Wagenecke gelehnt, das reizendste Frauengesicht zeigt. Ein freundliches Lächeln umschwebt die Rosenlippen, hinter welchen eine Alabasterlinie hervorschimmert, die wir zu entwürdigen fürchten, wenn wir sie Zähne nennen würden. Ihre tiefblauen Augen

schauen unbekümmert auf das Gewimmel der Straße, es hat den Anschein, als sei sie das Aufsehen, welches sie macht, schon gewohnt.

Wendelin war bei diesem Anblicke ganz bezaubert.

Er hatte sich mit seinem Sultan an ein Gebäude gelehnt, um bequemer und sicherer zu sehen.

Die Equipage war bereits vorüber, und noch immer folgten ihr die bewundernden Blicke.

Das nenn' ich einen Aufzug!

Das muß eine fremde Prinzessin sein!

Das Wappen am Wagen war mir viel zu klein.

Wie sah es aus?

Ich sah eine silberne Schlange, im Munde einen Apfel, der Schweif wie ein Pfeil auslaufend.

Das ist keine Prinzessin!

Vielleicht eine Fürstin?

Jetzt rief eine laute Stimme: Wollt Ihr wissen, wer die Dame ist?

Ja, ja, ja! ertönt es von allen Seiten.

Es ist die Gräfin von Santa Croce!

Wendelin machte einen Luftsprung.

Das war die Herrin seiner Kammerjungfer!

Ich Glücklicher, jubelte er, jetzt kenn' ich die Herrin auch — aber mir ist die Wurzel, wollte sagen, die Racine, lieber, ich bin ein Verehrer der Brunetten, die Blondinen sind mir zu kühl. Jetzt komm, Sultan, jetzt gehen wir zum Traiteur!

Der Bullenbeißer machte fürchterliche Sprünge, er schien seinen Herrn verstanden zu haben.

Zehntes Kapitel.

Eine Loge.

Die Nacht ist herangebrochen.

In den Vorstädten beginnt es bereits ruhig zu werden.

Ueber die Steinbrücke vor dem Stubenthore sieht man einzelne Männer gegen die Landstraße eilen.

Sie gehen an dem Ochsenstand, der sich an der Stelle des heutigen Invalidenhauses bis zu dem damaligen Hetz-Amphitheater (Nummer 4 unter den Weißgärbern) dahinzog, vorüber und bogen dann links ein.

Ein altes Haus in dieser Seitenstraße ist ihr Ziel.

Die Männer betreten einzeln das Haus und verlieren sich durch eine Thüre im Hofe.

Diese Thüre öffnet den Weg zu einer Treppe, welche in Schneckenwindungen in den ersten Stock führt.

Das Haus ist in diesem Theile unbewohnt.

Am Ende der Treppe angelangt, befindet man sich in einer kleinen Vorhalle, in welche drei Thüren münden.

Die Ankommenden gehen durch die mittlere.

Innerhalb derselben befindet sich ein Mann, dem jeder Eintretende das Losungswort in's Ohr flüstert, worauf jener sich verneigt, ein Zeichen, daß man unaufgehalten weiter gehen kann.

Von hier aus führt ein schmaler, finsterer Gang zu

einer weiteren Thüre — an welcher abermals ein Wächter hält, um den Einlaßbegehrenden ein zweites Losungswort abzufordern, worauf sie endlich in eine geräumige Halle treten.

Der Raum bildet ein längliches Viereck.

Drei in ungewöhnlicher Höhe angebrachte Fenster sind durch dunkle Vorhänge geblendet.

Von der Ost- gegen die Westseite zieht sich eine mit einem blauen Tuche bedeckte lange Tafel, um welche herum Stühle gereiht sind. Obenan, das ist an der Ostseite, steht ein um drei Stufen erhöhter Armsessel, die beiden Eckstühle, rechts und links von ihm, sind nur um eine Stufe erhöht.

Ueber der Tafel schweben von der Decke herab drei brennende Ampeln. Jene am östlichen Ende des Tisches verbreitet einen röthlichen, jene am westlichen einen bläulichen, und jene in der Mitte einen grünlichen Schein.

In der Mitte des Tisches steht ein Kandelaber mit dreizehn brennenden Wachslichtern. Diese sind pyramidenförmig aufgesteckt, und zwar drei Reihen von unten hinauf zu fünf, vier und drei Kerzen, und oben an der Spitze eine einzelne.

Die Helle, welche diese Flammen verbreiteten, reicht hin, den ganzen Raum sattsam zu beleuchten.

Die Wände sind mit riesigen Hieroglyphen bemalt, in welchen der Eingeweihte die vornehmsten chemischen Zeichen erkennt, die den Alchymisten zur Bezeichnung der einzelnen Substanzen dienten, so z. B. ein aufrecht stehendes Kreuz bedeutet Säure, ein Kreis mit einem horizontalen Durchmesser — Salz im Allgemeinen; ein gleichschenkeliges Dreieck — bedeutete Feuer, ein Kreis mit einem Punkt in der Mitte — Gold; ein auf einer Spitze stehendes Dreieck — Wasser, zwei nebeneinanderstehende X — Krystall u. s. w.

An der östlichen Wandseite sieht man einen oben rund gewölbten Eingang mit einer schwarzen Thüre, auf welcher

ein weißes Knochengerippe gemalt war. Die Thüre — sie führt in das chemische Laboratorium dieser Loge — ist jetzt geschlossen.

Auf dem Tische vor dem erhöhten Armstuhle stehen zwei hohe metallene Tiegel, zwischen ihnen liegen gekreuzt zwei Hämmer, wenn man mit diesen auf die Tiegel schlägt, so tönt es wie der Schlag einer kleinen Glocke.

Vor dem Sitze am westlichen Tischende steht ein vollkommenes Schreibzeug.

Jeder der Eintretenden nimmt stillschweigend einen Platz ein — bald sind alle Stühle, mit Ausnahme der drei obersten besetzt.

In der Halle herrscht eine tiefe Stille.

Jetzt geht die Thüre in der östlichen Wand auf und drei Herren treten heraus!

Der mittlere trägt einen grünseidenen Schurz und unter dem Arme ein Buch. Der Mann rechts von ihm trägt auf einem Polster einen Schlüssel, jener links ein großes Siegel.

Wir sehen in diesen Personen der Reihe nach den Meister, den Schatzmeister und den Siegelbewahrer der Loge.

Die drei Männer haben kaum ihre Plätze eingenommen, so erhebt sich am unteren Ende der Sekretär der Loge, begibt sich zum Meister und nimmt unter einem tiefen Bücklinge das Logenbuch in Empfang, in welchem die Namen der Mitglieder, ihre geleisteten Beiträge, die Dauer ihrer Arbeit u. s. w. verzeichnet sind.

Der Meister vom Stuhl schlägt hierauf drei Mal an den metallenen Tiegel und spricht: „Ich Saturnus, Meister der Loge zu den „sieben Planeten“, erkläre die heutige Loge als konstitutionsmäßige Versammlung in gehöriger Form eröffnet.

Meister Saturnus war der Reichshofraths = Agent Matolay.

Eine hohe Geſtalt erhebt ſich aus der Mitte der Verſammelten. Wir erblicken einen ehrwürdigen Greis, deſſen Vorderſcheitel kahl, während der Haarreſt nach rückwärts geſtrichen, in ſilberweißen Locken endet. Seine Kleidung verräth den Militär, die Form derſelben den Ungar.

Kaum hatte der Meiſter ihn erblickt, ſo ſagte er: Bruder Chalypſis! Was wünſcheſt Du der Verſammlung kund zu thun?

Dieſer Bruder Chalypſis war Herr von Szekely — Oberſtlieutenant bei der ungariſchen Garde.

Der Angeredete legte ſeine rechte Hand auf die linke Bruſt, verneigte ſich und begann: Hochwürdiger Meiſter! Verehrte Brüder! Laut eines Beſchluſſes dieſer heiligen Loge wurde vor vier Wochen ein junger Mann, welcher ein Glied unſeres hohen Ordens zu werden wünſchte, angewieſen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, ſich von einem Geſellen des Ordens unterrichten zu laſſen, um mit den Pflichten und Obliegenheiten eines Lehrlings vertraut und dann in die Pflicht genommen zu werden. Die feſtgeſetzte Friſt iſt nun verſtrichen, ich habe die Arbeit gethan, der Kandidat weiß, was er zu wiſſen nöthig hat, ich brachte ihn mit, er harrt in der mittleren Kammer des Ausſpruches der hohen Loge.

Der Meiſter richtete an die Verſammlung die Frage: Soll der Kandidat, in der profanen Welt Nowaczky genannt und Graf titulirt, ſoll er eingeführt, geprüft und in Pflicht genommen werden?

Die Abſtimmung wird vorgenommen — es erfolgt ein einſtimmiges „Ja!“

Der Meiſter ſchlägt jetzt dreimal an den metallenen Tiegel — ein Mitglied zur Linken des Sekretärs erhebt ſich — es iſt der Ceremonienmeiſter der Loge — verläßt die Halle und kehrt gleich darauf mit einem jungen Manne ück, den er an der Hand leitet, weil eine blaue Binde en Augen blendet.

Der Kandidat wird entfernt vom Tische stehen gelassen — der Ceremonienmeister nimmt wieder seinen Platz ein.

Auf ein neues Zeichen des Meisters erhebt sich das Mitglied zur Rechten des Sekretärs. Dieß ist der Examinator der Loge.

Nun beginnt eine Prüfung, bei welcher der Examinator frägt, und der Kandidat antwortet.

Die Rosenkreuzer hören aufmerksam zu.

Was für eine Form ist die Loge?

Ein langes Viereck.

Wie lang?

Von Osten bis Westen.

Wie breit?

Von Norden bis Süden.

Wie hoch?

So hoch als der Himmel.

Wie tief?

Bis an den Mittelpunkt der Erde.

Wo steht die Loge?

Auf einem heiligen Grund.

Wie ist sie gelegen?

Rechts in Osten und Westen.

Was unterstützt die Loge?

Drei große Pfeiler.

Wie werden sie genannt?

Weisheit, Stärke und Schönheit.

Warum das?

Weisheit zu erfinden — Stärke zu tragen — Schönheit zu zieren.

Woher kamet Ihr?

Von Osten.

Wer brachte Euch hieher?

Ein Geselle.

In welcher Absicht kamet Ihr?

Ich kam, nicht zu thun meinen Willen, sondern meine

Leidenschaft zu bezwingen, die Regeln der Rosenkreuzer zur Hand zu nehmen und täglich darin einen Fortgang zu machen.

Was lernet Ihr in diesen Regeln?

Verschwiegenheit, Sitte und gute Gesellschaft.

Was lernet Ihr dadurch, wenn Ihr ein Rosenkreuzer werdet?

Ich lerne die Geheimnisse der Natur, den Zusammenhang zwischen der irdischen Welt und der Geisterwelt, die Geheimnisse der Minerale, Kreuter und Metalle und strebe nach dem Stein der Weisen, der Wunder über Wunder wirkt.

Und wenn Ihr dieß Alles gelernt?

Dann bewahre ich es als Geheimniß.

Wo bewahrt Ihr das Geheimniß?

Unter meiner linken Brust.

Gibt es einen Schlüssel zu diesem Ort?

Ja!

Wo verwahrt Ihr denselben?

In einer knöchernen Büchse, welche nur mit Schlüsseln von Elfenbein geöffnet und geschlossen wird.

Hängt dieser Schlüssel oder liegt er?

Er hängt.

Woran hängt er?

An einer Taulinie von neun Daumen und einer Spanne.

Von welchem Metall ist er?

Er ist von gar keinem Metall. Der Schlüssel ist die Zunge — die knöcherne Büchse die Zähne . . . . die Taulinie der Gaumen des Mundes.

Wie lange wollt Ihr dem Orden dienen?

Von Jahr zu Jahr — in Ewigkeit fort.

Wie werdet Ihr ihm dienen?

Mit Rose — Kreuz — Kohle — und Kolbe.

Was bedeuten sie?

Liebe — Demuth — Brunst und Eifer.

Was ist des Lehrlings Zeichen?

Die vier Finger der rechten Hand ausstrecken und sie quer über die Kehle ziehen.

Wie alt seid Ihr?

Ueber sieben.

Ihr habt also noch keinem Meister unterstanden?

Nein.

Wozu dient der Tag?

Um zu sehen.

Wozu die Nacht?

Um zu hören.

Wie bläst der Wind?

Von Osten nach Westen.

Was ist die Glocke?

Hoch zwölf.

In diesem Momente ertönten zwölf dumpfe Schläge.

Die ganze Versammlung erhob sich und der Meister sprach mit feierlicher Stimme: Ich nehme Euch in Pflicht, sprecht den Eid.

Der junge Graf Nowaczky sprach dem Ceremonienmeister Folgendes nach: „Ich gelobe und schwöre hiemit in Gegenwart des allmächtigen Gottes und dieser ehrwürdigsten Versammlung, daß ich die Heimlichkeiten oder das Geheimniß der Rosenkreuzer oder Rosenkreuzerei, so man mir offenbaren wird, hehlen und verbergen und niemals entdecken will, es sei denn einem treuen und rechtmäßigen Bruder, nach gehöriger Erforschung, oder in einer rechten und ehrwürdigen Loge von Brüdern und Gesellen. Ich verspreche und gelobe ferner, daß ich selbige nicht schreiben, nicht drucken, nicht zeichnen, nicht stechen oder eingraben, noch selbige schreiben, drucken, zeichnen, stechen oder eingraben lassen will, es sei in Holz, Eisen oder Stein dergestalt, daß die sichtbaren Zeichen oder der Eindruck eines Buchstaben erscheinen, wodurch solches auch immer mehr auf unrechtmäßige

Art erlangt werde. Alles dieses unter keiner geringeren Strafe, als daß meine Kehle abgeschnitten, meine Zunge aus dem Gaumen meines Mundes genommen, mein Herz unter meiner linken Brust herausgerissen, sodann im Sande des Stromes begraben, mein Körper zu Asche verbrannt und meine Asche auf der Oberfläche des Erdbodens zerstreuet werde, damit also nicht das geringste Andenken von mir unter den Rosenkreuzern übrig bleibe. So wahr mir Gott helfe!"

Nach diesem Schwur trat eine kurze Pause ein, dann begann der Meister: Ihr habt wohl geantwortet, mein Freund! Von nun an verändere ich meine Ansprache, und nenne Euch Bruder. Gottes guten Gruß zu dieser unserer glücklichen Verbindung.

Unter allen rechtschaffenen, ehrwürdigen Brüdern und Gesellen! antwortete Graf Nowaczky.

Meister: Ich grüße Euch dreimal herzlich und begehre Eueren Namen, den Ihr im Orden zu führen gewillt seid.

Ich will mich nennen Aureus!*)

Willkommen, Bruder Aureus, durch Gottes Gnade!

---

*) Die Rosenkreuzer wählten zu Ordensnamen durchgehend syderische oder alchymistische Benennungen. So z. B. dürfte es Vielen unbekannt sein, daß die sogenannte Chaosische Stiftung von einem solchen Rosenkreuzerischen Namen herrühre. Im siebzehnten Jahrhunderte kam unter Kaiser Ferdinand III. ein gewisser Johann Konrad Richthausen nach Wien. Er war Alchymist, und führte als Rosenkreuzer den Namen Chaos. Er behauptete, aus Quecksilber Gold machen zu können, erwarb sich ein ansehnliches Vermögen, wurde Hofkammerrath, und unter dem Beinamen von Chaos in den Adelstand erhoben. Im Jahre 1663 errichtete er am Bürgerspitale in der Stadt eine Stiftung für Jünglinge armer oder verstorbener Eltern. Als drei Jahre darauf die Pest grassirte und mehrere Chaosische Stiftungsjünglinge hinraffte, ließ der Testamentsvollzieher — der Stifter war eben gestorben — in Mariahilf schnell ein Gebäude aufführen, um die kranken Jünglinge von den gesunden abzusondern. Dieses Haus wurde zwanzig Jahre darauf erweitert und erhöht — später erfolgten neue Zubauten, so daß im Jahre 1773 schon 145

Dieser Gruß wurde von der ganzen Versammlung wiederholt.

Der Ceremonienmeister befreite den neuen Lehrling von der Binde, worauf er die Brüder der Reihe nach umarmte und dann den letzten Sitz einnahm.

In der Halle herrschte jetzt ein dumpfes Murmeln, die Brüder sprachen leise mitsammen, und erst ein neues Zeichen des Stuhlherrn stellte die frühere Ruhe wieder her.

Jetzt verlas der Schatzmeister der Loge seinen Bericht. Er zählte die seit der letztabgehaltenen Loge eingegangenen Beiträge der Mitglieder auf, dann die Ausgaben für die seither gemachten chemischen Experimente, und es ergab sich, daß das Defizit der Loge abermals angewachsen war.

Die Loge zu den „sieben Planeten" schuldete dem Ausweise zu Folge im Ganzen eine Summe von 800 Gulden.

Nach dieser Mittheilung begann der Meister der Loge: Meine Brüder! Seit unserem letztabgehaltenen Kapitel haben sich Dinge von Bedeutung ereignet. In unseren Mauern ist ein fremder Gast eingekehrt, der es für nöthig findet, das strengste Inkognito zu bewahren, der aber, ich wage es zu behaupten und werde es beweisen, einer der geheimen Oberen unseres hohen Ordens ist, der hieher kam, um nach unserer Arbeit zu forschen und dem hochwürdigsten Großmeister darüber Meldung zu erstatten. Der räthselhafte Fremdling reist unter dem Namen eines Baron Liebenstein, führt eine eigene chemische Küche mit sich, und das neueste Produkt seiner Rosenkreuzerischen Thätigkeit ist ein philoso-

---

Jünglinge untergebracht werden konnten. Im Jahre 1752 kaufte die Kaiserin Maria Theresia das Chaos'sche Stiftungshaus und errichtete in demselben eine Militär-Akademie. Eine Zeit lang war es auch vom Bombardier-Korps besetzt. Das Gebäude selbst wird aber noch heute allgemein das Stift genannt, und die Gasse gegen den Mariahilfergrund zu heißt die — Stiftgasse.

phisches Goldsalz, ein ausgezeichnetes Medikament, mit welchem man wunderbare Kuren vollbringen kann, ohne je den Fuß in ein medizinisches Kollegium gesetzt zu haben. Wenn man erwägt, daß ein solches alchymistisches Produkt nur einem Rosenkreuzer sein Entstehen verdanken kann, wenn man ferner nicht außer Acht läßt, daß unsere hochweisen Oberen einem bloßen Gesellen oder Lehrling kein so wichtiges Geheimniß, wie die Erzeugung dieses Arkanums ist, anvertrauen können und dürfen, so wird man zu dem untrüglichen Schlusse kommen, daß der Inkognito-Reisende Niemand Anderer sein kann, als irgend ein geheimer Oberer unseres hohen Ordens. Zu diesem untrüglichen Schlusse gelangt, entsteht nun die Frage: Was haben wir Angesichts eines solchen merkwürdigen Fremdlings zu thun? Bevor ich diese Frage nach meinem Dafürhalten beantworte, muß ich noch auf ein anderes Faktum aufmerksam machen, welches sich am letztvergangenen Sonnabende ereignete, und von welchem Bruder Sol — Kornelius Lohberg erhebt und verneigt sich — Augenzeuge war. Der geräderte Zahlheim — kurz vor seiner That als Lehrling bei uns aufgenommen — hat sich als Gespenst am hellen Tage sehen lassen. Hunderte von Augen sahen ihn und es wäre thöricht, die Existenz eines geistigen Wesens zu leugnen, welches auf diese Welt beschworen wurde durch die Kraft eines Magiers. Ich bringe nämlich diese Thatsache mit dem vorhin Erwähnten in Verbindung und schließe daraus, daß der unbekannte Obere am Tage seiner Ankunft dieses magische Phänomen zum Zeichen seiner Anwesenheit allhier produzirte, um sich gleichsam bei seinen Gesinnungsgenossen zu insinuiren. Die größten Magier aller Zeiten haben es geliebt, sich durch ein imposantes Faktum zu introduziren und unser unbekannter Oberer folgte hierin ihrem Beispiele. Zahlheim erschien als Gespenst, weil der angebliche Baron Liebenstein ihn von jenseits herüber beschwor, wir haben also den unumstößlichen Beweis, daß unser Glaube an Magie — wie

die Freigeister und kopflosen Spötter behaupten, — kein trüglicher, kein Aberglaube ist. Nach dieser einfachen, natürlichen Betrachtung komme ich zur Beantwortung meiner vorhin aufgestellten Frage und sage: die Ehre und das Ansehen unseres hohen Ordens, so wie die Pflicht als Brüder erfordern es, dem Oberen durch eine Deputation mit aller einem unbekannten Oberen gebührenden Reverenz und Unterwerfung zu begrüßen, ihn in unsere Loge zu laden, damit er unsere Arbeit prüfe, und falls es ihm beliebte, sich herabzulassen, uns aus der Schatzkammer seiner Geheimnisse wenn auch nur einige Kleinodien mitzutheilen.

Die Rede des Stuhlmeisters wurde mit rauschendem Beifalle aufgenommen.

Die Rosenkreuzer waren über die außerordentliche Mittheilung in höchster Aufregung — die traurigen Betrachtungen, welche früher bei einigen Mitgliedern durch das Achthundert-Gulden-Defizit entstanden, waren verschwunden.

Die Deputation, aus zwei Mitgliedern bestehend, wurde nun gewählt. Die Wahl traf die Brüder Merkurius und Sol, nämlich den Mauthbeamten Bacciochi und Kornelius Lohberg.

Bei Verkündigung des Logenbeschlusses befand sich Alles in der freudigsten Bewegung.

Eilftes Kapitel.

Die Rosenkreuzer.

Wir bitten unsere Leser, uns ja nicht der Uebertreibung zu zeihen oder uns die Schuld aufzubürden, als suchten wir ernste Dinge in's Lächerliche zu ziehen; Beides ist ferne von uns — es gibt Vorfallenheiten, die einst blutiger Ernst waren, über welche man aber jetzt nur traurig lächeln kann.

Die Begebenheiten, die wir erzählen, rangiren in diese Klasse.

Unsere Leser werden es vielleicht unbegreiflich finden, wie in einer Epoche, wo Aufklärung das Losungswort war, Männer von Verstand und Bildung sich mit Alchymie und Geisterseherei beschäftigen konnten? Sie werden — und das mit Recht — staunen, im sogenannten philosophischen Jahrhunderte, in einer Zeit, wo die Presse bereits ihre Macht übte, wo die Encyklopädisten ihre volle Thätigkeit entfalteten, wo die Wissenschaft allmälig ein Gemeingut zu werden begann, in einer solchen Zeit Leute zu treffen, die den Stein der Weisen suchen, Elixire erzeugen und Geister beschwören.

Und Sie finden diese Leute nicht nur in Wien, nicht nur in Deutschland, auch Frankreich, Italien, England, Spanien, kurz, wohin Sie Ihr Auge wenden, überall sehen

Sie dasselbe traurige Ergebniß. Schwärmerei, Betrug, Aberglaube sind an der Tagesordnung.

Es war eine merkwürdige Epoche!

Ein junger dreiunddreißigjähriger Mensch, Anton Mesmer, wendet sich von der materialistischen Seite der Medicin ab und findet die Anfangslaute einer geheimnißvollen Wissenschaft, deren Höhepunkt noch heute nicht erreicht ist, aber der Schwärmer läßt sich verleiten, die ihm bei seinen Kuren behülfliche geheime Naturkraft zu leugnen und nennt Wunder, was er vollbringt; — schon früher hatte Schwedenborg mit seiner Geisterseherei und seinen theosophischen Träumereien viele Köpfe angesteckt, nun kamen hintendrein die Saint Germain, Cagliostro, Rosenfeld, Schröpfer und wie sie sonst noch heißen mögen, die Wundermänner, welche mehr oder weniger von sich sprechen machten und trotz Voltaire, Rousseau, Helvetius u. s. w. die Welt in Staunen setzten.

Ein schottischer Schwindler verwandelt Papier in Gold; ein Edelmann, aus einem Ländchen, das nur durch seine Schinken berühmt ist, spielt in Korsika — welches später einen Napoleon zeugte — die Rolle eines Königs, ein unangesehenes Doktorlein wirft sich in Dänemark zum Reformator auf. Jung Stilling fantasirt von der Seelenverwandtschaft mit der Geisterwelt, ein Schweizer weist in süß melancholischer Verzückung auf die geheimen Verbindungswege des Physischen und Psychischen hin, indem er eine Physiognomik edirt, die von den Einen verhöhnt, von den Anderen bewundert und angestaunt wird.

Wie gesagt, es war eine merkwürdige Zeit, diese Zeit der P h i l o s o p h i e und der A u f k l ä r u n g!

Man wird kaum eine Schrift der Josefinischen Zeit finden, in welcher nicht von A u f k l ä r u n g die Rede wäre; Stubenmädel, Todtengräber, Ladendiener werden abgehandelt, aber überall ist die Aufklärung mit im Spiele, und wenn auf dieses Schlagwort der damaligen Zeit gar nicht

reflektirt werden konnte, so benützte man wenigstens die Phrase: In unserer aufgeklärten Zeit u. s. w.

Den Josefinischen Zeitgenossen erging es mit der Aufklärung gerade so, wie uns mit der Freiheit — alle Welt führte sie im Munde, und die Wenigsten haben sie verstanden.

Was hat man damals nicht Alles Aufklärung genannt! Die unzähligen Traktätchen über die albernsten Gegenstände waren ein Zeichen der Aufklärung, die Durchführung des strengsten Prohibitivsystems war ein Beweis der Aufklärung; Dieser dünkte sich schon aufgeklärt, wenn er sich am Freitage im Gasthause im Fleischessen produziren durfte; der Andere glaubte aufgeklärt zu sein, wenn er behauptete, die Rotte Korah sei versunken, weil damals zufällig Erdbeben war, und der Profet Jonas sei nicht von einem Wallfisch verschlungen worden, sondern sei vielmehr in einem Gasthofe eingekehrt, welcher „zum Wallfisch" beschildet war. Der Eine manifestirte seine Aufklärung, wenn er im Bierhause oder im Weinkeller Alles verhöhnte, was nur Religion hieß; der Andere war aufgeklärt, wenn er die Genialität besaß, sich über die erste Hälfte der Zehngebote hinauszusetzen, und von der zweiten Hälfte vielleicht auch nur jene vom Stehlen und Rauben zu respektiren.

Wenn je eine Zeit es bewies, daß bei Nationen Aufklärung, Bildung und Gesittung Hand in Hand gehen, so war es die damalige.

Kultur und Aufklärung sind unzertrennlich — ein rauhes, bildungsloses Volk kann man nicht aufklären; die wahre Aufklärung kommt mit der Wissenschaft und Gesittung von selbst; wer da glaubt, Aufklärung lasse sich wie die Blüthe bei der Pflanze treibhausartig erzeugen, der ist von einem Irrthume befangen, welcher sich nur zu bald offenbart.

Dieß traf nun auch damals ein. Die öffentlichen Wortführer übersahen den Zustand der Massen, und säeten

Dünkel, Indifferentismus und Freigeisterei. Sie vergaßen, daß das nachtgewohnte Auge sich erst nach und nach an die verschiedenen Schattirungen der Dämmerung gewöhnen muß, bevor es die Sonnenhelle zu ertragen im Stande ist. Wer hier die Natur zu einem Sprunge zwingen will, erblindet, und wahrhaftig, nicht Wenige haben damals ihr geistig Auge verloren.

Der Druck der Aufklärung — man vergebe uns diesen Ausdruck — brachte einen Gegendruck hervor. Die rationalistischen Aufklärer suchten die Geheimnisse und Wunder der Religion hinweg zu räsonniren — und die Menschen, in deren Natur der Trieb nach Wundern und Geheimnissen liegt, suchten als Ersatz andere Wunder auf; man wollte ihnen ihre heiligen Ueberlieferungen entziehen und sie hingen sich an Gespenster und Spukgestalten. Das Jahrhundert der Philosophie war das Jahrhundert der Gaukler und Schwärmer; man zerriß leichtsinnig uralte Bande, und ließ sich willig in neue Fesseln schmieden.

Bei einem solchen Gebahren war ein geheimer Bund wie jener der Rosenkreuzer nicht nur möglich, sondern sogar natürlich.

Freimaurer, Illuminaten, Templer, Rosenkreuzer und wie sie sonst noch heißen mögen die verschiedenen Zweige der geheimen Bündelei, spukten im ganzen Welttheil.

Es ist merkwürdig, wie z. B. Orden, die mehr oder weniger auf die Schwächung der monarchischen Gewalt hinarbeiteten, wie gerade diese Orden dem unbedingtesten, absolutesten Willen ihrer Oberen gehorchen mußten, ihrer Oberen, die sie nicht einmal kannten!

Sie bekämpften also eine sichtbare Autorität, um einer unsichtbaren, völlig unbekannten unbedingt zu gehorchen.

Welch' ein Widerspruch, welch' eine Verblendung!

Wir fassen, dem Plane dieser Erzählung zu Folge nur die Rosenkreuzer in's Auge.

Wir glauben in der vorhergehenden Auseinandersetzung

das Räthsel ihrer Existenz während der Josefinischen Epoche hinlänglich gelöst zu haben, wir wollen nun einen kurzen Ueberblick ihrer Vergangenheit bieten und dann in unserem Gemälde fortfahren.

Wenn man Herrn Friedrich Nikolai, dem berühmten Forscher über den Ursprung der Freimaurerei u. s. w., Glauben schenken darf, so entstand dieser Orden aus den Rosenkreuzern.

Diese wären demgemäß viel älter.

Er behauptet, die Freimaurer haben sich kurz vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und zwar blos in England zu bilden angefangen und hätten ihren Ursprung in der zuerst in Deutschland gebildeten Gesellschaft der Rosenkreuzer.

Was nun diese betrifft, so behauptet er, daß die geheime Gesellschaft, die seit dem Jahre 1777 in Deutschland unter dem Namen „Gold- und Rosenkreuzer alten Systems" in öffentlichen Schriften bekannt zu werden anfing, von der früher bestandenen „alten" Rosenkreuzer-Gesellschaft ganz verschieden sei.

Es ist bekannt, wie in früheren Jahrhunderten alle physikalischen und chemischen Entdeckungen geheim gehalten und letztere nur durch eine bildliche Sprache und nur den Eingeweihten verständlich dargestellt wurden.

Der berühmte deutsche Alchymist Rosenkreuzer in seiner „Physik" und der Engländer Bacon in seiner „Atlantis", empfehlen diese Geheimhaltung sehr angelegentlich, und dieß mag Veranlassung zur ersten Bildung einer solchen Gesellschaft gegegeben haben.

Zwei im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts erschienene Schriften verursachten in Deutschland zuerst vieles Gerede über die Rosenkreuzer, die Eine derselben „Fama und Konfession" erschien im Jahre 1614 und die

Andere zwei Jahre später — Verfasser derselben war ein Theolog aus Württemberg, Johann Valentin Andreä*).

Nikolai behauptet, daß Andreä die Rosenkreuzer „ersonnen“ oder mit Anderen habe ersinnen helfen.

Man würde jedoch irren, wenn man hinter dem alchymistischen Aushängschild dieses Ordens nicht auch politische Absichten suchte. Es ist außer Zweifel, daß die Rosenkreuzer den Religionswirren in unserem Vaterlande nicht ferne standen.

Johann Valentin Andreä hatte zwei Reisen nach Oesterreich unternommen (im Jahre 1612 als Kaiser Mathias den Thron bestieg und 1619 wenige Monate nach dessen Tode); die letztere Reise geschah auf ausdrückliche Einladung der Freiherren Hohenfeld von Aistersheim und Enenkel von Hoheneck, er hatte in Linz einen geheimen Auftrag zu verrichten und verkehrte mit mehreren österreichischen Edelleuten, welche alle Protestanten waren.

Die anfängliche Absicht der Rosenkreuzer, den Protestantismus zu unterstützen, währte nicht lange.

Die zahlreichen Katholiken, welche in dem Orden Aufnahme fanden, bildeten bald eine kompakte Partei, gaben der Tendenz des Ordens eine andere und zwar die entgegengesetzte Richtung, die Rosenkreuzer in Oesterreich beförderten katholische Interessen.

Sobald nun Andreä wahrnahm, daß seine und seiner Freunde Absicht mit dem Rosenkreuzerorden nicht mehr zu erreichen, ja, daß die eingeschlagene Richtung sogar eine ganz entgegengesetzte war, so zog er sich zurück und suchte seine frühere Rosenkreuzerische Thätigkeit, jedoch mit unbestimmten Worten zu desavouiren, so daß er es weder mit dem mächtigen Hause Oesterreich noch mit den Lutherischen Orthodoxen zu verderben gedachte. Er vermochte jedoch die Neutralität nicht zu behaupten, theils seine unruhige Thätigkeit,

*) Geboren 17. August 1586 in Württemberg.

theils aber der Wunsch, die ihm ärgerliche Sage von seiner Theilnahme an der Rosenkreuzerei zu vernichten, ließen ihn eine neue Gesellschaft unter dem Namen: „Fraternitas Christi“ stiften. Bei seiner letzten Anwesenheit in Oesterreich kündigte er die Errichtung dieser Gesellschaft an, protestantische Edelherren traten derselben bei, und die Regierung fand sich schon drei Jahre später (1622) veranlaßt, dagegen eine feierliche schriftliche Warnung zu erlassen.

Die Thätigkeit dieser Gesellschaft wurde durch einen anderen Orden paralysirt, welcher katholischer Seits unter Bestätigung des Papstes anfangs zu Olmütz und nachher zu Wien von den Grafen Althan, Gonzaga und Sforza errichtet und der Orden vom blauen Kreuze genannt wurde.

Die Rosenkreuzer, nachdem sie von dem Einflusse Andreäs und seiner Freunde befreit waren, begannen sich nun nach verschiedenen Richtungen zu zersplittern, man fing zu deuten und zu klügeln an, es bildeten sich Logen, die sich gegenseitig anfeindeten und nicht selten auf mancherlei Weise neugestalteten, bis sie nach und nach entweder durch ihre Unbedeutendheit oder durch gegenseitigen Neid und Haß herabkamen und endlich vom Schauplatze verschwanden, jene, welche dem ursprünglichen Systeme huldigten, erhielten sich am längsten und trieben im Verborgenen ihr Wesen.

Mit dem Regierungsantritte Kaiser Josef des Zweiten, auf die bekannte Toleranz des Monarchen bauend, erhoben die Rosenkreuzer, so wie überhaupt alle geheimen Gesellschaften ihre Häupter.

Sie traten aus der Verborgenheit hervor und trieben mit einer fast lächerlichen Schaustellung ihr Wesen. Die Embleme der Freimaurer wurden zu Modegegenständen; man trug Hammer, Zirkel, Bleiwage u. s. w. als joujoux an den Uhren, Damen-Muffe von weißem Atlas mit blauumsäumtem Ueberschlage stellten den Maurerschurz vor, man dichtete und komponirte Freimaurerlieder und sang sie öffentlich. In den Provinzen tauchten zahlreiche neue Versamm-

lungen auf. Alles drängte sich in die Logen; Viele suchten nach Geheimnissen, die sie dort zu finden hofften, Andere hatten eigennützige Absichten und wieder Andere waren blos neugierig oder sehnten sich nach den berühmten Tafellogen, wo man ausgezeichnet speiste und ebenso vorzüglich trank. Goldmachen, Lebenstinkturen erzeugen, Geister beschwören war das Ziel der Einen; durch den Bruder Hofrath, Referenten, Gouverneur oder Präsidenten, der sich eben in der Loge befand, eine gute Anstellung erhalten, war das Streben der Anderen und Gastronomie die Leidenschaft der Letzteren.

Die Regierung konnte den Bestand dieser geheimen Gesellschaften — heute nennt man es Vereine — nicht länger ignoriren; das berühmte, von dem Kaiser eigenhändig verfaßte Freimaurer-Patent erschien. Es ist vom 16. Dezember 1785 datirt, enthält die Toleranz, Regelung und Beaufsichtigung der Freimaurergesellschaften, und beginnt mit folgenden Zeilen:

„Da nichts ohne gewisse Ordnung in einem wohlgeordneten Staate bestehen soll, so finde Ich nöthig, folgende Meine Willensmeinung zur genauen Befolgung anzugeben: Die sogenannten Freimaurergesellschaften, deren Geheimnisse Mir eben so unbewußt sind, als Ich deren Gaukeleien zu erfahren jemals vorwitzig war, vermehren und erstrecken sich jetzt schon auf alle kleinsten Städte u. s. w."

Durch dieses Patent geriethen die Gesellschaften in Bewegung; Vielen war die Reform willkommen, die Fanatiker — und diese war die Mehrzahl — nannten es Revolution, und warfen sich leidenschaftlich besonders auf jene von uns angeführten Zeilen des Patentes. Daß der Kaiser ihre Ceremonien „Gaukeleien", folglich das Kind beim rechten Namen nannte, das konnten sie nicht ertragen, das erpreßte ihnen einen Nothschrei. Eine Flut von Broschüren erschien, wenige für, die meisten gegen das Patent.

Wir wollen aus einer der Letzteren: „Drei Briefe über

die neueste Maurer-Revolution", nur einige Zeilen anführen, weil sie den Einfluß und die Verdienste, deren diese Gesellschaften sich rühmten, offen darlegen. Der Verfasser raisonnirt über das Wort Gaukeleien: „Fürsten, Minister, Könige und Kaiser, große Gelehrte, große Künstler u. s. w., waren solche Gaukler! Durch diese Gaukler wurde die Armuth unterstützt, die Thräne des Elends abgetrocknet, Waisen erzogen, Talente gebildet, Künste und Wissenschaften emporgebracht, heilsame Plane angelegt, nützliche Vorschläge gemacht, und wenige Gesetze von der edleren, gemeinnützigeren Art werden seit einer Zeit erschienen sein, die nicht wenigstens mittelbar durch besondere, dem Profanen noch unbekannte Wege von diesen Gauklern veranlaßt wurden. Preßfreiheit, Toleranz, Reformirung der Religion u. s. w., was sind sie anders, als Werke dieser Gaukelei?" u. s. w.

Der Ausdruck im Patente war trotzdem wohlgewählt, das Gebahren in den vielen Logen war wirklich zur Gaukelei herabgesunken, eine Reform war nothwendig.

„Ja," ruft der Verfasser der Denkschrift: „Kaiser Josef's Reformation der Freimaurer," seinen Brüdern, den Maurern, zu: „es muß einmal über gewisse Dinge unter uns zur Sprache kommen. Aufklärung und Philosophie ist das ewige Dacapo Euerer Predigten, Ihr reformirt Alles, Faunengelächter begleitet jede Handlung der Profanen, die nicht Euer Zirkel und Winkelmaß vorgezeichnet hat, Alleinweisheit macht Euere Köpfe schwindlig; wer nicht in der schwarzen Kammer Blut geschwitzt (Proben der Freimaurer), nicht die blinde Reise durch das Kolophoniumfeuer gemacht hat, gilt Euch für einen Idioten — — — — — — die ganze Erde ist Euch ein Narrenfaß, ein Klub von Dummköpfen, und auf den Schnickschnack Euerer Logen denkt Ihr nicht" u. s. w.

Wir haben dieses Bild von dem Stande der damaligen geheimen Gesellschaften absichtlich aufgerollt, weil auch der Vorwurf unseres Gemäldes: „Die Rosenkreuzer," mit

den Freimaurern in einer gewissen Verbindung gestanden und weil eine Uebersicht des Ganzen nothwendig ist, wenn man einen Theil schildert.

Der geneigte Leser möge uns die Ausführlichkeit vergeben, wir kehren wieder zu unserer Erzählung zurück.

Zwölftes Kapitel.

Die Deputation und der unbekannte Obere.

In einem Zimmer im Gasthofe zum goldenen Ochsen — heute zur Stadt Frankfurt — finden wir den Fremden, dessen erste Bekanntschaft wir auf der Hauptmauth gemacht.

Unter den vielen Gasthöfen des damaligen Wien, war der goldene Ochs einer der freundlicheren.

Der Matschakerhof, der wilde Mann, die drei Hackeln — jetzt zum römischen Kaiser — der Greif — jetzt zum Erzherzog Karl — der weiße Ochs — jetzt Stadt London — boten damals keine komfortablen Absteigquartiere, das Gasthauswesen lag überhaupt noch im Argen, und ein gleichzeitiger, sehr glaubwürdiger Schriftsteller schildert es in folgender Weise:

„Er (der Gast) ist in einer engen Straße, daß er nur mit Mühe und Gefahr in das Haus kommt. In demselben findet er einen unsauberen Hof, schon mit einer Wagenburg mit zwanzigerlei Fuhrwerken überlagert, schmutzige, finstere Treppen; viel Geschrei, Lärmen und Verwirrung,

dunkle Zimmer mit altväterischen, oder gar keinen Möbeln eingerichtet. Nachdem er seine Geduld am Warten, vergeblichen Rufen eine Weile geübt hat, bekommt er es mit einem Kellner mit einem grünen Jäckchen, runden, ungepuderten Haaren und schmierigem Vortuch zu thun, der ihm gleichsam aus Gnaden ein nicht besser eingerichtetes Zimmer anweist, dabei eine Miene macht, als ob ihm gar nicht viel an seinem neuen Gast gelegen sei, und ihn daselbst in der lieben Einsamkeit sitzen läßt. — Ueber Mangel an Speise und Trank wird sich zwar ein Reisender nicht viel beklagen; ob er aber mit der Bedienung zufrieden sei, dafür mag ich ihm nicht bürgen. — Den Wirth bekommt er entweder gar nicht zu sehen, oder er findet in demselben einen derben, schlichten Bürger, mit einem grünsammtenen Käppchen auf dem Kopf, einem klafterweiten Schmeerbauch und braunen Kamisol, der ihm eine linkische Reverenz zieht und sich nicht weiter um ihn bekümmert u. s. w."

Auf diese allgemein gehaltene Schilderung reflektirt, mag es zwar im „goldenen Ochsen" auch nicht besonders anmuthig gewesen sein; damalige Reisende behaupten jedoch, daß hier die Zimmer freundlicher und von der Tageshelle begünstigter waren; Baron Liebenstein konte also zufrieden sein, und — er war es auch.

Er hatte zwei Zimmer gemiethet; in dem ersten wohnte der Diener, den wir unter dem Namen Götz kennen lernten; er war zugleich Laborant bei Anfertigung des philosophischen Goldsalzes.

Dessen Gattin wohnte bei ihm, versah beim Baron die Dienste einer Köchin, und war ein munteres, schwarzäugiges Weibchen, mit einem vollen, braunen Gesichte, dabei wohlgenährt und hochbusig. Ihr Name war Sabine.

Im zweiten Zimmer finden wir den kalten Liebenstein.

Indem wir es betreten, bemerken wir die liebenswürdigste Unordnung. Ein Fremder würde zweifeln, ob er sich in einem Laboratorium oder in einer Wohnstube befinde.

Der ehemalige Soldat steckt mitten unter Geschirren, Phiolen, Retorten darinnen, daß man meinen sollte, es sei unmöglich, aus diesem Gewirre heraus zu kommen, ohne nicht eines oder das andere Gefäß zu zertrümmern.

Er untersucht, ob die Behältnisse auf der Reise keinen Schaden gelitten, prüft und ordnet.

Jetzt pfeift er.

Götz tritt ein.

Die Sachen waren gut gepackt, es ist nichts zerbrochen.

Freut mich, Herr Baron.

Mich auch. Ist Sabine draußen?

Ja, Herr Baron.

Liebenstein pfeift wieder und zwar etwas stärker als früher.

Sabine tritt ein.

Nun, was ist's, hat Sie sich wegen eines Privatlogis umgesehen?

Ja, Herr Baron.

Gefunden?

Nein!

Das ist dumm!

Die Gattin des Laboranten wurde ärgerlich roth, wendete schnippisch den Kopf und machte dazu eine Schulterbewegung, als ob sie hätte sagen wollen: „Du redest mir lang gut!“ und schwieg.

Liebenstein fuhr rasch fort: Jetzt sind wir schon seit Sonnabend hier, heute ist's Mittwoch, Sie ist den ganzen Tag auf der Straße und hat doch noch nichts gefunden, wie kommt das?

Sabine entgegnete jetzt: Ganz einfach, Herr Baron, es sind keine Quartiere leer. Hier ist's nicht so wie bei uns, man läuft einen halben Tag lang herum, bis man an dem Thore eine Wohnungsanzeige findet, und wenn man sich erkundigt, so ist sie erst vom Quartale zu verlassen, oder es ist ein Nest für eine einzelne Person, oder —

Kurz und gut, Sie hat nichts gefunden —

Nein, Herr Baron.

Zu Götz: Was sagt er dazu?

Der Laborant machte einen Katzenbuckel und erwiederte: Herr Baron, Sabine ist meine Gattin, ich kenne sie und ihren Diensteifer, wenn sie sagt: Nein! da ist's Nein.

Liebenstein schüttelte unwillig den Kopf und sagte: Ihr werdet aber doch einsehen, daß wir in diesem Quartiere nicht bleiben können?

Ja, Herr Baron, riefen beide Gatten zugleich, das sehen wir ein.

Wir müssen also um jeden Preis eine Privatwohnung erhalten. Macht Euch in die Vorstädte und sucht dort, ich reise dieser Tage nach Ungarn und lasse Euch hier zurück. Mein Goldsalz geht gut ab, ich werde trachten, mir auch in den Provinzen Absatz zu verschaffen, und sobald der Vorrath abgesetzt ist, machen wir uns wieder an die Erzeugung. Während meiner Abwesenheit könnt Ihr nicht im Gasthofe wohnen, es ist zu unbequem und zu kostspielig.

Herr Baron, antwortete der Laborant, wir sind damit vollkommen einverstanden, ich fürchte nur —

Was fürchtet Er? Laß Er hören, Götz, was gibt's zu fürchten?

Ich fürchte Anstände.

Anstände? Mit wem? Warum? Weßhalb?

Man forscht nach uns —

Nach uns? —

Das heißt, nach Ihnen, Herr Baron. Der Aufwärter erzählte mir, es seien schon mehrere Herren da gewesen, welche viel fragten und forschten, der Lohndiener behauptet dasselbe, ja, Herr Baron, sogar Sabine sah schon einen Herrn spionirend herumschleichen —

Er wird wahrscheinlich ihr nachgegangen sein! polterte Liebenstein.

Sabine verdrehte die Augen und versetzte: Oh —

Herr Baron — mir — wie käme ich dazu? Ich bin kein junges Mädchen mehr —

Aber eine junge Frau, und die sind fast immer ärger als die Mädchen —

Oh, oh, oh, Herr Baron, ich bitte zu distinguiren —

Schon gut, wir kennen uns. Wenn sich indessen noch ein solcher Spion blicken läßt, dann avisirt mich und ich will ihm die Späherei verleiden.

In diesem Momente ertönte draußen die Klingel, Götz und Sabine verließen den Baron, Ersterer kehrte jedoch gleich darauf zurück und meldete, daß zwei Fremde den Herrn Baron zu sprechen wünschten.

Die beiden Abgesandten der Rosenkreuzer-Loge zu den „sieben Planeten" traten ein.

Liebenstein hatte den Visitator von der Hauptmauth kaum erblickt, so sagte er: Ah, Sie sind es, Herr Zöllner, freut mich, daß Sie sich meiner erinnern.

Die Deputation verneigte sich ehrerbietig und grüßte den Fremden nach der Weise ihres Ordens.

Der Baron blickte sie erstaunt an. Bacciochi nahm das Wort und sprach: Es wäre Frevel, mich an Sie, hochwürdiger Herr, nicht erinnert zu haben.

Liebenstein unterbrach ihn: Ich habe Ihnen schon gesagt, ich bin der Baron Liebenstein, ich bin nicht vom geistlichen Stande, folglich ist Ihre Titulatur am unrechten Platze.

Oh, Herr Baron, wir sind nun ohne Zeugen, ich ersuche unterthänigst, Dero Inkognito nur auf ein Viertelstündchen abzulegen und in uns zwei Abgesandte jener geheimen Verbrüderung zu empfangen, zu welcher auch Sie gehören.

Der alte Soldat stampfte mit dem Fuße und rief: Zum Teufel, mein Herr, Sie wollen mich ärgern, so hören Sie es denn zum letzten Male, ich reise nicht inkognito,

ich bin derjenige, als welchen ich mich ausgebe, gehöre keiner geheimen Verbrüderung an —

Und doch wagen wir es, in Ihnen einen jener unbekannten Oberen zu sehen, die von Osten kommen und 'gen Westen ziehen, und die Loge zu den „sieben Planeten" ladet Sie hiemit ein, die Brüder zu einem Besuche zu beehren und unsere geringe Arbeit in Dero Augenschein zu nehmen.

Ich bin kein Freimaurer! rief der Baron.

Das wissen wir, lächelte der dicke Mauthbeamte, auch wir sind keine Freimaurer, sondern Rosenkreuzer. —

Der alte Baron machte einen Sprung nach rückwärts und rief: Ah, jetzt begreife ich, Sie halten mich für einen Alchymisten, mein philosophisches Goldsalz roch Ihnen in die Nase und deßhalb muß ich Rosenkreuzer sein.

Bei diesen Worten brach er in ein sehr ordenswidriges Lachen aus.

Der Visitator begriff die Hartnäckigkeit des geheimen Oberen nicht. Lohberg schlug die Augen beschämt nieder, er war noch zu wenig fanatisirt und begriff das Mißverständniß.

Liebenstein faßte sich, wendete sich sehr ernst zu den Deputirten und sagte: Meine Herren, Sie haben sich umsonst bemüht, ich bin kein Alchymist und kein Rosenkreuzer, folglich auch keiner Ihrer geheimen Oberen. Ich beschäftige mich mit Chemie, habe das philosophische Goldsalz erfunden, erzeuge und verkaufe es, das ist Alles. Ihre Arbeiten gehen mich nichts an, so wie die meinigen auch Sie nicht kümmern. Ich habe in Ihrer Loge nichts zu suchen, deßhalb werde ich auch nicht hingehen. Von meiner Erfindung können Sie kaufen, so viel als Ihnen beliebt, denn meine Waare ist für Jedermann, sei er Freimaurer, Laie, Rosenkreuzer oder der Teufel selbst, wer bezahlt erhält ein Fläschchen und damit Punktum.

Als Bacciochi noch einige Bemerkungen machen wollte, fuhr Liebenstein fort: Ich will nicht hoffen, daß Sie gekom-

men sind, mir mein Geheimniß abzulauschen, sonst müßte ich mich entschließen, Ihnen die Thüre zu weisen. Wer erfinden will, muß etwas gelernt haben und sich ernstlich bemühen, die Rosenkreuzer mit ihrer Spielerei haben aber noch nichts erfunden, nicht einmal etwas Bemerkenswerthes reproduzirt. Alchymie, der Lapis und die Geisterseherei sind Narrenpossen oder Betrügereien; Gold bleibt Gold, Blei bleibt Blei; wer todt ist, kehrt in diese Welt nicht wieder. Ich gebe für die ganzen Arbeiten des Ordens keine taube Nuß. Ich begreife nicht, wie erwachsene Leute so einfältig sein können, sich von den sogenannten unbekannten Oberen bei der Nase herumführen zu lassen. Sie mein Herr, sind kaiserlicher Beamter; Ihr Kaiser mag sich wenig darüber freuen, wenn er hört, daß seine Beamten mit solchen Lappalien und Dummheiten ihre Zeit vergeuden. Jetzt habe ich Ihnen meine Meinung ehrlich und offen gesagt — ich empfehle mich.

Er kehrte den Deputirten den Rücken und die Brüder Merkurius und Sol entfernten sich.

Auf der Straße angelangt, murmelte der dicke Visitator: Jetzt will es mir fast bedünken, als wäre dieser grobe Baron kein Rosenkreuzer —

Das hätten Sie gleich erkennen sollen, versetzte Lohberg, ich stand wie auf Kohlen. Die Blamage ist ein wenig stark.

Bacciochi kratzte sich hinter'm Ohr und sagte: Was ist jetzt zu thun?

Der junge Mann sann eine Weile nach und erwiederte: Begeben wir uns zum Meister und melden wir ihm aufrichtig den traurigen Erfolg unserer Sendung, mag er dann verfügen, was ihm beliebt.

Der dicke Mauthbeamte wäre diesem Rathe gerne ausgewichen, denn er hatte ja das Mißverständniß durch seine vermeintliche Entdeckung herbeigeführt, er fand jedoch keinen Ausweg und begab sich mit Lohberg zum Meister des Stuhls.

Der Reichshofraths-Agent empfing die beiden Brüder sehr freundlich und Lohberg übernahm es, ihm den, mit dem Baron Liebenstein gehabten Auftritt mitzutheilen.

Mattolay schüttelte mißbilligend den Kopf, und sagte am Ende: Ei, ei, Bruder Merkurius, Sie haben uns da in eine bedeutende Verlegenheit gebracht. Auf Ihre Mittheilung vertrauend, habe ich dafür gesorgt, daß das philosophische Goldwasser als ein Rosenkreuzerisches Produkt bekannt werde, wodurch das Ansehen des Ordens sehr gewinnen wird; — nun aber leugnet der Preuße jeden Zusammenhang mit uns; thut er dieß öffentlich, so sind wir ein Gespötte der Stadt, und unsere zahlreichen Gegner werden nicht ermangeln, diese Schande in der ganzen Stadt zu verbreiten. Dem muß vorgebeugt werden; jene Tinktur muß in den Augen der Welt für ein Produkt unseres Ordens fortgelten; ich werde dafür sorgen, daß dieß möglich werde. Vor der Hand theilen Sie Niemanden den schlimmen Erfolg Ihrer Sendung mit; die anderen Brüder werden in ihrem bisherigen Glauben gelassen, ich baue auf Ihre Verschwiegenheit.

Der Meister entließ die beiden Brüder, und begann zu überlegen, welchen Weg er einzuschlagen habe, um seinen Zweck zu erreichen.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Ritt in den Prater.

Kornelius Lohberg, seiner Ordenspflicht ledig, überließ sich, durch die Straßen der Stadt wandernd, seinen Gedanken.

Die eben erlebten Szenen hatten ihn unangenehm berührt.

Die derbe Abfertigung von Seite Liebenstein's überraschte ihn derart, daß er das Verletzende derselben erst nachfühlte.

Die darauf gefolgte Mittheilung des Meisters war für den Orden ebenfalls wenig schmeichelhaft; er ward hier zum ersten Male Mitwisser eines Ordens-Geheimnisses und mußte sich's gestehen, daß dieses wenig ehrenhaft sei, und daß der derbe Baron, falls es sich mit den sonstigen Ordens-Geheimnissen eben so verhielt, in seinem Urtheile über die Rosenkreuzer nicht zu strenge war.

Lohberg's Betrachtungen über diesen Gegenstand waren also keineswegs angenehm, er zwang sich daher, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben und diese fand sich auch bald.

Die blonde Dame, die er Sonnabends am Fenster auf dem Graben, und seitdem nicht wieder sah, war der Rosenbusch, welchen die geflügelten Boten seiner Fantasie umflatterten.

Er erkundigte sich ein zweites Mal in jenem Hause und erfuhr nun gar, die Dame sei ausgezogen. Niemand wußte, wer sie war, wie sie hieß, wohin sie ging. Acht Tage hatte sie dort einsam und unbekannt gewohnt, dann zog sie fort, die Miethe war für drei Monate vorausbezahlt, folglich kümmerte sich Niemand um sie. Nun stand das Quartier leer.

Der junge Mann, — dessen Herz die Unbekannte in lebhaftere Bewegung versetzt hatte — streifte vergebens umher, spähte umsonst, ein böser Zufall ließ ihn nicht finden, was er so sehnlich erstrebte.

Hat sie vielleicht gar schon die Stadt verlassen?

Bei dieser Frage durchbebte ihn Angst, er fuhr zusammen, erwachte aus dem Hinbrüten und sah sich vor Benko's Kaffeehaus auf dem Stefansplatze.

Freund Wendelin, mit dem Rohre fuchtelnd und mit Spornen, die er heute trug, klirrend, kam auf ihn zu.

Gott zum Gruß, mi Corneli, trifft man Dich endlich, wo steckst Du immerfort? Man sieht und hört nichts von Dir!

Bei Dir kann man dieß nicht sagen, versetzte Lohberg, wenn man Dich auch nicht sähe, so hört man Dich doch.

Der Verehrer der Kammerjungfer betrachtete wollüstig seine Sporen und sagte: Nicht wahr, so gefalle ich Dir? — Kusch, Sultan!

Lohberg wendete sich, rechts und links suchend, umher, und sagte dann: Wo hast Du die Bestie, ich seh' sie ja nicht?

Ah so, sagte Wendelin, Sultan ist zu Hause, aber ich bin an das Thier schon so gewöhnt, daß ich es immer an meiner Seite glaube.

Du bist also endlich zur Einsicht gekommen und läßt den Hund zu Hause?

Einer Dame zu Liebe thut man Manches. O, Kornelius, wenn Du Mamsell Wurzel, Racine wollte ich sagen, wenn Du sie kenntest, Du möchtest nicht nur Deinen Hund,

sondern auch Deinen Verstand zu Hause lassen. Kannst Du Dir eine ungeschminkte, schwarzhaarige Kammerjungfer bei einer ungeschminkten, blonden Gräfin denken?

Warum nicht?

Du hast eine lebhafte Fantasie, mir fiel es Anfangs schwer, aber jetzt habe ich mich schon daran gewöhnt. Kusch, Sultan!

Wozu trägst Du heute Sporen?

Weil ich in den Prater reite. Willst Du mich begleiten?

Soll ich etwa nebenher laufen?

Du kannst ein zweites Pferd benützen, der Reitmeister wird wohl auch noch für Dich einen Gaul übrig haben, Komm, Korneli, begleite mich.

Ich bin nicht vorbereitet.

Ein guter Reiter, wie Du, bedarf keiner Vorbereitung. Ein Roß und Ein Mann, alles Andere ist überflüssig. Komm, Sultan — Korneli wollt' ich sagen — das verdammte Thier liegt mir immer im Kopfe, thut mir leid, daß ich es nicht mitnahm, im Prater hätte der Satan sich austoben können. Ach, Justine, Engelskind, reizendste der Frauen, Dir zu Liebe thue ich Alles!

Er hing sich in Lohberg's Arm und zog den Widerstrebenden mit sich fort.

Nach einer halben Stunde finden wir die Freunde zu Pferde in der Jägerzeile.

Die Miethgäule trabten ihren angewohnten, sehr decenten Paradeschritt, wobei Köpfe und Ohren dem allgemeinen Gesetze der Schwere zu Folge sich nach dem Mittelpunkte der Erde sehnten.

Wendelin fuchtelte feurig mit dem Rohre, setzte seine Stacheln in Bewegung, allein der Braune erhält sich taktfest in seinem Tempo, und keine Macht ist im Stande, ihn demselben untreu zu machen.

Verdammte Bestie, ruft Wendelin dem Freunde zu, der Gaul ist aus dem Trotteln nicht herauszubringen, Zügel,

Rohr und Sporen helfen nichts, wenn ich nur seinen Namen wüßte, vielleicht würde ein Zuruf seinen Ehrgeiz wecken.

Lohberg lachte über die vergeblichen Anstrengungen seines Freundes und sagte: Die Schuld scheint weniger am Pferde, als an Deiner Reitunkenntniß zu liegen.

Oho, rief Justinens Anbeter, Du mußt mein Kavallerie-Talent nicht verdächtigen.

Wir wollen es gleich auf die Probe stellen.

Man war in der Allee angelangt.

Diese begann damals hinter dem Marinelli'schen Kasperltheater.

Lohberg ermunterte seinen Gaul, und zwang ihn zu einem ausgiebigen Trabe. Kaum bemerkte dieß der vierfüßige Kollege, als er, dem edlen Beispiele folgend, sich ebenfalls in Bewegung setzte.

Hoho, rief Wendelin, im Sattel hin und her juckend, jetzt geht's! — Alle Wetter — Korneli — tausend Teufel — mir däucht, Dein Gaul geht durch — Kusch, Sultan! — Nur nicht zu schnell — heh, Korneli, — was treibst Du denn? — Oho, oho — nur langsamer — verdammtes Vieh, bist Du rasend geworden? — Korneli, halt an, wir kommen ja an's Ende der Welt — Kusch, Sultan! — verflucht, kannst Du denn Dein Vieh gar nicht regieren, Korneli? — Oh, oh — wenn ich nur den Namen der Bestie wüßte — das ist ja ein Teufelsritt — oh, oh, halt, langsam!

Aber statt langsamer, ging es immer schneller. Lohberg, ein wenig schadenfroh, versetzte sein Pferd in Galopp — Wendelin's Renner blieb nicht zurück, ein edler Wetteifer schien den Vierfüßler zu beseelen. Der Anbeter der Kammerjungfer hatte die Steigbügel bereits verloren, die Zügel genügten ihm nicht zum Anhaltspunkte, er griff daher nach dem letzten festen Punkte, nach den Mähnen.

Schreiend, fluchend, lärmend, folgte er, oder vielmehr sein Roß, dem Freunde.

Die Allee herein, ihnen gerade entgegen, kam eine zweispännige Kutsche.

Lohberg sah das Gefährte und wich ihm aus. Wendelin, nur mit sich beschäftigt, fand zum „Aufschauen“ keine Muße, und sprengte wie besessen gegen den Wagen.

Sein Renner, wahrscheinlich über die schlechte Behandlung empört, tobte wie rasend vorwärts, und prallte gegen das Gespann. Die Zugpferde bäumten sich — der Reitgaul stolperte — Wendelin stieß einen Schrei aus, und stürzte herab. —

Zu gleicher Zeit vernahm man in dem Wagen die Angstrufe von Frauenstimmen.

Die Zugstränge rissen, die Pferde schlugen nach rechts und links aus — die Verwirrung war eben so groß, wie die Gefahr.

Lohberg flog zur Kutsche. sprang vom Pferde und stürzte dem Gespann in die Zügel. Die kräftige Hand imponirte den Thieren, sie hielten an, und der Kutscher verließ nun ebenfalls seinen Sitz, um sich der Pferde vollkommen zu bemeistern.

Ein glücklicher Zufall ließ den Herrn Sultans so stürzen, daß er nicht unter die Pferde, sondern seitwärts zu liegen kam, trotzdem war er betäubt, und zeigte eine Weile keine Lebensspur.

Als der Wagen stille hielt, hüpften aus demselben zwei ängstliche Damen.

Die Kleinere derselben hatte den ohnmächtigen jungen Mann kaum erblickt, als sie lebhaft erschrak und die Farbe wechselte. Dasselbe war auch bei Lohberg der Fall, da er die Größere der Damen bemerkte.

Nehmen Sie schnell dieß Fläschchen, Justine, sagte diese zu ihrer Begleiterin, und stehen Sie dem Ohnmächtigen bei. Der junge Herr wird wohl keinen Schaden genommen haben.

Die Kammerjungfer, dem Befehle der Gebieterin gehorchend, näherte sich verlegen ihrem Verehrer. Zum Glücke

wendete sich die Gräfin dem Gespanne zu, wodurch sie bemüssiget war, ihr den Rücken zuzuwenden.

Ihr Begleiter, sagte die blonde Dame zu Lohberg, war sehr unvorsichtig. —

Sie wählen einen zu schonenden Ausdruck, gnädige Frau, er war höchst ungeschickt, und mag dem Himmel danken, kein größeres Unglück hervorgerufen zu haben.

Wir werden wohl bald weiter fahren können?

In wenigen Minuten bin ich zu Stande, antwortete der Kutscher, an den die vorige Frage gerichtet war.

Sie haben durch ihren Muth eine größere Gefahr verhütet, mein Herr, und ich danke Ihnen für den geleisteten Dienst.

Beschämen Sie mich nicht, gnädige Frau, ich verhütete nur die schlimmen Folgen dessen, woran ich vielleicht nicht unschuldig bin.

Wie so, mein Herr?

Ich habe die Reitkunst meines Freundes auf eine gefährliche Probe gestellt, welcher er unterlag; so sehr ich jedoch den Unfall einerseits bedauere, so kann ich es nicht verhehlen, daß er mir jetzt, da jede Gefahr vorüber, willkommen ist, weil er mir Gelegenheit bot, Sie gnädige Frau wieder zu sehen.

Die reizende Dame schüttelte lächelnd den lockigen Kopf und sagte: Ei, mein Herr, Sie sprechen von Wiedersehen? Ich erinnere mich nicht —

Kornelius unterbrach sie: Am letztverflossenen Sonnabende war mir das Vergnügen zu Theil, Sie an einem Fenster auf dem Graben zu bemerken —

Ganz recht, ich war da zu Besuch.

Zu Besuch?

Sie scheinen diese Angabe zu bezweifeln?

Ich bezweifle Ihre Angabe nicht, gnädige Frau, sondern ich entsinne mich nur staunend der falschen Auskünfte, die ich erhielt, als ich im Hause nachforschte.

Wie, mein Herr, Sie haben nachgeforscht —

Gnädige Frau, grollen Sie nicht, daß ich dem Drange meines Herzens folgte —

Die junge Dame ließ ihren Blick auf Kornelius ruhen. In den blauen Augen spiegelte sich etwas wie Theilnahme, die milden Züge schienen dem nicht zu widersprechen.

Es gibt keine Frau, erwiederte sie lächelnd, die einem jungen Manne eine ihr zugewendete Aufmerksamkeit verübelte, doch ist es eben kein günstiges Zeichen, einer Dame, die man zum ersten Male sieht, nachzuforschen.

Wenn aber der Eindruck bei diesem ersten Male schon ein tiefer ist, wenn man den Himmel, in den man einmal sah, immer wieder und wieder sehen möchte, dann, gnädige Frau, bleibt dem Leidenden nichts übrig, als nachzuforschen, wohin die Erscheinung, die ihn entzückt, verschwand, und wo der Himmel prangt, der ihn bezaubert.

Die Wangen der Lieblichen rötheten sich ein wenig, das Auge suchte verlegen den Boden.

Mein Herr, lautete die beklommene Antwort, Sie reden eine Sprache —

Die nur der Drang des Augenblicks zu entschuldigen vermag, antwortete Kornelius rasch, ich sehe Sie jetzt und dann vielleicht nicht wieder. Kaum gefunden, verliere ich Sie schon.

Ich lebe ja in Wien! versetzte die Dame.

Wien ist groß! klagte der junge Mann.

Aber Wäring, lispelte sie mit gesenktem Blicke, ist klein.

Lohberg's Herz pochte hoch auf.

Während dieser Szene zwischen der Gräfin Santa Croce und Kornelius, hatte das andere Paar Gelegenheit, auch einige Worte zu wechseln.

Wendelin, von dem Geiste des Fläschchens ermuntert, öffnete die Augen und sah Justine an seiner Seite.

Er glaubte zu träumen.

Was ist das? murmelte er, wo bin ich?

Im Prater, antwortete die Kammerjungfer schalkhaft lächelnd, und zwar auf der Straße, wie Sie sehen, Ihr Gaul hat Sie sehr unsanft gebettet.

Verdammtes Thier, rennt wie besessen, ohne sich um jene zu kümmern, die ihm entgegenkommen. Kusch, Sultan! — Ach, Mamsell Justine, wie mir däucht, habe ich Unheil gestiftet.

Es könnte ärger sein, bemerkte die Ungeschminkte munter.

Meiner Treu, Sie haben recht, ich fühle mit Wonne, daß ich kein Bein brach; doch wohin ist mein Gaul gekommen?

Er suchte mit den Augen umher.

Ah, ah, rief er plötzlich, dort ist das edle Paar, Beide beschnuppern den Boden, und scheinen zu bedauern, daß er noch grasleer ist. Ach, Mamsell Justine, wie freu' ich mich, Sie zu sehen.

Nach diesem Ausrufe begann er zierlich seine derangirte Toilette wieder herzustellen und putzte mit der Hand die Bodenspuren von seinen Kleidern.

Die Gelegenheit, bemerkte die Kammerjungfer, ist keine beneidenswerthe.

Warum nicht? versetzte Wendelin, der Prater ist kein Feind der jungen Welt, obschon alt, bietet er doch stets seine Einsamkeit und im Sommer seinen Schatten. Reizende Mamsell Racine, in diesem Momente vermisse ich den Frühling nicht, mir ist's als wäre er mir plötzlich mitten im März aufgegangen. Kusch, Sultan!

Justine eilte jetzt zu ihrer Gebieterin, welche sich der Kutsche näherte.

Kornelius half der Gräfin ehrerbietig in den Wagen, die Kammerjungfer folgte ihr, noch ein Blick — eine Verneigung und das Gefährte rasselte gegen die Stadt zu.

Kornelius und Wendelin sahen der Kutsche eine Weile nach und kehrten sich dann plötzlich gegen einander.

Jetzt hast Du sie gesehen! rief der entzückte Anbeter der Kammerjungfer.

Ja, ich sah sie.

Gefällt sie Dir?

Sie ist ein Engel.

Oh, göttliche Wurzel, Racine wollt' ich sagen.

Wie, Du weißt ihren Namen?

O ja, nicht nur ihren Namen, sondern auch ihre Wohnung. Kusch, Sultan!

Auch mir nannte sie den Ort.

Dir? Wann denn?

Vor kaum einer Minute.

Alle Teufel, Du sprichst von der Blonden, ich aber rede von der Brünette.

Der kleine Schwarzkopf also?

Ist meine Flamme! Mamsell Justine Racine, Kammerjungfer bei der Gräfin Croce.

Gräfin Croce, rief Lohberg, ich danke Dir, Wendelin, Du hast mir heute einen Dienst erwiesen, den ich Dir niemals vergessen werde.

Er freut mich, Freund, obwohl ich mich vielleicht nicht mehr entschließen würde, Dir diesen Dienst zum zweiten Mal zu erweisen. Jetzt komm, Sultan, Korneli wollt' ich sagen.

Beide holten ihre Pferde, bestiegen sie und trabten — dießmal aber im Schritt — durch die Jägerzeile in die Stadt.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Abend in Wäring.

Lohberg war selig.

Was in seinem Herzen zu erwachen begann, war die Liebe, und die Liebe ist wie die Sonne am schönsten, wenn sie aufgeht, am glühendsten, wenn sie den Höhepunkt erreicht und am wehmüthigsten, wenn sie untergeht.

Kornelius war selig, denn er stand im ersten Stadium. Er vermochte nicht, in Gesellschaft auszudauern, innerhalb der Mauern wurde es ihm zu enge, er strebte stets allein, stets im Freien zu sein.

Es ist ein sonderbares Gefühl, dieß Erwachen der ersten Liebe.

Man ist unruhig und doch glücklich, träumerisch und doch wachend, ängstlich und doch voll Zuversicht, scheu und doch voll Hoffnungen.

Wie schön sie ist! rief der junge Mann in seinem Entzücken.

Es hat, so lange Menschenherzen pochen, noch kein geliebtes Wesen gegeben, welches nicht schön gewesen wäre.

Wir kommen auf unser früheres Gleichniß zurück; so wie die aufgehende Sonne die Gegend, so verschönt die Liebe den Menschen, man sieht in einem neuen Lichte, darum sind jene, die wir lieben, immer schön, oder wir halten sie dafür, was am Ende einerlei ist.

Bei der Gräfin Croce gab es indessen keine Täuschung, ihre Schönheit war kein poetisches Blendwerk, zu welchem Amor das Glas schliff, wir sahen sie am Graben, bewunderten ihren Liebreiz, das Hehre ihrer Erscheinung und können den jungen Mann nicht tadeln, der sich vergaß, in dem Augenhimmel unterging und in der Gefahr, um sich zu retten, sich in dem blonden Seidennetz verfing. So gefangen werden oder untergehen ist süß, nicht jedem Menschen ist solches Glück beschieden.

Kornelius vergegenwärtigte sich das reizende Bild der Gräfin, er war ihr ja heute so nahe gestanden, er hatte sie so genau gesehen! Damals am Graben war es nur die Form, es waren, wir möchten sagen, nur die Umrisse ihrer Schönheit, die er aus der Ferne sah, heute war es ihm gegönnt, die Details, die feineren Nuancen zu bewundern. Die schwunghaft gewölbten Brauen, der feine zarte Teint, die Seidenwimpern, der Lippenschnitt, das schöne Kinn, und dieses Alles in Liebreiz getaucht, wie ein Paradies in Frühlingsluft, war es da ein Wunder, wenn die Gefühle in seiner Brust paradiesisch wurden und in Frühlingsluft auferstanden?

Lohberg begnügte sich aber nicht mit der Gestalt, er wiederholte sich auch ihre Worte, er strengte sich an, den Zauberton ihrer Stimme noch einmal zu hören, kurz, er wollte die ganze Szene mit ihr noch einmal, und dann wieder einmal, und endlich immerfort durchleben.

Je mehr er sich aber im Geiste mit ihr beschäftigte, desto mehr bohrte sich der spitze Pfeil in seine Brust, desto heftiger wurde die Sehnsucht, die Gräfin nicht nur im Geiste, sondern in der Wirklichkeit zu schauen.

Anderthalb Tage sind bereits verflossen, seitdem er sie nicht sah, welch' eine lange Frist für die Ungeduld einer erwachenden Liebe!

„Währing ist klein!“ hatte die Anmuthige gesagt und „Währing liegt nahe!“ rief sein liebendes Herz.

Kornelius Lohberg machte sich also auf den Weg.

Ein freundlicher Abend dämmerte herauf, die Luft war lau, sie schien der milde Odem des heranbrechenden Frühlings.

Das Geräusch der Residenz begann zu verstummen, die nächtliche Ruhe griff nach und nach Platz.

Der junge Mann eilte flüchtigen Schrittes durch die Vorstadt und passirte die Linie.

Vor ihm lag Wäring, gekrönt von weinbepflanzten Anhöhen, auf deren einer die Türkenschanze sich erhob. Bei fünfundachtzig Häuser bildeten damals den Ort. Die Fenster derselben, mehr oder weniger erleuchtet, blickten ihm wie einzelne Lichtpunkte entgegen.

Wo mag sie wohnen? sprach er bei sich und wendete sein Auge bald nach dieser, bald nach jener Seite.

Er eilte vorwärts und gelangte zu einem Hause, in dem es lebhaft herging. Man vernahm dieß an dem Gesumme, das von Innen heraus auf die Straße drang.

Es war das damals berühmte Gasthaus, zum Biersack genannt. Zwei große Säle empfingen das zech- und tanzlustige Publikum, welches hier zum Theile aus besserer Gesellschaft bestand.

Lohberg hielt vor dem Gasthause.

Hier, dachte er, will ich mich erkundigen. Der Wirth dürfte mir am sichersten Auskunft geben können.

Der Zufall ersparte ihm den Gang in die Gaststube. Ein Mann trat aus der Thüre. Lohberg eilte auf ihn zu.

Können Sie mir gefälligst sagen, wo hier die Gräfin Croce wohnt?

Der Name ist mir unbekannt.

Es ist eine junge Dame.

Der jungen Damen gibt es mehrere hier. Wissen Sie bestimmt, daß sie hier wohnt?

Sie sagte es selbst.

Croce — Croce — wie gesagt, der Name ist mir unbekannt.

Lohberg versuchte es, die Persönlichkeit der Dame zu schildern, allein ohne Erfolg, der Andere kannte sie nicht.

Führt die Gräfin ein großes Haus?

Das vermag ich nicht anzugeben, denn ich kenne sie nicht näher, so viel weiß ich jedoch, daß sie eine Kammerjungfer hat, die Justine heißt.

Ah, Mamsell Wurzel, jetzt kenn' ich sie. Es ist eine fremde Herrschaft, die erst seit einigen Tagen hier wohnt; also Croce heißt die Dame, ich wußte es nicht. Gehen Sie nur da hinüber, bis Sie zu einer Staketenwand kommen, innerhalb derselben ist der Garten, welcher zu dem von der Dame bewohnten Landhause gehört. Wenn Sie längs der Wand fortgehen, gelangen Sie zu der Hausthüre, das Gebäude ist nur ebenerdig, jedoch weitläufig.

Lohberg dankte für die Auskunft und eilte fort. Er glaubte nicht schnell genug an den bezeichneten Ort gelangen zu können.

Er hielt außerhalb des Gartens und sah hinein.

Welch' ein Anblick!

Er glaubte sich plötzlich in eine andere Gegend, unter einen anderen, milderen Himmelsstrich versetzt.

In diesem Garten strahlte bereits der Frühling in seiner ganzen Ueppigkeit, und welch' ein Frühling!

Alleen von Citronen, Orangen und Myrthen kreuzten sich nach verschiedenen Richtungen. Die Bäume schienen dem Boden entsprossen, ihr Dasein war eben so räthselhaft, wie jenes der bereits halbgezeitigten Früchte, welche zahlreich an ihren Zweigen prangten. Die leeren Räume außerhalb der Baumgänge entfalteten einen Blumenflor, dessen Farbenpracht in einer magischen Beleuchtung strahlte, einer Beleuchtung, die von milchweißen Glaskugeln herrührte, welche in solcher Zahl angebracht waren, daß der

ganze Garten wie von Mondensilber übergossen da lag. Mitten aus den Blumen erhoben sich Statuen von weißem Marmor, Liebesgruppen, Nymphen-Abenteuer und andere Szenen, an denen die unkeusche Götterlehre der Griechen und Römer so verschwenderisch ist.

Die Luft, welche eben zephirartig herüberstrich, wehte dem jungen Manne eine Wolke von Duft zu, eine Mischung von hundert verschiedenen Aroma's berauschend, betäubend, erregend.

Kornelius war in Staunen aufgelöst. Solch' zauberischen Eindruck hatte er noch nie empfunden.

Diese feenhaften Räume, und dazu der Gedanke: „Hier wohnt sie!“ — seine Sinne waren geblendet, seine Seele berauscht.

Er klammerte sich an die hölzernen Pfähle der Wand, lehnte die Stirne an dieselbe, und stierte mit einer Gier hinein, als ob er nach der Seligkeit seines Lebens spähete.

Seine Gedanken weilten bei der Gräfin; sie sehen, war der einzige Wunsch, den er in diesem Sinnenrausche fühlte. —

Er horchte — kein Geräusch störte die Stille des Abends — nur aus der Ferne, aus weiter Ferne vernahm er ein dumpfes Tosen, es war der letzte Rest des sterbenden Stadtlebens.

Kornelius war in diesem Momente einer reiferen Ueberlegung unfähig. Er dachte nicht an die Unschicklichkeit, eine Dame zum ersten Male in der Abendzeit zu besuchen, er vermochte nicht die Leichtfertigkeit eines Schrittes einzusehen, der ihm eine Gunst, die er erst erringen wollte, für immer rauben konnte, er dachte nicht einmal an einen vorzuschützenden Vorwand, der ihn entschuldigen sollte, er wollte sie sehen und vergaß darüber alles Andere; er glich jenen Flügelthieren, die vom Lichtschein angelockt in dessen Nähe flattern und hier angelangt, geblendet, der Flamme

nicht mehr zu widerstehen vermögen, sich in selbe hineinschwingen und — untergehen.

So auch Kornelius.

Ohne die Folgen zu bedenken, nur auf die Erfüllung seines Wunsches hoffend, folgte er dem Drange seiner Gefühle und schwang sich, den Zaun an einem der gemauerten Pfeiler erkletternd, in den Garten.

Hastigen Schrittes eilte er vorwärts.

Sein Herz jubelte — er befand sich innerhalb des zauberischen Aufenthaltes — er triumphirte, ohne bisher mehr als den Vortheil, in dem Garten zu weilen, erreicht zu haben.

Geräuschlos durcheilte er die künstlichen Alleen. Er athmete Blumendüfte und fühlte die Wonne nie geahnter Seligkeit.

Der Garten war leer — keine lebende Seele verkündete ihr Dasein. Kornelius spähte nach allen Richtungen, er sah, er hörte nichts.

Wo mag sie weilen? lispelte er bei sich, sollten die Gartenräume erleuchtet sein, ohne daß die Gebieterin in der Nähe wäre? Ich kann es nicht glauben, mein Herz sagt mir, daß sie hier ist, daß ich sie finden werde.

Jetzt — jetzt! — Er horcht.

Musik dringt in seine Ohren.

Aber welch' eine Musik!

Harfenklang?

O nein, es sind Sphärentöne.

Ein nie gehörter Wohllaut klingt herüber, er zittert durch die Luft, er bebt durch die Seele, er schmiegt sich wollüstig in das Ohr und berauscht Herz und Sinn.

Keine Saite vermöchte solche Töne auszuhauchen, kein menschlicher Odem vermöchte sie einem Instrumente zu entlocken, es sind Töne, zart und voll, sinnig und wehmüthig, wunderbar harmonisch, himmelrein und zephyrsanft.

Vielleicht säuselt ein Frühlingslüftchen in Blumen-

glocken, vielleicht tanzen Krystalle einen gespenstigen Reigen, vielleicht weht ein Geisterhauch melodienartig durch die Lüfte, wer kann es wissen, wer vermag es zu bestimmen?

Lohberg lauscht — er zittert — er ist betäubt — er muß sich an eine Säule lehnen, um nicht umzusinken.

Jetzt rafft er sich auf — er eilt in die Richtung, woher die wunderbare Musik kommt —

Immer näher — immer lieblicher —

Ist dieß möglich? —

Es dünkt ihm so!

Jetzt steht er vor einem niedlichen Gartenhäuschen —

Die Thüre ist offen —

Tausend Himmel öffnen sich vor seinen Blicken — er will hinein — doch seine Kräfte reichen nicht aus — er sinkt in die Knie und vermag nichts als flehend die Worte zu lispeln: „Frau Gräfin!"

Fünfzehntes Kapitel.

Im Gartenhäuschen.

Eine kleine, gewölbte Kuppel, von einer kreisförmigen Wand getragen, bildete das Gartenhaus, dessen Inneres einer magisch erleuchteten Laterne glich.

Oben wölbte es sich wie ein blauer Himmel, an dem ein Halbmond schwebte, der, sein Strahlennetz herabwerfend, den ganzen Raum in ein Silberlicht hüllte, welches

jener ewigen nächtlichen Himmelsleuchte abgelauscht oder gestohlen schien.

An der rückwärtigen Wand stand eine Ottomane, das Holzwerk vergoldet, der Sitz weiß, als hätte der Himmel dessen Ueberwurf eben herabgeschneit; vor derselben befindet sich eine flache Perlenmuschel, getragen von zwei sich in Windungen mehrmals kreuzenden Schlangen, dieß war der Tisch. Seitwärts standen zwei Armstühle, blühend weiß, wie die Polsterbank und vergoldet so wie sie. Der Boden ist mit kostbaren Teppichen belegt, die grünen Wände mit farbenprächtigen Blumen verziert.

Auf der Ottomane sitzt die Gräfin, sie hat die Hand an die eine Seitenlehne und das schöne Haupt träumerisch auf die Hand gestützt.

Ein rosenfarbiger Ueberwurf verhüllt den reizenden Leib bis fast an den Hals, dessen Weiße mit jener der Ottomane wetteifert. Das weiche Haar wallt lockig und fessellos nach allen Seiten hinab, ein Heer blonder Schlangen scheint auf dem Nacken und den Schultern sein Lager gewählt zu haben.

Beim Anblicke des vor der Pforte knieend hingesunkenen jungen Mannes lächelte die Dame, doch verändert sie ihre Stellung nicht.

Die berauschende Musik ist verstummt, tiefes Schweigen umhüllt den Raum.

Treten Sie ein, mein Herr, begann die reizende Träumerin, wer so kühn ist, des Nachts eine Mauer zu übersteigen, wird doch vor einer offenen Thüre nicht zurückbeben!

Kornelius richtete sich zitternd empor und stammelte: Vergebung, gnädige Frau, Vergebung einem Menschen, den sein Herz beherrscht, und der darüber alles Andere vergaß.

Treten Sie ein, und lassen Sie sich nieder, Sie sehen

angegriffen aus, hat der gestrige Unfall Sie so sehr erschreckt?

Der junge Mann nahm in einem der Armsessel Platz, und schlug das Auge zu Boden; er getraute sich nicht, die Dame anzusehen, zu welcher er, jetzt fühlte er es, auf so ungewöhnliche Weise gedrungen war.

Nicht der gestrige Unfall trägt Schuld an meiner Bewegung, antwortete Kornelius beklommen, sondern das Wagniß, welches ich am heutigen Tage unternahm. Ohne zu wissen, ob mir das Glück zu Theil würde, Sie, gnädige Frau, heute nur zu sehen, komm' ich heraus, und nun sehe ich Sie nicht nur, sondern ich sitze vor Ihnen, ich höre Sie sprechen, ich darf zu Ihnen reden. Ach, gnädige Frau, wenn Sie ahnten, wie unendlich glücklich mich dieß macht, Sie würden mir gewiß den unüberlegten Besuch vergeben.

Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, mein Herr, denn ich habe Sie erwartet.

Kornelius blickte erstaunt empor.

Sie haben mich erwartet? stammelte er.

Sie wundern sich, daß ich mich erkühne, Ihre geheimen Gedanken zu errathen? Ei, mein Herr, blicken Sie um sich und sagen Sie mir, ob Alles, was Sie sehen, gewöhnlich ist? Ob man, um allein zu sein, der Beleuchtung dieser Räume bedarf? Ob ich um diese Stunde hier im Garten säße? Ob — ach, ich könnte noch viele Fragen aufwerfen, doch, wozu, es sei Ihnen genug, ich habe Sie erwartet. —

Lohberg blickte die Gräfin sprachlos an.

Nun, mein Herr, Sie bleiben stumm? Sie danken mir nicht einmal für die Aufmerksamkeit?

Ich fühle es, entgegnete der junge Mann schüchtern, ich bin heute verurtheilt, Räthsel zu schauen und Räthsel zu hören, ohne den Geist zu ihrer Lösung zu besitzen.

Sie sprechen von „Räthsel“ und von „Lösung“ —

gehören Sie nicht einer Gesellschaft an, die in Räthseln steckt und nach Lösungen strebt?

Gnädige Frau, rief Kornelius, noch mehr betroffen, Sie wissen —

Ich weiß, was ich zu wissen für nöthig erachte. — Ich weiß, daß Sie sich Kornelius Lohberg nennen und Rosenkreuzer sind, ich weiß, daß Sie nach einem Manne forschen, dessen Namen Sie wissen, den Sie aber persönlich nicht kennen, ich weiß, daß Sie in die Hände Ihrer Mutter —

Halten Sie ein, gnädige Frau, ich flehe Sie an, ich beschwöre Sie bei der Gnade des Himmels, halten Sie ein, und sprechen Sie nicht aus, was außer mir und ihr keine sterbliche Seele weiß, sprechen Sie es nicht aus, damit ich nicht zu dem Frevel gezwungen werde, Sie für ein überirdisches, allwissendes Wesen zu halten.

Frevel, sagen Sie, warum Frevel? Nehmen Sie dieß Wort zurück, mein Herr, oder ich werde Sie zwingen, an diesen Frevel zu glauben.

Kornelius saß wie vernichtet da, was er sah, blendete sein Auge, was er hörte, betäubte sein Ohr.

Ich nehme es zurück, stammelte er widerstandslos ich glaube, was Sie zu glauben mir gebieten, Sie haben mich erwartet, ich liege zu Ihren Füßen!

Er wollte sich in der That zu den Füßen der Reizenden niederlassen, allein sie verhinderte es und sagte freundlich: Bleiben Sie, Herr Lohberg, ich bedarf keines Sklaven, denn deren besitze ich genug, was ich suche, ist ein Mann, auf dessen Muth und Ergebenheit ich bauen kann.

Kornelius betheuerte durch eine Geberde, daß sie diesen Mann in ihm gefunden habe, worauf die Gräfin fortfuhr: Ich glaube Ihnen mein Herr, und zum Beweise dessen sind Sie hier. Seit einigen Tagen erst bewohne ich dieses Landhaus, außer meinem Gatten, sind Sie der einzige

Fremde, der es betrat, ich hoffe, daß Sie diese Auszeichnung werden zu schätzen und zu ehren wissen.

Als die Gräfin ihres Gatten erwähnte, fuhr es dem jungen Manne wie ein Dolchstich durch das Herz. Er erbleichte.

Die Dame blickte ihn lächelnd an und sagte: Sie sind bestürzt? Wußten Sie nicht, daß ich vermält bin?

Kornelius versetzte traurig: Nicht alle Menschen wissen Alles; ich glaubte Sie von der Ehefessel befreit.

Und warum erschrecken Sie, daß es nicht ist? Der Graf wird den Mann, der mich aus so großer Gefahr befreite, gerne in seinem Hause empfangen. —

Also doch vermält, klagte Kornelius, und dennoch bedürfen Sie eines Anderen Muth und Ergebenheit?

Die Dame wurde verlegen.

Nach einer Pause sagte sie traurig: Sie versagen also der Frau, was Sie dem Mädchen gewährt haben würden?

Nein, nein, ich versage Ihnen nichts, ich thue Alles, was Sie wünschen; nur begreife ich den Mann nicht, der eine solche Perle besitzt und ihr nicht den kräftigsten Schutz gewährt und die tiefste Ergebenheit bezeigt.

Ich will es gerne glauben, daß Sie dieß nicht begreifen, doch wird sich Ihnen das Räthsel lösen, wenn Sie erst in unserem Kreise heimisch geworden und meinen Gatten kennen gelernt haben; dann wird auch der Zeitpunkt erscheinen, wo mir die Ueberzeugung werden wird, ob ich mich in Ihnen getäuscht habe, oder nicht. Sind Sie jetzt befriediget?

Ich bin's, wenn Sie es wünschen.

Sie scheinen ungenügsam, mein Herr?

Befehlen Sie, gnädige Frau, und ich werde Sie verlassen.

Ich werde Ihnen nie befehlen — ich reiche Ihnen blos die Hand, erlaube Ihnen, Sie zu küssen, und sage: Besuchen Sie uns bald wieder!

Die Reizende betonte das Wörtchen „Uns“, was den

jungen Mann unangenehm berührte; doch faßte er die kleine weiße Hand und drückte sie inbrünstig an seine Lippen.

Er glaubte einen leisen Druck derselben zu fühlen. Glühhitze durchströmte seine Adern.

Da er zu gehen noch immer säumte, so lispelte die Gräfin: Gehen Sie, Kornelius, ich beschwöre Sie, gehen Sie — wir sehen uns wieder!

Der junge Mann stürzte aus dem Häuschen.

Seine Stirne glühte, sein Herz pochte, das Blut in den Adern rollte doppelt schnell und doppelt heiß.

Er durchflog die Baumzeilen, — da, wie zum Abschiede, ertönte noch einmal die berauschende Musik herüber, aber dieses Mal traurig, wehmüthig, es war eine melodische Liebesklage, in welcher der ganze Schmerz einer liebenden Seele ausgegossen war.

Kornelius erreichte die Einfriedung des Gartens; wie beim Eindringen klomm er auch jetzt eine Säule hinan, warf — bevor er sich auf die Straße hinabließ — noch einen Blick in den Zaubergarten zurück, da — wie von einem Hauche ausgeblasen — erloschen alle Lampen — Finsterniß umspann den Raum — Todtenstille herrschte — mit der Helle hörte auch die Musik auf.

Lohberg fühlte sich von einem unheimlichen Schauer durchrieselt, er gedachte der Zaubergärten, die sich auf ihres Gebieters Machtspruch in eine öde Wildniß verwandeln, und flog mit Blitzesschnelle von dannen.

Auch in dem Häuschen, wo die Gräfin noch immer auf der Ottomane saß, war der leuchtende Mond erblinde und die Finsterniß begann auch hier zu walten.

Jetzt dringt eine Männerstimme zu der Gräfin.

Die Dunkelheit läßt uns den Sprecher nicht erkennen; wir hören wohl, aber wir sehen nichts.

Seraphine!

Alessandro!

Die Unterhaltung hat lange gewährt.

Sie war angenehm.

Ich wünsche Ihnen Glück.

Wozu?

Zu Ihrer Eroberung.

Sie spotten, Herr Graf.

Ich bin von Spott eben so weit entfernt, wie von Neid oder Scheelsucht. Was Ihnen Freude macht, betrübt mich nicht. Je fester Sie diese Beute halten, desto angenehmer ist es mir, nur vergessen Sie nicht, Seraphine —

Worauf, Herr Graf? —

Daß Ihre Verbindungen meinen Zwecken dienen müssen.

Man hörte einen tiefen Seufzer der Gräfin.

Meine Mahnung scheint zu rechter Zeit gekommen, ich wiederhole sie dringend, damit Sie sich selbst keine Unannehmlichkeiten bereiten.

Keine Antwort.

Haben Sie mich verstanden?

Ich verstehe Sie.

Ich verlasse Sie. Gute Nacht.

Man hörte den Mann sich entfernen.

Der junge Mann, murmelte er vor sich hin, ist in ihrer Gewalt, Regina soll in die meine kommen, Mutter und Tochter glauben an meine Wunderkraft, und wer nur einmal daran glaubt, der ist mir auch verfallen.

Er verschwand in dem weitläufigen Landhause.

Sechzehntes Kapitel.

Beim goldenen Lämmel.

Der Beweis, „daß Zahlheim als ein Opfer der Unwissenheit seiner Richter und durch Gewalt des Stärkeren hingerichtet worden,“ war erschienen.

Die Berechnung des Verlegers traf zu, die Broschüre fand reißenden Absatz.

Seit zwei Tagen sprach man in Wien nur von der Broschüre; wo Bekannte sich begegneten, war die erste Anrede: „Haben Sie den „Beweis“ gelesen?“ und wenn sie — wie natürlich — bejaht wurde, erfolgte die zweite: „Nun, was sagen Sie dazu?“

Der Zeitraum von wenigen Wochen bot also den redelustigen Wienern drei sehr interessante Thema's zur Verhandlung. Die Hinrichtung Zahlheim's, sein Erscheinen auf dem Graben und jetzt seine Ehrenrettung, denn in der Verunglimpfung seiner Richter lag diese ausgesprochen.

Der unglückliche Zahlheim war jetzt in Aller Mund, er hätte ein Vaterlandsretter sein können, man würde auch nicht mehr von ihm gesprochen haben.

Ueber das Glacis, gegen die Wiedner Hauptstraße zu, gehen zwei unansehnlich gekleidete Herren.

Wir wollen ihnen folgen und ihr Gespräch belauschen.

Es ist Abends und die Sonnenfels'schen Laternen thun bereits ihre Schuldigkeit.

Wir haben keine Zeit, die Herren auf der Straße zu mustern, denn sie schreiten wacker aus, wir bemerken in der Eile nur, daß der Eine ein spanisches Rohr trägt und der Andere nicht.

Der mit dem Rohre sagte eben: Der Abend ist dem Unternehmen günstig.

Wenn Ihnen nur der Weg nicht zu weit wird! meinte der Andere.

Wünschen Sie ein näheres Lokale zu betreten?

Ich habe keinen Wunsch, als den, Sie zu begleiten.

Dann bleiben wir bei unserer Bestimmung. Jenes Bierhaus soll von einem sehr gemischten Publikum besucht werden, wir werden uns amüsiren.

Nach einer Weile: Was meinen Sie, wie oft werden wir heute den Namen Zahlheim zu hören bekommen?

Der ohne Rohr erwiederte: Wahrscheinlich so oft wie neulich, wo ich auf Ihren Wunsch jedes Mal, so oft der Name ausgesprochen wurde, ein Strichelchen machte, und dabei die Zahl 246 erreichte.

Beide lachten.

Heute kommt noch das neue Traktätchen dazu, bemerkte der Berohrte, wenn Sie sich also die Mühe geben, Sie würden leicht ein halbes Tausend erreichen.

Während dieses Gespräches waren die beiden Herren in der Wiedner Hauptstraße angelangt, hielten jedoch in ihrem Gange nicht ein, sondern schritten wacker aus.

Eine kleine Strecke oberhalb der Paulaner, dort, wo die Waggasse in die Hauptstraße mündet, machten sie Halt, sie standen vor einem Bierhause, die vor dem Schilde befestigte Laterne läßt uns die Aufschrift lesen: „Zum goldenen Lämmel."

Warum der Schriftenmaler „Lämmel," und nicht das

echt Wienerische „Lampel,“ geschrieben hat, wissen wir nicht, so viel ist gewiß, die Aufschrift ist historisch.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, möge uns der Leser die kurze Bemerkung erlauben, daß damals zwischen der Gattung der öffentlichen Lokale eine schärfere und strengere Grenze gezogen war als heute. Es gab Kaffeehäuser, Gasthöfe, Weinkeller, Weinhäuser, Bierhäuser und Traiteurs (ohne Befugniß Getränke außer Wasser zu schenken). Von Branntweinkneipen scheint man noch wenig oder gar nichts gewußt zu haben, was bei der damaligen Billigkeit der Weine und Biere ganz natürlich war, denn bekanntlich steht die Konsumtion der gebrannten Wasser mit der Preiszunahme der Weine und Biere in einem geraden Verhältnisse.

Doch zurück zum goldenen Lämmel.

Die beiden Herren sind eingetreten und nehmen an einem abseitigen Tische Platz.

Betrachten wir sie näher.

Der Unberohrte trägt einen lichtblauen Rock, ein dunkles, kurzes Beinkleid, beschnallte Schuhe, Strümpfe, eine Perrücke und gleicht einem Bürger der mittleren Klasse, bei dem man nichts Bemerkenswerthes findet, als daß er eine ungewöhnlich große Nase hat.

Der andere mit dem Rohre trägt einen dunkelgrauen Kapotrock — heute würde man Ueberrock sagen — hohe Stiefel, ein schwarzes Halstuch, eine ungepuderte Perrücke, die ihm nahe bis an die Brauen reicht und deren Seitenlocken einen großen Theil der Wangen decken.

Dieser Mann sieht mehr einem Vorstädter oder gar Einem „vom Lande“ ähnlich, und man hätte darauf schwören mögen, daß seine Garderobe von den Herren Otto, Karl und Karlitschek nicht angefertigt worden, das waren nämlich die berühmten Schneider, oder, wie sie sich selbst nannten, „Kleidermacher“, welche damals die sehr verwegene Neuerung einführten, ihre Kleider nach Tarifen zu verfertigen und diese Tarife durch den Druck zu veröffentlichen,

was einen gewaltigen Rumor verursachte, da man auf der Herberge nicht begreifen konnte, wie man Kleider im Voraus so wie Brot und Rindfleisch taxiren könne. Daß Herr Otto in der „Wiener-Zeitung“ ankündigte, er liefere in sieben Stunden ein ganz fertiges Kleid, wurde von Jenen, die es nicht selbst erlebten, für eine entsetzliche „Aufschneiderei“ gehalten.

Außer den erwähnten beiden Herren, war die Zahl der Gäste keine ganz geringe, die geräumige Stube hatte Platz genug für zahlreiche Tischlein, Stühle und Bänke.

Die Einrichtung des Lokales war reinlich, was die Bierhäuser in der Regel vor den Weinhäusern vortheilhaft unterschied.

Die bemalten Wände waren mit Kupferstichen behangen, unter welchen die Löschenkohl'schen Fabrikate eine Hauptrolle spielten.

Was gab es da Alles für Bilder!

Die selige Kaiserin auf dem Sterbebette — der Kaiser empfängt den Papst in Wien — der Papst ertheilt auf dem Hofe den Ablaß — dann wieder die Wiener Trachten — die Redoute — u. s. w. u. s. w.

Mitten zwischen diesen Bildern und zwar obenan machte sich, zwei Drittel der Wandhöhe einnehmend, ein unbändiger Uhrkasten breit, in welchem es schnarrte und knarrte und dessen seltenes Verdienst darin bestand, daß er, wenn er die vollen Stunden schlug, einen Kukuk schreien ließ.

Der Schanktisch befand sich in der Nähe des Ofens und war beaufsichtigt von einer wohlbeleibten Frau, welcher ein junger Bursche zu Gebote stand, der die Dienste eines Kellners versah.

Der Wirth mit dem unvergänglichen grünen Käppchen ging von Tisch zu Tisch und wackelte mit dem ehrbaren Zopfe, was einen Gruß bedeuten sollte.

Was die Gäste betrifft, so gehörten sie zumeist dem mittleren Bürgerstande an, doch sah man auch Studenten,

Maler, Kanzleileute und verkappte Lakaien, die ihre Livree von sich geworfen hatten, um in den öffentlichen Orten nicht mit scheelen Augen angesehen oder gar gemieden zu werden, denn damals hieß es z. B. bei den Ankündigungen der Tanzsäle allgemein: „Der Eintritt ist Jedermann gestattet — Livreen und Stubenmädchen oder sogenannte böhmische Hauben und Korsetteln ausgenommen." — Ein Beweis, daß die Livree nicht sehr beliebt war und die Träger derselben Ursache hatten, die Gasthäuser nur in Civilibus zu besuchen.

An einem der oberen Tische saß eine Gesellschaft sogenannter Stammgäste, ehrbare Bürger verschiedener Gewerbe. Der Gastgeber behandelte sie mit sehr vieler Aufmerksamkeit und der Kellner flog schon, sobald Einer von ihnen nur den Mund aufthat.

Wo muß denn heute unser Tischler bleiben? sagte Einer von dieser Gesellschaft, er pflegt sonst keiner der Letzten zu sein?

Er wird doch schon Feierabend gemacht haben?

Sollte ihm vielleicht gar etwas fehlen?

Warum nicht gar, dem fehlt nie etwas, höchstens Geld.

Wenn man den Wolfen nennt, kommt er g'rennt, da ist der Penietz!

Grüß' Gott, meine Herren! Guten Abend Wirth Henselmann! Eine Halbe Horner und eine Portion Schinken!

Die Uebrigen machten dem Tischler Platz.

Meister Penietz war im besten Mannesalter und zeigte immer ein munteres Gesicht; er war ein großer Politikus, der in der Jugend einige Schulen durchgegangen war und deßhalb bei seinen Mitbürgern in nicht geringem Ansehen stand.

Wo bleibt Ihr so lange?

Ich war in der Stadt und habe eingekauft.

Holz, Leim oder Spiritus?

Fällt mir nicht ein, Papier nichts als Papier, aber

bedrucktes. Sapperlot, Herr Henselmann, was ist das? Ich habe Schinken angeschafft, nnd Ihr bringt mir Schweizerkäs?

Bei mir gibt's heute keine Schinken, heute ist Freitag, wer Schinken essen will, kann zum Juden gehen!

Da hat man's! In der ganzen Welt greift die Aufklärung um sich, nur das goldene Schaf verbleibt in seiner alten Finsterniß.

Penietz, sagte ein vollbackiger Froschhändler, Du mußt uns kein Aergerniß geben, heute ist einmal Fasttag.

Oh, Du interessirter Mensch, Dir mit Deinen Fröschen wär's freilich recht, wenn das Fleischessen ganz abkäme. —

Der Penietz hat recht, sagte ein sehr magerer Beutelstricker, Jeder soll essen was ihm beliebt, was geht den Wirth meine Religion an?

Aber meine Herren, erhob ein kupferiger Weinausrufer seine tiefe Stimme, jeden Fasttag gibt es unter uns den nämlichen Streit; ich frage, warum denn? wozu denn? weßhalb denn? wie lang denn?

Ich bitt' Euch, Gevatter Daninger, rief der Tischler, hört mir mit Euerem „Warum denn? wozu denn? weßhalb denn?" auf; Ein Narr kann mehr fragen, als hundert Kluge beantworten, der Henselmann muß sich kultiviren, thut er's nicht, meiner Treu, ich komm' nie mehr zum goldenen Schaf.

Bei dieser fürchterlichen Drohung erhob sich ein großer Lärm, ein Theil nahm Partei für den Tischler, der andere für den Wirth.

Dem Weinausrufer mit seiner schrecklichen Stimme gelang es, die Ruhe herzustellen.

Mit demselben Posaunentone, mit dem er einst in der Stadt und in den Vorstädten die Weinversteigerungen ausrief, brüllte er jetzt: Ruhig, meine Herren, oder meiner Treu, ich werde wild. Gevatter Penietz, Ihr seid sonst ein

kluger Mann, und gerade heute geberdet Ihr Euch so eigensinnig! Warum denn? Wozu denn? Weßhalb denn? Wie lang denn? Wie so —

Schon gut, rief der Froschhändler, jetzt ist's genug, der Penietz soll uns zeigen, was er in der Stadt gekauft hat?

Durch die vielen freundlichen Zurufe begütiget, zog der Tischler ein Papier aus der Tasche und nahm aus demselben ein Traktätchen.

Das ist der Beweis —

Oh, den kennen wir schon! Ist das Alles?

Noch nicht. Hier ist die Silhouette Zahlheim's —

Ah! Ah!

Allgemeine Verwunderung.

Das Schattenbild geht von Hand zu Hand.

Meiner Treu, gut getroffen,

So hat er ausgeschaut. Gerade so!

Ich seh' ihn noch, wie er am Graben vom zweiten Stock herunterschaut.

Der arme Narr.

Es muß ihm halt doch unrecht geschehen sein, weil er im Grab keine Ruhe hat.

Aber, Bruder Nagel, Du bist so ein guter Rechnenmeister — Herr Nagel war nämlich ein befugter Scheidelzähler — wie kannst Du nur glauben, daß seine Erscheinung wirklich wahr ist?

Was wahr? Wer zweifelt? Ich hab' ihn mit meinen eigenen Augen gesehen.

Ich glaub's, versetzte der Weinausrufer, ich hab' auch schon Geister gesehen und ganz kuriose Geister. Ich glaub' fest an die Geister.

Ich auch, rief der Wirth Henselmann, mir ist meine Großmutter erschienen, wie ich grad' im Keller war —

Und wie Ihr gerade das volle Wasseramperl in der Hand hattet.

Oh, spottet nur, Herr Penietz, Ihr glaubt freilich an nichts, wenn's aber Euch einmal beim Kragen erwischt, dann werden Euere Hobelspäne Feuer fangen.

Kurz und gut, rief der Daninger, ich glaub' fest, daß der Zahlheim umherwandelt.

Und ich glaub' Alles, was in dem Beweis steht. Er ist unschuldig gerichtet worden.

Der arme Narr!

Na, wenn auch nicht unschuldig, so war doch das Rädern überflüßig.

Jedenfalls bemerkte der Weinausrufer, ich möchte nur wissen, warum denn? wozu denn? weßhalb —

Und so weiter, und so weiter, Gevatter Henselmann, noch eine Halbe Osterauer.

In diesem Momente trat noch ein Gast in die Zechstube.

Siebzehntes Kapitel.

Noch immer beim goldenen Lämmel.

Der Angekommene war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Sein Körper von mittlerer Größe, das Gesicht breit und braun, das Kinn gespalten, der Mund weit, die Nase herabhängend, das Auge schwarz, stark umbuscht, mit einem tückischen Blicke, das Haar kurz und schwarz — ohne Perrücke.

Der Charakter seiner Züge entsprach dem des Blickes, Härte, Hinterlist und Tücke spiegelten sich in demselben.

Seine Kleidung war alt und abgeschabt.

Er nahm unweit von der Thüre Platz.

Der Name dieses Mannes, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser jetzt schon anempfehlen, war — Urban Keil.

Die Bürger an dem Tische hatten den Mann kaum bemerkt, so steckten sie die Köpfe zusammen und wispelten untereinander.

Ihre Mienen sprachen kein freundliches Willkommen.

Der Wirth näherte sich dem neuen Gaste und sagte mit einem Tone, mit dem man beiläufig zu sagen pflegt: „Hol' Dich der Geier!“ Nu, Herr Keil, wie geht's?

Danke! Muß schon gut sein, bis es besser wird.

Der Schuft, murmelte Penietz zu seinen Tischgenossen, er hofft auch auf's Besserwerden.

Ja, wenn der Teufel nicht wär' und die Hölle, dann wär's möglich.

Wie geh'n die Geschäfte? fragte Henselmann weiter.

Danke, danke, ich mache keine Geschäfte mehr, sondern lebe ruhig und einsam.

Der niederträchtige Kerl, brummte Daninger zu den Anderen, er lebt jetzt von seinen Kapitalien!!

Der Eintritt des Herrn Keil hatte auch die Aufmerksamkeit jener beiden Herren auf sich gezogen, welche wir vom Glacis hieher begleiteten, und die hier an dem abseitigen Tische Platz nahmen.

Der Mann, sagte der mit Rohre, kommt mir bekannt vor.

Es ist der ehemalige Kurator Keil.

Nicht möglich. Wie kommt der in diese Schenke?

Wahrscheinlich wohnt er hier in der Nähe.

Sollte er so kümmerlich zu leben gezwungen sein?

Ich begreife es nicht. Er scheint ein Sonderling.

Erkundigen Sie sich doch bei dem Wirthe.

Der Unberohrte rief den Gastgeber.

Sagen Sie mir gefälligst, wer ist jener Herr?

Ein ehemaliger Kurator.

Er scheint dürftig.

Ist es aber nicht. Unter uns gesagt, der Lump hat Gott, den Kaiser und die Welt betrogen und ist sehr reich.

Wie heißt der Mann?

Er heißt Urban Keil und wohnt hier in der Nachbarschaft.

Ich danke Ihnen

Der Wirth entfernte sich.

Das Erscheinen des ehemaligen Kurators hatte einige Mißstimmung hervorgebracht, die Unterhaltung gerieth in's Stocken, belebte sich jedoch wieder bei dem Eintreten eines kleinen Männleins, welches von den Stammgästen sehr höflich begrüßt wurde.

Ah, Gevatter Kanzellarius, rief der Beutelstricker, endlich kommt Ihr auch, jetzt werden wir Neuigkeiten hören.

Das kleine Männlein, welches sehr rasch sprach, erwiederte: Heute sollt Ihr auch eine Menge hören, es gehen große, wichtige Dinge vor.

Kommt vielleicht wieder der Papst nach Wien?

Warum nicht gar.

Oder werden die Todtentruhen doch wieder abgeschafft und wir müssen uns in Säcken begraben lassen?

Weit gefehlt, bleibt Alles beim Alten, Jeder kann faulen, so langsam, als er will.

Oder wird es etwa gar einen Krieg geben?

Der Kanzellarius schmunzelte.

Heraus, Gevatter, um Gotteswillen, heraus mit der Sprache.

Pro primo muß ich sagen, daß der Beweis von wegen des Zahlheim verboten werden wird.

Hab' mir's gleich gedacht.

Seine Majestät sollen gesagt haben: Mich mögen die

Lumpen tadeln, aber Meine Justiz sollen sie Mir nicht lästern!

Also verboten?

Nein verboten. Bleibt dabei. Mein Rath hat es gesagt. Pro secundo, die Geschichte mit den Türken fängt an, sehr wacklig zu werden.

Was will denn das Heidengesindel?

Was es will? Das weiß ich nicht. Was wir wollen, weiß ich auch nicht; aber ich weiß, daß es wackelt, und dabei bleibt es, mein Rath hat es gesagt. Pro tertio —

Also noch etwas?

Oh, noch eine Menge, also pro tertio, von Berlin ist ein Kourier gekommen.

Allgemeines Geschrei: Ein Kourier!

Ja, ein Kourier! Oh, diese Preußen, dieser Friedrich, er gibt noch keine Ruh'.

Soll's da auch Krieg geben?

Krieg? Nein! Aber es wackelt.

Mit Preußen?

Ja, Gevatter Stumm, laßt Beutel stricken, so viel Ihr könnt, die Preußen werden's brauchen, um ihre zerhauenen Knochen heimzutragen, das hat mein Rath gesagt, und mein Rath weiß viel, sehr viel! Nun aber kommt erst das Wichtigste, Ihr sollt hören, was der Schlesienräuber uns angethan hat. Ich werde Euch Allen das Ding begreiflich machen. Dieser Tisch ist z. B. die Landkarte. Hier, wo das Brot liegt, das ist unser Oesterreich, — da, wo das volle Bierglas steht, ist Baiern, — die leere Flasche da ist beiläufig Preußen — und dort oben, wo Messer und Gabel liegen, da sind unsere Niederlande. Nun merket wohl, was ich Euch sage. Ihr seht, die Niederlande sind weit von uns, während das Baierland unser Nachbar ist. Ihr seht es ja, das Brot und die Bierflasche liegen nahe bei einander. Nun kam unserem Kaiser ein großer Gedanke, denn große Männer befassen sich nur mit großen Gedanken, er sagte

bei sich — so hat's mein Rath erzählt, und der weiß es — er sagte also: Diese Niederlande liegen weit von Oesterreich, das Volk ist bösen Geistes und ich — das heißt nicht ich, sondern der Kaiser — muß immer Soldaten dort haben, was viel Geld kostet. Wie wär's, wenn ich dieses Land gegen ein anderes, an mein Oesterreich grenzendes austauschen könnte, z. B. gegen diese Bierflasche, das heißt gegen Baiern. Wär' das nicht prächtig? Was brauchen wir die Niederländer — sagt mein Rath — die Baiern sind ein ruhiges Volk und passen zu uns, dann hätten wir unsere Ländereien hübsch beisammen und könnten prächtig regieren, so meint mein Rath. Der Plan war da, unser Fürst —

Aha, der Kaunitz, ist der auch dabei?

Na ob! Der ist überall dabei, wo es was Ordentliches gibt, unser Fürst hat also gleich die Sache angepackt und — jetzt kommt das Grausliche —

Nur weiter — weiter. —

Diese leere Flasche, nämlich Preußen, hat sich dazwischen gestellt, macht einen Spektakel, als wenn unser Kaiser Baiern mit Gewalt erobern und Oesterreich vergrößern wollte, hetzt in München, hetzt in Paris, hetzt bei der Kaiserin in Petersburg, hetzt alle Kurfürsten und schließt einen deutschen Fürstenbund gegen unsern Kaiser.

Ah, das ist abscheulich.

Das sagt mein Rath auch und jetzt ist die Wäsch' fertig.

Und was wird jetzt geschehen?

Ja, das ist die Frage! Ich weiß es nicht, denn mein Rath weiß es auch nicht, aber es wackelt, das wissen wir alle Beide.

Die beiden Herren an dem abseitigen Tische erhoben sich und verließen die Schenkstube.

Mir scheint gar, rief Herr Henselmann, die fahren ab, ohne die Zeche zu bezahlen.

Ich sah, wie der eine Herr Geld auf den Tisch legte.

Der Gastgeber eilte zu dem Tische, an welchem jene saßen, dort angekommen, prallt er erschrocken drei Schritte weit zurück.

Was gibt es denn?

Meine Herren, um Gotteswillen, meine Herren!

Was haben Sie denn?

Hier liegt ein — Dukaten.

Ein Dukaten? riefen Alle verwundert.

Der Kanzellarius Kurz machte jetzt einen Luftsprung; wurde todtenbleich und rief: Alle Heiligen, morgen bin ich brotlos.

Brotlos? rief Herr Daninger. Warum denn? Wozu denn? Weßhalb denn? Wie so denn? Wie lang denn?

Ich Unglücklicher habe Amtsgeheimnisse verrathen! Einer von den zwei Herren, die dort saßen, war der — Kaiser.

Der Kaiser!

Herr Henselmann zitterte wie eine Espe.

Der Kaiser, mein Gast! stammelte er und ich hab' es nicht gewußt, ich könnt' mir alle Haare ausraufen!

Aller Anwesenden bemächtigte sich eine ernste feierliche Stimmung.

Der ehemalige Kurator Urban Keil, schlich unbemerkt aus der Gaststube.

Achtzehntes Kapitel.

Im Kasino.

Wir haben, wenn wir nicht irren, im vorhergehenden Kapitel, der Verschiedenheit der sogenannteu Gastlokalitäten jener Epoche Erwähnung gethan, dabei aber die Kasino's außer Acht gelassen.

Wir thaten dieß absichtlich, weil die Kasino's der damaligen Zeit eigentlich keine öffentlichen Lokalitäten, sondern eine Art geschlossener Gesellschaften waren, wie sie noch heute im nördlichen Theile unseres Gesammtvaterlandes und von da weiter hinauf unter dem Namen „Ressourcen" floriren. Sie befanden sich in Privathäusern, wurden um acht Uhr Morgens geöffnet und Nachts so lange offen gelassen, als die Gesellschaft anwesend war. Die Kasinogäste erhielten jede Gattung von Erfrischung, zu Mittag und Nachts wurde an „runder Tafel" gespeist, was man heute Table d'hote nennt. Zeitungen, Billards, musikalische Instrumente waren vorhanden, und wem dieser Zeitvertreib nicht genügte, der konnte sich an den Leiden und Freuden des Kartenspieles, aber versteht sich nur der erlaubten Spiele, ergötzen. Konzerte, Pikniks, in den kälteren Monaten Bälle, gehörten zu den Reizen der Kasino's, und Fremde von Bildung und Bedeutung verließen die Residenz nicht, ohne nicht in einem oder dem anderen Kasino eingeführt worden zu sein. Ein

solches Kasino befand sich auf der Mehlgrube, ein zweites im Trattner'schen Hause auf dem Graben, welches Letztere einem Theile des Adels zum Versammlungsorte diente. Das Lokale bestand aus einem Salon — damals blos Saal — und mehreren Gemächern.

Es ist Abends — die Räumlichkeiten sind mit Wachskerzen beleuchtet, ein Luxus, dessen damals sogar als Lockmittel in den Ankündigungen Erwähnung geschah, wenn es hieß: „Der Saal wird mit Wachslichtern beleuchtet," so bedeutete dieß: „Da wird es nobel hergehen!"

Die Billardkugeln sind in Bewegung, die Spieltische besetzt, die Zeitungen okkupirt.

Die frisirten Aufwärter rennen geschäftig umher.

Ein Herr, schon über die sechzig hinaus, auf ein Rohr sich stützend, mit hohen, bespornten Stiefeln, tritt geräuschvoll ein.

Lump, Hallunke, Spitzbube! schimpfirte er, so was kann man auch nur in Wien erleben!

Was gibt es, Baron?

Was ist Ihnen widerfahren?

Beutelschneiderei, nichts als Beutelschneiderei. Jeder thut, was er will, Kanaille von einem Fiaker —

Aber Trenk, Du wirst Dich doch nicht wegen ein paar lumpiger Groschen ereifern.

Es ist nicht der Groschen halber, sondern wegen der Willkür. Darf ein solcher Bengel begehren, was ihm beliebt? Ich habe mir die Nummer gemerkt und werde mir die Mühe nehmen, morgen zum Regierungsrath Riedl zu gehen, der Beutelschneider muß seine Fünfundzwanzig bekommen oder ich will nicht Trenk heißen.

Der Regierungsrath Riedl war, im Vorbeigehen bemerkt, der Josefinische Pfanner, es gab damals nur Einen Menschen in Wien, vor dem die Fiaker Respekt hatten, und das war der Rath Riedl.

Willst Du wieder einen Prozeß anfangen, hast Du an Deinen dreiundsechzig Prozessen noch nicht genug?

Dreiundsechzig Prozesse auf einmal, rief Trenk zornig aus und man braucht oft ein ganzes Leben dazu, um nur ein einziges Mal Recht zu erhalten. Aber wenn ich noch einmal auf die Welt komme, werde ich Pupillen-Kurator, um meine Schäflein so zu scheeren, wie der saubere Herr Cetto mich geschoren hat; oder ich werde Referent bei einer Stelle, da ist man unfehlbar! Wißt Ihr, was mir der Kaiser einmal sagte, als ich ihm den Schurkenstreich eines Referenten entdeckte? Er sagte: „Ein Referent kann und muß nicht Unrecht haben, sonst verliert die ganze Stelle ihre Ehrfurcht, ihre Wirkkraft, und wer ganze Gerichtsstellen beleidiget, der beleidigt mich!“ Dieser Grundsatz hat mich 13,000 Franks gekostet. Der saubere Referent — es ist derselbe Herr Cetto — ist aber später wegen noch ärgerer Betrügereien doch in's Zuchthaus gekommen, aber für mich zu spät; er hat freilich in der Stadt die Gassen gekehrt, mein Geld wurde aber doch nicht zurück gekehrt. Bursche, eine Tasse Weißen, ich muß den Aerger hinabspühlen.

Der Baron stiefelte in eines der Nebengemächer.

Der Trenk ist und bleibt ein Raisonneur.

Ein Malkontent sonder Gleichen.

Er ist auf den Kaiser nicht gut zu sprechen.

Und doch respektirt der Kaiser seine Feder —

Aber sein unruhiger Kopf ist ihm zuwider.

Apropos, wie hat die jüngste Pharaogeschichte geendet?

Welche Pharaogeschichte?

Wie, Sie wissen nicht?

Ich war einige Zeit abwesend.

Drei Herren spielten Pharao. Einer von ihnen verlor, nicht baar, sondern auf seine Kavaliers-Parole 30,000 Gulden. Der Graf ist trostlos und klagt das Unglück seinen Anverwandten. Diese, auf den Umstand bauend, daß das Pharao ein verbotenes Spiel sei, gedachten nicht,

die Spielschuld zu zahlen, und erschienen klagend bei dem Kaiser.

Nun, was entschied der Kaiser?

Der Monarch sagte: „Die drei Herren haben des Nachts ein verbotenes Spiel gespielt, das geht mich nichts an, dafür wird mein Polizeidirektor Beer sie schon zu finden wissen. Ihr Anverwandter hat bei diesem Hazardspiel 30,000 Gulden verloren, das geht mich auch nichts an, denn der Graf wird wissen, was er als Kavalier zu thun hat.“ Damit kehrte er den Klagenden den Rücken.

Und was geschah weiter.

Die beiden Gewinner wurden jeder mit hundert Dukaten gebüßt und auf Ein Jahr aus Wien verwiesen, der Verlierende zahlte seine Spielschuld.

Halt, was gibt es da drinnen für einen interessanten Diskurs, wir wollen einmal hineinschauen.

Einige Herren begaben sich in ein Nebengemach.

Die Uebrigen spielten fort, ohne sich um die Vorgänge in den nachbarlichen Räumen zu kümmern.

Dort hatte sich indessen Folgendes begeben.

Baron Trenk ließ sich an einem Tische nieder, an dem bereits mehrere Herren saßen, unter diesen der Oberstlieutenant Szekely, Fürst Sulkowsky, der junge Graf Nowaczky, Baron Waldstätten und mehrere Andere.

Diese kleine Gesellschaft unterhielt sich im Gespräche, man ließ die Tagesvorfälle die Revue passiren, medisirte und skandalisirte.

Man sprach von Zahlheim in Wien, von den Notablen in Paris, von der berühmten Halsbandgeschichte, die dort gerade um jene Zeit so viel Aufsehen machte, vom Parlamente in London und von dem preußischen Friedrich, auf den der alte Trenk von wegen der Festungsgeschichte auch nicht schmeichelhaft zu reden war.

Plötzlich neigte sich Fürst Sulkowsky zu Nowaczky und

lispelte ihm zu: Sagen Sie mir, Graf, wer ist denn der Fremde, der einsam an dem Tischchen nebenan sitzt?

Ich kenne ihn nicht! lautete die Antwort.

Wurde er eingeführt?

Wahrscheinlich, sonst säße er nicht hier.

Die Frage: „Wer ist der Fremde?“ machte an dem Tische die Runde, doch wußte sie Niemand zu beantworten.

Das Ergebniß war, daß sich die Augen der Gesellschaft auf die bezeichnete Person in auffallender Weise richteten.

Diese hatte keine Acht darauf, sondern saß, die Füße übereinander gekreuzt, da, und las aufmerksam die „Schwarze Zeitung“, ein Blatt, welches Unglücksfälle, Morde, Diebstähle berichtete, und die Wiener Todtenliste enthielt.

Der Fremde war ein Mann von beiläufig achtunddreißig Lebensjahren, er trug eine höchst elegante Kleidung von schwarzem Lyoner Sammt, eine weiße Binde, Jabots, einen Galanteriedegen mit Gold ausgelegt, Schuhe mit Silberschnallen und eine sorgfältig gelockte Perrücke.

Sein Angesicht war südlich gefärbt, das Auge schwarz, die Zähne blendend weiß. Obwohl nur von mittlerer Größe, hatte sein Körper doch etwas Imposantes, was durch eine gewisse Hoheit in der Haltung erzweckt wurde.

Der Ausdruck seines Antlitzes war eine Mischung von Wärme und Schwärmerei, der Charakter seiner Erscheinung Feinheit und Eleganz.

Die Herren an dem bezeichneten Tische bemerkten dieß Alles, und waren um so neugieriger zu erfahren, wer der fremde Kavalier sei.

Man lispelte noch eine Weile mit einander, endlich erhob sich Baron Trenk, dessen sanguinische Unruhe keinen langen Zweifel ertrug, näherte sich dem Fremden und sagte sehr höflich: Sie entschuldigen, mein Herr, Sie sind hier fremd?

Der Kavalier versetzte: Ich weile erst seit einigen Tagen in Wien.

Sie besuchen heute dieses Lokale zum ersten Male?

Ich wurde eingeführt.

Es ist nicht Mißtrauen oder Ungalanterie, was mich zu den Fragen bewog, ich wünsche blos, daß Sie als Fremder keine Ursache haben mögen, über Ungeselligkeit zu klagen.

Oh, mein Herr, ich kenne Wien und die Wiener schon länger.

Sie waren demnach bereits hier?

Vor längerer Zeit. Ich sah Wien kurz nach der Türkenbelagerung, wo es entblößt von allen Vorstädten war, da Rüdiger von Stahremberg beim Anmarsche des Mohamedanischen Barbarenheeres die Vorstädte bis auf den Grund abbrennen ließ; wenn ich nicht irre, war dieß beiläufig vor hundert und drei Jahren. Ich war auch schon früher in Wien, zur Zeit Max des Ersten, wo das berühmte Dreikönigsfest zwischen dem Kaiser, dem Ungar- und dem Polenkönige gefeiert wurde, wenn ich mich recht entsinne, geschah dieß im Jahre 1515, ich war dem ritterlichen Kaiser persönlich bekannt und zwar noch aus seiner Jugendzeit her, wo er mit seinem Vater Friedrich in der Burg von den rebellischen Wienern belagert wurde und Hunger leiden mußte. Der gute Holzer, das war der damalige Bürgermeister, er hätte sich auch die Mühe und den Kopf ersparen können. Zu allererst jedoch war ich in Wien an jenem Weihnachtsfeste, da Friedrich der Streitbare in der Schottenkirche den Ritterschlag empfing, es mögen schon an fünfhundert Jahre sein, ich kam damals gerade aus dem gelobten Lande, wo es im Kreuzzuge lustig herging. Es war eigentlich ein Umweg, ich hätte aus Egypten kürzeren Pfades hieher gelangen können, allein mein Lehrer Athotas rieth mir, meine Heimat Medina noch einmal zu besuchen, und wir durchstreiften Arabien, wo ich die Thorheit beging, mich äußerlich zur Lehre Ismaels zu bekennen. Es war ein Jugendstreich!

Der Fremde seufzte und ließ bei dieser Erinnerung den Kopf traurig sinken.

Bei dieser merkwürdigen, mit wohlklingender Stimme

gesprochenen Rede, sahen sich die Herren wechselseitig an. Der Fremde sprach mit einem so energischen Ernste, daß keiner der Anwesenden zu lächeln wagte. So sehr auch mancher von ihnen die Wahrhaftigkeit dieser Angabe bezweifeln mochte, keiner verrieth es, selbst nicht durch eine Miene.

Die Erscheinung des Fremden, sein ganzes Wesen imponirte.

Das ist ein sonderbarer Kauz, dachte Trenk, mit diesem Menschen weiter zu sprechen, lohnt sich schon der Mühe.

Hierauf sagte er laut, aber ohne Spott und sehr ernst: Sie mögen während dieser Zeit viel erlebt haben?

Ich habe viel erlebt, aber noch mehr gelernt. Die Weisheit der Pyramiden war der Grund, auf dem ich fortbauete. Ich habe die ungeheueren Labyrinthe unter diesen ewigen Baudenkmalen durchwandelt und nahm in mir jene Schätze von Erkenntnissen auf, welche von den Egyptiern dort verwahrt wurden. Ich sog die tiefverborgenen Quellen aller Weisheit in mich ein und wurde das, was ich bin.

Und was sind Sie, wenn es zu fragen erlaubt ist?

Ich bin Meister des Ortes und der Zeit, für mich gibt es keine Entfernung des Raumes und der Zeitatome. Ich habe gelebt, ich lebe und werde leben! Ich schlafe durch ein halbes Jahrhundert, und wenn ich erwache, bin ich so jung wie früher, und entsinne mich alles dessen, was ich durch frühere Jahrhunderte erlebt habe. Vor mir liegt die Vergangenheit offen, ich sehe die Zukunft hell und klar.

Auch die Zukunft? fragten Mehrere?

Warum nicht? Sollte es unter den Menschen keinen geben, den die Natur vor Anderen bevorzugt, dem sie neben dem körperlichen auch ein geistiges Auge verlieh? Es leben in heimlichen, mystischen Gesellschaften Einige, die so wie ich nach Jahrhunderten zählen, und so wie ich die Zukunft kennen. Alle Wunder, von denen die Schrift redet, können noch jetzt bewirkt werden, wenn man nur das tiefe Geheimniß

besitzt, die körperliche Last abzustreifen und alles Sinnlichen ledig, blos mit dem Geiste zu wirken.

Bei diesen Reden, die für die Anwesenden, namentlich für jene, die ebenfalls dem Mysticismus huldigten, sehr merkwürdig waren, hatte sich die Gesellschaft nach und nach erhoben und um den Fremden, der auch aufgestanden war, einen Kreis gebildet.

Sie sehen, mein Herr, begann Trenk wieder, Sie haben hier schnell ein:n Kreis von Zuhörern erobert, dessen sich wahrlich kein Professor zu schämen hätte, Sie sehen in diesem Kreise Fürsten, Grafen und Barone, Alles staunt sie an und bewundert Ihre Angaben.

Da Trenk das letzte Wort betonte, so lächelte der Fremde wehmüthig und sagte: Zweifeln Sie vielleicht, daß das, was ich angebe auch wahr sei?

Trenk erwiederte: Ich habe keine Ursache Sie zu kränken.

Wünschen Sie vielleicht, daß ich Ihnen einen Beweis meines Profeten-Talentes gebe?

Ich bitte Sie darum.

Ich bin bereit.

Bei diesen Worten ging durch die ganze Gesellschaft eine eigenthümliche Bewegung.

Die Einen bebten vor dem entsetzlichen Ernste dieses Menschen, die Anderen fühlten eine Spannung der Seele, welche fast schmerzhaft war.

Der Fremde fuhr mit Würde und Sanftmuth fort: Ich bitte drei der anwesenden Herren hervorzutreten, und sie sollen ihre Zukunft profezeiht erhalten

Mehrere der Anwesenden traten scheu zurück.

Einige erbleichten, Andere schauerten.

Man sah sich wechselseitig an.

Niemand wagte es vorzutreten.

Trenk lächelte und sagte: Wohlan, ich will Einer von den Dreien sein!

Er trat vor.

Auch ich! sagte der greise Szekely, und stellte ich dem Baron zur Seite.

Damit der Dritte nicht fehle, so nehme ich den Platz ein.

Dieß sprach der junge Graf Nowaczky, und stellte sich zwischen Szekely und Trenk.

In dem Gemache herrschte jetzt eine Todtenstille, man hätte eine Spinne laufen hören können.

Mein Herr, begann Trenk, Sie sehen hier drei würdige Männer vor sich. Herr von Szekely, ein ehrwürdiger Greis, Oberstlieutenant bei der ungarischen Garde, dient dem Kaiserhause eine lange Reihe von Jahren. Die selige Kaiserin hat ihn auf mannigfache Weise ausgezeichnet und unbedingtes Vertrauen in ihn gesetzt. Der Zweite, Graf Nowaczky, ein talentvoller junger Mann, die Freude seines greisen Vaters, der Liebling seiner würdigen Mutter. Der Dritte bin ich, Friedrich Baron Trenk, Führer des Schwertes und der Feder, weit und breit genannt und bekannt, mit allen meinen Mängeln und wenigen Vorzügen. Wir Drei stehen also vor Ihnen und erwarten, nicht aus bloßer Neugierde oder Spottsucht, sondern um Ihnen Gelegenheit zu bieten, Ihre Angaben zu bewahrheiten, die Profezeihung unserer Zukunft.

Nach dieser Anrede verneigte sich der Fremde.

Noch immer die frühere verhängnißvolle Stille.

Alles hatte sich dem Kreise angeschlossen und horchte dem Ausspruche des Fremden.

Dieser bedeckt mit den inneren Händeflächen seine Augen und bleibt eine Weile wie leblos stehen.

Man hört ihn unbekannte Worte murmeln.

Die Hände sinken.

Er sieht die drei Herren der Reihe nach an, zuerst Szekely, dann Nowaczky und dann Trenk.

Jetzt beginnt sein Auge sich zu verdunkeln, es wälzt sich wie eine schwere Wolke über seine Stirne, er hebt

beide Hände und streckt sie fast horizontal vor sich aus und spricht mit volltönender Stimme: Ich habe den Faden, der mich durch Euer Leben führt, er ist kurz und schwarz. Ich folge ihm und sehe das Ende. Der Erste (auf Szekely deutend) führt über den Pranger, der Zweite (auf Nowaczky) leitet zum Schiffszuge und der Dritte (auf Trenk) endet auf dem Schaffot!

Bei dieser gräßlichen Verkündigung wurden Alle todtenbleich.

Entsetzen rauschte durch die Gesellschaft.

Keiner von Allen beurkundete ein Lebenszeichen.

Es war eine zermalmende Situation.

Trenk erholte sich zuerst.

Mein Herr, begann er mit einer Stimme, der man das Herzklopfen abhörte, Sie haben hier Worte gesprochen, die kein Ehrenmann gelassen hinnehmen kann. Wer gibt Ihnen das Recht, solch' ein gräßliches Spiel zu treiben? Wer sind Sie, daß Sie es wagen, den Profeten in's Handwerk zu pfuschen?

Jetzt richtete sich der Fremde empor, er schien in diesem Momente um eine Kopfhöhe gewachsen zu sein.

Sie haben mich herausgefordert, sagte er mit fast majestätischem Ernste, die Zukunft wird zeigen, ob meine Verkündigung ein Pfuschwerk war? Sie wollen wissen, wer ich bin? Ich bin — der Graf Alessandro Cagliostro!

Bei diesem Namen fuhr die ganze Gesellschaft betroffen zurück.

Der Fremde durchschritt langsamen Ganges den Kreis.

Niemand wagte ihm zu folgen.

Noch eine Sekunde — und er war verschwunden.

Neunzehntes Kapitel.

Der Magier.

Die Schwester des unglücklichen Zahlheim harrte bereits mehrere Tage, der räthselhafte Fremde — der ihr versprach, den Geist des Bruders zu beschwören, kam aber nicht. —

Dieses Harren und Sehnen versetzte ihre Seele in eine ungewöhnliche Spannung, und regte ihre Gefühle auf. Ihr Geist, immer mit dem Bruder und dem Fremden beschäftiget, wandte sich mehr und mehr von dem Irdischen ab und beschäftigte sich mit der Vorspiegelung von Wundern und Ausmalung unbekannter Welten, die er auf eine eigene Weise einrichtete und bevölkerte.

Die zarte Jungfrau, durch das Unglück ihres Bruders, von dem Entdeckungsmomente seiner That bis jetzt auf's Heftigste ergriffen, suchte Erlösung von der Seelenpein, glaubte sie in mystischen Beschaulichkeiten zu finden, und überließ sich denselben ohne Widerstand.

Regina, die reine Seele, zweifelte keinen Augenblick, daß ihre Mutter den unglücklichen Franz in der Stefanskirche gesehen habe, und daß auch sie ihn sehen werde, das heißt, wenn es der Wille des Räthselhaften ist.

Wer war nun dieser Mann?

Die Fantasie der Jungfrau hatte hier ein weites Feld

zu Vermuthungen. In jenen Tagen, wo ein mystischer Lufthauch durch den Welttheil wehte, wo die Kunde von den Wundermännern und deren durch Gerüchte tausendfach vergrößerten Wunderthaten nach allen Seiten drangen, in jenen Tagen war es natürlich, daß ein einfaches Mädchen, in einer Stimmung, wie Regina, an Zauberer und an Magier dachte, und daß die Erscheinung des Fremden ihre lebhafte Fantasie eben so beschäftigte, wie die zu hoffende Erscheinung des Bruders.

Fassen wir also die Situation und die Gemüthsstimmung der Jungfrau in's Auge, so finden wir Düsterkeit, Sehnsucht nach unbekannten Dingen, kindlichen Glauben an Wunder, Spannung des Gemüthes und Erregtheit der Gefühle.

In dieser Lage traf sie jener räthselhafte Mann.

Eines Nachmittags, die Mutter war eben in der Kirche, trat er plötzlich in die Stube.

Die Jungfrau ward überrascht, und vermochte nicht einmal den Eingetretenen zu grüßen.

Der Höckerige mit der schwarzen Binde um das rechte Auge sah sie freundlich an und sagte: Sie erschrecken, Fräulein? Ist Ihnen mein Wiederkommen unangenehm?

Regina verneinte die Frage durch eine Bewegung des Kopfes, und sagte dann stotternd: Ich habe auf Ihr Erscheinen gehofft, Sie säumten jedoch zu kommen —

Ich kam nicht, weil ich durch einen dringenden Befehl meiner Oberen nach Egypten berufen war —

Und Sie sind schon zurück?

Ich verweilte dort nur zweimal vierundzwanzig Stunden, die übrigen achtundvierzig Stunden bedurfte ich zur Hin- und Herreise. Der Weg ist weit.

Die Jungfrau athmete schwer. Die Mittheilung, der bescheidene Ton, in dem sie geschah, frappirte sie, es wurde ihr unheimlich, denn sie glaubte, was sie hörte.

Mein Herr, stammelte sie, Sie sprechen Wunder, Sie thun Wunder, ich wage es nicht, Sie anzublicken.

Fürchten Sie mich nicht, Fräulein Regina, nur wer der höchsten Reinheit sich befleißiget, kann Unmögliches vollbringen, ich vollbringe es, Sie, die Reine, dürfen also ungescheut sich dem Reinen anvertrauen, darum bannen Sie jede Furcht, und vertrauen Sie!

Bei diesen Worten warf er seine obere Hülle von sich, Höcker, Binde und Perrücke fielen ab, und ein elegant gekleideter Mann, stark und kräftig gebaut, mit zwei schwarzen, blitzenden Augen, stand vor dem Mädchen.

Regina stieß einen Ruf des Schreckens und des Staunens aus.

Sie zitterte und stierte den Unbekannten an.

Fassen Sie sich, Fräulein, bat der Räthselhafte, ich warf die häßliche Verpuppung von mir, weil ich hoffe, in meiner wahren Gestalt eher Ihr Zutrauen zu erringen.

Ist dieß Ihre wirkliche Gestalt?

Ja, Fräulein Regina, sie ist es, ich bin auch bereit, Ihnen meinen Namen zu nennen, doch fürchte ich, Sie könnten abermals erbleichen. —

Nennen Sie ihn, mein Herr, ich bin gefaßt, ich werde standhaft sein.

Der schwarzgekleidete Kavalier sagte mit einem fast wehmüthigen Tone: Ich bin der Graf Allessandro Cagliostro!

Bei diesem Namen fuhr die Jungfrau zusammen, und taumelte mit geschlossenen Augen auf einen Stuhl zurück.

Der Graf näherte sich ihr, blickte sie scharf an, und strich ihr mit der flachen Hand mehrmals über die Stirne.

Schon bei der dritten Berührung fühlte er ein leises Vibriren, und sah ein Zucken der Muskeln in der Gegend der Schläfe.

Diese Wahrnehmung genügte ihm; er zog eine Phiole aus der Tasche, spritzte dem Mädchen einige Tropfen des

Inhaltes in's Antlitz, worauf sie die Augen öffnete und den Kavalier träumerisch ansah.

Regina, begann dieser, fassen Sie sich, hören Sie mich an, wenn Sie die Wünsche Ihrer Seele erfüllt zu sehen hoffen.

Die Jungfrau zwang sich, dem Magier zu gehorchen.

Er fuhr fort: Ich kenne Ihr Innerstes, Fräulein, es liegt offen vor mir, wie eine junge Wiese mit allen ihren Kräutern und Blümchen. Vor meinem Forscherblicke gibt es kein Geheimniß des Körpers und der Seele. Ich bin Arzt, ich habe durch Jahrhunderte den leiblichen und geistigen Theil der Menschen studirt und kenne ihn. Es ist mir bekannt, daß Sie sich heiß nach der Verbindung mit verklärten Geistern sehnen, daß Sie seit dem grauenvollen Tode Ihres unglücklichen Bruders kein Interesse mehr für die irdische Welt fühlen, und daß es der höchste Wunsch Ihrer Seele ist, der Erscheinung Ihres Bruders gewürdigt zu werden. Dieser Wunsch kann erfüllt werden, er wird erfüllt werden, wenn Sie ihn ernstlich anstreben und es mir ermöglichen, indem Sie mir vertrauen.

Regina wollte sprechen, doch der Magier gebot ihr durch eine Handbewegung Stillschweigen und fuhr fort: Unterbrechen Sie mich nicht, Fräulein, Sie könnten mir sonst im ernsten Eifer ein Versprechen leisten, welches zu erfüllen Sie später nicht geneigt wären, und würden dadurch schon das Beginnen verhindern. Vergessen Sie nicht, daß ich kein unabhängiger Mensch bin, daß ich einem geheimen Bunde angehöre, dessen Obere meine Herren und Gebieter sind. Ich bin ihnen nicht nur Gehorsam, sondern auch Rechenschaft schuldig; sie würden es schwer ahnden, wenn ich es duldete, daß man ein nutzloses, eitles Spiel mit den Geheimnissen treibe, die sobald mißbraucht, sich auch für immer verschließen. Es gab eine Zeit, wo geheime mystische Weisheit bei Männern, und bei Frauen zu finden war, aber sie verscherzten die Gnade, indem sie sich dem Welttreiben und dem Tande

ergaben; die irdische Hülle konnte ferner keine Gemeinschaft mit höheren Geistern erlangen. Wer mit Eifer an dem unerschütterlichen Glauben an die Magie hängt, der kann sich nicht nur des belehrenden Umganges mit Verstorbenen erfreuen, o nein, er kann auch in geistigen Reisen Planeten durchwandern, kann sich aufschwingen in die höchsten Regionen und zum Beglücker unseres Erdballs werden. Lesen Sie die heilige Schrift und Sie werden sie voller Bilder tiefer Magie finden. Neugierde allein wird schädlich, dieß beweist Loth's Gattin. Das hohe Alter, welches die Menschen vor der Sündfluth erreicht, ist nur den Magiern begreiflich, meine Barbara jovis ist auch ein Arkanum, welches die Kräfte der Natur durch Jahrhunderte im Gleichgewichte erhält, und das Ziel der Menschen so weit hinausschiebt, als es ihm selbst beliebt. Mein rothes Pulver ist die Materia prima, durch welche man alle Metalle zur Reife des Goldes bringen kann, wer aber Gold blos um des Goldes Willen sucht, der wird diesen Zweck nie erreichen, Sie begreifen Manches nicht, was ich jetzt sage, wenn Sie jedoch längere Zeit meiner Unterweisung gefolgt, werden Sie Alles begreifen; das aber ist die besonderste Eigenschaft der Magie, daß sie den Laien ein Räthsel, den Eingeweihten ein Paradies ist.

Regina lauschte dieser merkwürdigen Rede mit banger Aufmerksamkeit, sie verstand freilich Vieles nicht, aber gerade was sie nicht fassen konnte, däuchte ihr am Erhabensten! So ist der Mensch immer, was er nicht begreift, dünkt ihm höher, geistreicher, vollkommener; das Verschleierte brachte von jeher eine besondere Wirkung hervor, das wußten schon die Priester der Isis.

Der Eindruck von Cagliostro's Worten war ein starker. Sein Ton klang rein und voll, er sprach nicht, um zu belehren, sondern, um zu überzeugen, man hätte glauben mögen, ein Vater spreche zu seinem Kinde.

Noch mehr als Wort und Ton wirkte die hinreißende Beredsamkeit seiner Augen, die seiner Rede einen unerklär-

lichen Nimbus verliehen, wer ihn hörte und dabei in sein Auge blickte, mußte ihm Glauben schenken und wäre er der größte Freigeist gewesen.

Fräulein von Zahlheim war auf's Heftigste ergriffen, sie glaubte eine überirdische Stimme zu vernehmen. Man denke an ihre geistige Disposition, an ihre Geneigtheit zu dem Mysticismus, und man wird begreifen, welche Aufregung in ihrem Inneren Platz zu greifen begann.

Cagliostro! Der Name allein hätte schon hingereicht, sie an alle Wunder, die man erzählte, glauben zu lassen, und nun stand sie diesem Manne gegenüber, hörte ihn sprechen, fühlte die Gluth seines durchbohrenden Blickes!

Herr Graf, stammelte sie, als er inne hielt, ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll —

Nennen Sie mich bei meinem Namen und vergessen Sie meinen Titel. Ich heiße Alessandro; der große König der Macedonier, dessen Name ich führte, lebt noch heute verborgen in Egypten, und ist das Haupt einer Magiersekte, die nur über Helden und Krieger wachen, und jene schützen und leiten, denen die scheinbare Gewalt dieser Erde in die Hände gegeben ist. Ihr Kaiser, der preußische Friedrich, die Kaiserin der Russen steht unter ihrem Schutze. Nennen Sie mich also Alessandro —

Herr Alessandro, lispelte Regina, Sie versprechen mir also die Erfüllung meiner Wünsche?

Versprechen ist an Ihnen und nicht an mir.

An mir?

Die Erfüllung dessen, was Sie wünschen, liegt mehr in Ihrer, als in meiner Macht; ich bin wohl die Kraft, aber Sie sind die Maschine, wenn diese versagt, ist die Kraft nutzlos. Diese Maschine versagt aber, wenn sie ungehorsam ist —

Oh, ich will Ihre Befehle befolgen, ich will Ihnen gehorchen.

Gehorsam allein genügt nicht, er muß auch unbegrenzt sein.

Unbegrenzt? Wie soll ich dieß verstehen?

Sie müssen Ihren Willen ganz bei Seite setzen und sich dem Meinigen unbedingt fügen.

Und meine Ueberzeugung?

Wer unbedingt gehorcht, darf keine Ueberzeugung haben.

Das Fräulein schlug ihr Auge furchtsam zu Boden, denn der glühende Blick des Magiers drohte sie zu verschlingen.

Cagliostro fuhr rasch fort: Haben Sie auf den greisen Patriarchen vergessen, der sein einzig Kind auf den Opferherd legte, um es einem höheren Willen zu opfern? Nehmen Sie Anstand, wie dieser zu handeln, dann sprechen Sie es aus und ich verlasse Sie.

Regina wußte nicht, was sie erwiedern sollte.

Herr Graf, stammelte sie, Sie werden mich nicht in der Ungewißheit zurücklassen, und mich der Pein des Zweifels übergeben. Ich will Ihnen gehorchen, nur fordern Sie nie, daß ich meiner Mutter ungehorsam werde, oder Pflichten verletzte, die mir die Religion und meine Ehre auferlegt.

Bei diesen mit Innigkeit gesprochenen Worten zuckte Cagliostro zusammen, darauf hob er die früher abgeworfene Verpuppung auf, und begann seine Vermummung.

Regina sah mit Herzklopfen dem Beginnen zu.

Was wollen Sie thun, Herr Allessandro? lispelte sie mit kaum hörbarer Stimme.

Ich verlasse Sie, antwortete er mit finsterem Tone, ich sehe, daß es Ihnen nicht Ernst ist mit der heiligen Kunst, Sie sind der Zeit nicht würdig, die ich hier verschwende, und die ich der leidenden Menschheit als Arzt und Helfer entziehe. Wohl hätte ich Ihnen noch viel zu sagen, aber ich merke, Sie könnten es nicht ertragen, bei Ihnen ist nichts als Neugierde im Spiele, und Neugierde und Ungehorsam verleiteten schon das erste Weib zu jener verhängnißvollen Gebots-Uebertretung, welche bis in's tausendste

und tausendste Glied Unglück unter das Menschengeschlecht gebracht hat. Ich warne Sie feierlichst, eine Bahn zu betreten, der Sie nicht mit ganzer Seele anzuhängen vermögen.

Sie wollen also wirklich fort?

Ich darf hier nicht länger weilen. Ich überlasse Sie sich selbst, haben Sie sich eines Besseren besonnen, so fragen Sie nach der Gräfin Croce in Währing, und Sie werden mich finden.

Er verließ das Gemach.

Außen angelangt, murmelte er, heftig bewegt: „Sie sträubt sich, und wird dennoch unterliegen!“

Regina sank weinend auf einen Stuhl.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch am Tage.

Die Wunderdoktoren unserer Zeit sind nur verpfuschte Kopien ihrer Vorgänger aus früheren Jahrhunderten.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne! Selbst der Penzinger Wunderdoktor ist keine neue Erfindung, Cagliostro in Währing hat noch mehr Aufsehen erregt.

Seitdem der Magier seine Maske abgeworfen, spricht man allerorts von ihm.

Er wohnt in einem Landhause in Währing, und tritt als Arzt auf.

Er nimmt von Armen kein Geld, ja, er gibt ihnen noch welches.

Die tausendzüngige Fama verbreitet seine Anwesenheit und schon zirkuliren Gerüchte über Wunderkuren, die er vollbrachte.

Ein Graf litt jahrelang an einem unheilbaren Geschwüre, Cagliostro gibt ihm einen Balsam, und das Geschwür ist fort. Der Graf, voll Dankbarkeit, verehrt ihm fünfhundert Dukaten, der Doktor verneigt sich, und sagte: Herr Graf, es freut mich, Sie geheilt zu haben, widmen Sie das Geld den Armen.

So erzählte die „Schwarze Zeitung“.

Sieche lassen sich nach Währing transportiren, alle Inkurabeln — und die Zahl derselben war nicht klein — machen beim Wunderdoktor ihre Aufwartung. Unter denen, die von dem Wunderdoktor gehört hatten, und sich auf den Weg nach Währing machten, befand sich auch Kornelius Lohberg. Der junge Mann war zwar nicht krank — wenigstens nicht körperlich krank — er fühlte auch keine besondere Begierde, den Herrn Wunderdoktor zu sehen, aber der Umstand, daß Jener in Währing wohnte, machte Lohberg stutzig, auch die Gräfin Croce wohnte ja dort, diese Fee, die so räthselhaft war, wie jener Mann, welcher der Sage nach Wunderkuren verrichtete. Sollte sie vielleicht in der Nähe des Doktors wohnen, oder vielleicht gar mit ihm durch ihren Gatten in irgend welcher Verbindung stehen? War doch Alles, was er in jener Nacht im Garten sah und hörte, so wunderbar, so räthselhaft, daß es ihm klar war, er habe es hier mit keiner gewöhnlichen Frau zu thun.

Kornelius eilte also nach Währing.

Im Geiste sah er noch immer die Szene im Garten. Seine lebhafte Fantasie zauberte ihm die magische Beleuchtung vor, den kleinen phantastischen Pavillon, die wunderliebliche Grazie auf der Polsterbank, kurz, Alles, was sein Auge entzückt hatte; er brannte vor Begierde, dieß Alles

noch einmal zu sehen, jedoch ohne künstliche Beleuchtung, in der Tageshelle.

Er schlug den nämlichen Weg ein, welchen er vor drei Tagen gegangen war, und gelangte zu dem Staketenzaune, welcher eine Durchsicht in den Garten gestattete.

Das Herz des jungen Mannes pochte hörbar, er stand verdutzt da, er wußte nicht, träumte er jetzt, oder hatte er vor drei Tagen geträumt?

Der Garten war, wie alle anderen Gärten, noch kahl und leer, die Bäume begannen wohl schon Sprossen zu treiben, allein vom Grün war noch keine Spur; weit unten sah er ein düsteres Bretterwerk, sollte diese fällige schwarze Hütte in ihrem Inneren jenen Tempel bergen, jene Blätternacht in magischer Mondbeleuchtuug?

Kornelius suchte vergebens nach einer Spur vergangener Pracht, kein Anzeichen des nächtlichen Schmuckes ist zu finden.

Er verläßt hastig die Stelle, und schreitet gegen das Landhaus. Er will die Gräfin besuchen, sein Wunsch, die Holde zu sehen, ist jetzt doppelt stark, die Räthsel ihrer Situation sollen gelöst werden, er vermag die betäubende Luft des Wunderbaren nicht länger zu athmen.

Das Gebäude war, wie wir bereits erwähnten, ebenerdig, doch weitläufig.

Lohberg trat durch das Thor, und gelangte in eine Halle, von welcher aus zwei Flügelthüren, die eine nach der rechten, die andere nach der linken Hälfte des Gebäudes führten. Eine dritte Thür öffnete den Weg in den Garten.

Ein einfach gekleideter Diener, die Stelle eines Portiers vertretend, hielt hier die Aufsicht.

Der junge Mann war kaum eingetreten, so verneigte sich der Diener, und wies ehrerbietig auf die Thüre rechts.

Ich wünsche bei der Gräfin Croce aufzuwarten! sagte Kornelius.

Ich weiß es bereits, versetzte der Domestik, ich bitte nur hineinzuspazieren.

Der junge Mann hatte abermals Ursache zu staunen, er lächelte und begab sich weiter.

Seine Spannung war groß.

Wahrscheinlich, dachte er, werde ich wieder erwartet. Welche Herrlichkeit und Pracht werde ich abermals zu sehen bekommen!

Eine Dienerin empfing ihn, führte ihn durch ein kurzes Vorzimmer, und öffnete dann die gegenüberstehende Thüre.

Er trat in ein Gemach.

Eine junge Frau, an einem Stickrahmen sitzend, nickte ihm einen freundlichen Gruß zu.

Kornelius blieb betroffen stehen. Was er da sah, war für ihn abermals so überraschend, so bezaubernd, daß er sich über die Stirne fuhr, sich gleichsam aufrüttelnd aus einer Situation, die ihm trotz ihrer Natürlichkeit mehr als fabelhaft erschien.

Nach dem märchenhaften Abende im Garten war seine Fantasie von zauberischen Bildern erfüllt, von Palästen und Gemächern, die mit allem nur erdenklichen Luxus geschmückt, der Inbegriff alles Herrlichen und Schönen sein mußten, und nun — nun trat er in ein Gemach, einfach und bürgerlich, in ein Gemach, das trotz seiner Reinlichkeit, an die Alltäglichkeit des Lebens erinnerte.

Was er hier sah, war so gewöhnlich, in seiner Anordnung so prosaisch, daß Lohberg aus allen seinen Feentempeln herabstürzend, wie von einer kalten Flut übergossen, auf der kahlen Erde lag.

Die Wände weiß, die Möbeln braun, ohne Politur, in einer Ecke ein Spinnrocken, auf der Kommode eine Büste von Gyps, das Sopha von geblumtem Zitz, ein Schrank voll mit Zinngeschirr, freilich spiegelblank, aber doch nur Zinn, auf dem vierbeinigen Tische ein Tiroler Teppich, alt,

als wäre er schon zu Zeiten der Margarethe Maultasche gemacht. und endlich an der Wand eine Schwarzwalder Uhr mit herabhängenden Gewichtern.

Mitten unter dieser Alltäglichkeit saß eine Frau, bürgerlich, aber höchst einfach gekleidet; ein Faltenrock von grünem Kattun, dazu ein Jäckchen von schwarzem Croise, um den Hals ein breites, braunes Band, auf dem Kopfe ein sehr einfaches Netzhäubchen, kaum stark genug, um den reichen Schatz von Seidenhaar in Schranken zu halten; man sah nichts, was an Staat oder Eleganz erinnern konnte, keine Spur von Wohlhabenheit, viel weniger von Reichthum.

Diese Frau — wie schon erwähnt, am Stickrahmen sitzend — war die Gräfin Croce.

Der junge Mann stand noch immer verblüfft da, das freundliche Kopfnicken der Dame war zu schwach, ihn aus seinem Erstarren wach zu rufen.

Jetzt drangen Worte an sein Ohr.

Nur näher, mein Herr, sprach die bekannte liebliche Stimme, nur näher, warum so scheu? Wir sehen uns ja nicht zum ersten und auch nicht zum zweiten Male; kommen Sie also näher, Herr Kornelius!

Der fast flehende Ton der letzten Worte drang in das Herz des jungen Mannes, und goß neues Leben in seine Adern.

Er kam zu sich, blickte auf und sah die Dame vor sich, diese liebliche, reizende Gestalt, diese Grazie, mitten unter der bürgerlichen Schmucklosigkeit, diesen Engel inmitten einer irdischen Umgebung.

Und — welch' ein neuer Zauber — als Kornelius seinen Blick auf die Gräfin heftete, dünkte es ihm, als sei sie jetzt in dieser schlichten Hülle noch schöner, noch reizender; ihm däuchte es, als hätten sich an ihr, seit er sie nicht sah, tausend neue Reize entfaltet, so wie man an dem Baume im Frühlinge, so oft man wiederkommt, immer neue Blüthen entdeckt.

Er trat einige Schritte vor und blieb wieder stehen.

Frau Gräfin, sagte er, Sie haben Unrecht, wenn Sie sagen, daß wir uns heute nicht zum ersten und nicht zum zweiten Male sehen; wie heute, sah ich Sie noch nicht!

Ich will es glauben, mein Herr, lautete die abbiegende Antwort, denn ich bin — seitdem wir uns zum letzten Male sprachen — um drei Tage älter und klüger geworden.

Oh, sprechen Sie nicht vom Alter, lästern Sie den zunehmenden Frühling nicht, wenn ein neuer Sonnenaufgang neue Blumen gebiert. Was sind drei armselige Tage gegen tausend Reize, die neu aufblühen; wer wird an Alter denken, wo die Jugend immer anmuthiger, immer holdseliger wird?

Die Gräfin nahm die Schmeichelworte — die aber dem Sprecher aus der Seele kamen — mit einem freundlichen Lächeln hin, und sagte in einer ungezwungenen, natürlichen Weise: Sie finden mich also noch schöner? Wie mag dieß kommen? Ich weiß, seitdem ich Sie im Garten und früher noch im Prater sah, von keiner Veränderung an meinem Aeußeren.

Lohberg antwortete: Gnädige Frau, Sie fragen mich um Räthsel, die ich nicht zu enthüllen vermag; ist mir doch nicht nur dieß, sondern Alles, was ich bisher in Ihrer Gesellschaft sah und erfuhr, ein Räthsel. —

Welches Sie gern gelöst zu haben wünschten, lächelte Seraphine, hab' ich es errathen?

Kornelius blickte sie flehend an.

Die Dame besann sich eine Weile, dann sagte sie, wie zu einem Entschlusse gekommen: Nehmen Sie Platz, mein Herr.

Der junge Mann ließ sich nieder.

Jetzt sagen Sie mir, fuhr die Dame fort, was finden Sie so sonderbar, so räthselhaft?

Alles, gnädige Frau, Alles! Jene Nacht im Garten, dieser Tag hier, ich vermag die Kluft zwischen den Extremen nicht auszufüllen. Ich weiß nicht, soll ich an Zauberei, an Wunder denken?

Glauben Sie an Zauberei?

Ich glaube an geheime Kräfte der Natur, die dem Laien unbekannt sind, und durch die der Freund der Wissenschaft, der Eingeweihte, Wunderbares zu leisten vermag.

Dieß Ihr Bekenntniß, als Mann der Wissenschaft!

Ich glaube an die Geheimnisse der Magie, deren Tiefen noch lange nicht erforscht, deren Schätze noch lange nicht an das Tageslicht gefördert sind.

Ah — dieß ist Ihr Bekenntniß als Rosenkreuzer!

Ich glaube an die Allmacht der Schönheit, an den göttlichen Ursprung der Liebe, an die Gewalt dieser hehren, heiligen Leidenschaft. Ich glaube, daß die Liebe der höchste Zauber der Seele ist, daß sie den Himmel in die irdische Brust verpflanzt und den ewigen Frühling in ein verzweifelndes Herz. Ich glaube an die Macht der Liebe, die uns heute biegsam wie Wachs und morgen hart wie Stahl sein läßt. Ich glaube an dieses seligmachende Gefühl — und flehe zu Gott, daß er es in das Herz derjenigen pflanze, für die auch meine Brust pocht, für die ich mit Wonne mein Leben hingeben möchte, wenn ich das Bewußtsein der Gegenliebe mit mir nehmen könnte. Dieß Frau Gräfin ist mein Glaubensbekenntniß als Mann!

Das Antlitz der Dame hatte sich bei diesem leidenschaftlichen Ergusse sanft geröthet. Lohberg betrachtete sie mit feurigen Blicken, er sah, wie sie das Himmelsauge zu Boden senkte, wie die Rosenlippe leise bebte.

Kornelius, stammelte die junge Frau, Sie biegen gewaltsam in eine andere Bahn ein, Sie dringen stürmisch auf einem Pfade vor, ohne zu bedenken, wohin er führt?

Es gibt für mich nur zwei Möglichkeiten. Mit Liebe zum Glück, ohne Liebe zum Verderben.

So sprechen Sie heute. —

Heute, morgen und immerfort. Für die Liebe gibt es keine Zeittheile, sondern nur eine Ewigkeit.

Diese Ewigkeiten pflegen oft sehr kurz zu sein.

Bei der wahren Liebe nicht.

Und ist Ihre Liebe wahr?

Sie ist es, Frau Gräfin! Noch hatte ich bis jetzt dieses beseligende Gefühl nicht empfunden, immer war mein Herz frei und fessellos — aber jetzt ist es anders, ich fühle süße Bande sich um meine Seele legen, ich empfinde eine Rosenluft, die mich umduftet und erhebt, mein Geist weilt auswärts, es dünkt mich, als hätte er in einem andern Körper eine zweite Heimat gefunden, dagegen glaube ich meine Seele mit einem anderen, verwandten Geiste verschwistert und Seele, Geist und Leib zu einem neuen Ganzen vermält, das aus mir einen neuen Menschen gemacht hat. Wenn dieß Frau Gräfin Liebe ist, dann liebe ich.

Die reizende Dame blickte jetzt den schwärmerischen Redner mit einem trunkenen Blicke an. Ein seliges Lächeln schwebte auf dem wonnigen Antlitze. Sie wollte sprechen — doch horch — von außen herein vernimmt man Männertritte.

Die Gräfin zuckte zusammen — sie suchte sich zu fassen und sagte blos: Mein Gatte kommt, ich werde die Gelegenheit benützen und Sie mit ihm bekannt machen.

Die Thüre ging auf.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Wunderdoktor.

Seraphine hatte sich erhoben.

Zwei Herren traten ein.

Lohberg erkannte in dem Einen den jungen Grafen Nowaczky, der Andere war ihm fremd.

Die Gräfin ging auf diesen zu, und sagte: Herr Gemal, ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen den jungen Herrn vorzustellen, der im Prater mein Retter war, Herrn Kornelius Lohberg. Hier — zu dem jungen Manne gewendet — mein Herr und Gebieter, Graf Allessandro Cagliostro.

Die Herren verneigten sich gegenseitig.

Als Kornelius den Namen des Grafen hörte, wurde er neuerdings betroffen.

Der Magier ergriff rasch das Wort.

Die Frau Gräfin, sagte er lächelnd, belieben zu scherzen. Es ist längst bekannt, daß wir Gatten nur dem Namen nach Herrscher sind, und daß die eigentlichen Regierenden noch immer die Frauen sind, manchmal mit, und manchmal ohne unser Wissen. Es freut mich, Herr Lohberg, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Madame hat mir von Ihnen erzählt, was aber überflüssig war, ich erfuhr das Ereigniß gleichzeitig, als es geschah, ich hatte

gerade ein Glas Wasser vor mir, es trübte sich plötzlich ohne Grund, ich forschte nach, und sah in meinem Gemache, was im Prater vorging. Die beiden Herren, — zu Lohberg und Nowaczky — kennen sich ohnedem, es braucht also nicht, Sie gegenseitig bekannt zu machen. Sie haben sich in den sieben Planeten kennen gelernt.

Da der Magier bemerkte, daß Lohberg noch immer betroffen dastand, so fuhr er, zu ihm gewendet, rasch fort: Ihnen, mein Herr, bin ich einige Aufklärung schuldig. Sie haben meine Gemalin bisher nur unter dem Namen Gräfin Croce gekannt, es ist dieß ihr Familienname. Ich liebe es, meiner Gattin einige Unabhängigkeit zu gewähren, lebte bisher inkognito in der Residenz, und war einverstanden, daß sie ihren Familiennamen führe. Jetzt habe ich das Inkognito abgelegt, und Madame Seraphine kann sich, wenn es ihr beliebt, wieder als Gräfin Cagliostro präsentiren.

Im Innern Lohberg's hatten die wenigen Worte freilich Manches aufgeklärt.

Cagliostro, der Wundermann, war der Gatte der reizenden Dame. Jetzt däuchte ihm der Zauber erklärt, der Magier kann den Aufenthalt seiner Gattin nach Belieben umgestalten. Was ihm bei jeder anderen Frau unbegreiflich gewesen wäre, war bei der Gattin Cagliostro's natürlich. Er sah sich plötzlich mitten in den Kreis des Wundermannes versetzt, in sein Haus, in seine Gesellschaft. Er war beklommen, der Gedanke, Cagliostro vor sich zu sehen, machte ihn beben, eine feierliche Scheu, bemeisterte sich seiner.

Dem Magier entgingen diese Eindrücke nicht, er beschäftigte sich jedoch mit dem jungen Grafen, um dem andern Gaste Zeit und Fassung zu gönnen.

Seraphine hatte wieder ihren früheren Platz eingenommen.

Wenn sie sich unbemerkt glaubte, schlug sie ihren Blick

nach Kornelius auf; die Gelegenheit dazu kam jedoch selten, denn Graf Nowaczky ließ sein Auge häufig auf ihr ruhen, und nahm endlich, von Cagliostro aufgemuntert, ihr gegenüber Platz. Auch Lohberg ließ sich nieder.

Man unterhielt sich von gleichgültigen Dingen, Kornelius war mehr mit sich beschäftiget, Graf Nowaczky mit Seraphinen. Der Magier unterstützte die Bemühungen des jungen Grafen, und leitete das Gespräch so, daß die Dame meistens bemüssiget war, ihrem Vis-à-vis Antwort zu geben.

Lohberg sehnte sich nach Einsamkeit; er hatte so viel zu denken, in seinem Geiste zu ordnen und zu erwägen, daß er dem Besuche bald ein Ende machte. Außerdem waren ihm die Anwesenheit des jungen Grafen, seine Bemühungen um die Dame unangenehm, er erhob sich daher, und unterbrach dadurch die Unterhaltung.

Sie gehen schon, Herr Lohberg? fragte der Magier.

Mein Besuch währt bereits zu lange.

Auch ich, sagte jetzt Nowaczky, werde mich entfernen. Wenn es Ihnen angenehm ist, Kornelius, so fahren Sie mit mir zur Stadt, vorne an der Ecke hält mein Piroutsch.

Lohberg willigte ein.

Der Magier versuchte zwar, den jungen Grafen zurückzuhalten, dieser jedoch erwiederte lächelnd, indem er sich galant gegen die Dame verneigte: Die Sonne gibt uns Licht und Wärme, sie ist das wohlthätigste Gestirn, und dennoch darf man nicht zu lange in ihrem Glanze weilen, will man nicht das Auge geblendet und den Verstand verrückt erhalten.

Seraphine nahm die Schmeichelei kalt auf, und ließ ihren Blick beim Abschiede desto inniger auf Lohberg ruhen.

Die jungen Leute saßen bald darauf im Wagen, und fuhren gegen die Stadt.

Nowaczky sprach sich über die Reize der jungen Gräfin sehr warm aus.

Sehen Sie die Dame zum ersten Male? fragte Kornelius.

Zum ersten Male, versetzte der Andere, mein Besuch galt nur dem Grafen.

Sie kennen also diesen?

Seit vorgestern. Ich machte seine Bekanntschaft auf eine unangenehme Weise. Sie haben vielleicht von dem Vorfalle im adeligen Kasinp erzählen gehört?

Ah richtig, Sie waren ja auch Einer der drei Schicksals-Neugierigen?

Der Teufel soll meinen Fürwitz holen; ich wollte, mir wäre der tolle Gedanke nie gekommen. Die fatale Profezeihung verursachte mir zwei schlaflose Nächte, heute suchte ich den Grafen auf, er mußte mir sagen, was es mit dieser Profezeihung für ein Bewandtniß habe?

Nun, was sagte er?

Er sagte — rathen Sie doch —

Es wird schwer sein, so etwas zu errathen.

Er sagte mir, ich bitte, hören Sie und staunen Sie, er sagte, das profezeihte Loos sei über mich verhängt und nur eine Dame sei im Stande, es von mir abzuwenden.

Auf welche Weise?

So fragte ich auch, der Schwarzkünstler zuckte jedoch die Achseln und meinte, mehr zu sagen sei ihm nicht gestattet.

Das ist sehr mysteriös.

Ich wollte etwas Näheres über die Dame wissen, er verweigerte jede Auskunft. Eine Dame ist im Stande, das Unglück von mir abzuwenden! Es soll mir Einer aus diesen Worten klug werden.

Der junge Graf räsonnirte noch eine Weile über die unbefriedigende Auskunft und kam dann wieder auf die schöne Gattin des Magiers zu sprechen.

Lohberg hörte ihm schweigend zu. Der Eifer Nowaczky's verrieth ihm dessen Theilnahme für Seraphine.

Sie kamen auf dem Glacis an; Kornelius nahm Abschied von dem gefälligen Kavalier und schlug seinen Weg gegen die Josefstadt ein.

Seraphine war die Achse, um welche sich seine Gedanken drehten.

Er ließ die mit ihr erlebten Szenen noch einmal im Geiste an sich vorüber ziehen, und unterwarf die zu den früheren Räthseln gefundenen Lösungen einer reiflichen Prüfung.

Das Ergebniß war kein unbefriedigendes, doch blieb ihm noch Eine Frage zu lösen übrig.

Seraphine hatte bei seinem ersten Besuche, im Garten von ihm Ergebenheit und Schutz gefordert. Erst wenn Sie bei uns heimisch geworden, sagte sie, werden Sie begreifen, warum mein Gatte mir dieß nicht bietet! Die Gattin Cagliostro's, des Wundermannes, des Magiers, suchte also bei einem anderen Manne Schutz. Gegen wen wollte sie geschützt sein? Warum schützte ihr Gemal, der Graf, sie nicht? Welch' ein eigenthümliches Verhältniß waltete zwischen diesen Gatten ob, wo der Mann der Frau eine größere Unabhängigkeit gestattete, und wo sie unter einem anderen Namen lebt, als dem ihres Mannes? Alle diese Fragen drängten sich dem jungen Manne auf und er war nicht im Stande, sie zu beantworten.

Ein Rufen hinter ihm stört ihn aus seinem Brüten.

Eine Stimme ruft: Heh, Korneli, Korneli!

Der Gerufene blickt zurück und erkennt den Schreier.

Zum Teufel, keuchte dieser, ich rufe schon fünf Minuten lang und Du hörst nicht. Gehst Du auf den Sohlen oder auf den Ohren? Woher? Wohin? Du läßt ja den Kopf hängen — kusch, Sultan! — wie ein gehetzter Bär.

Ich gehe nach Hause.

Und kommst?

Wendelin schmunzelte.

Nur immer geheimnißvoll, Korneli, nützt Dir nichts,

ich weiß doch Alles. Ich wußte es schon am Freitage, daß Du am Abende vorher ein Stelldichein im Garten hattest. Mamsell Justine — kusch, Sultan — ist ein schlaues Kätzchen.

Du scheinst es also mit der Kammerjungfer sehr ernstlich zu meinen.

Oh, Korneli, diese Wurzel, Racine wollte ich sagen, ist ein kleiner Sätan, ein Engel ohne Flügel.

Ich wundere mich sehr.

Worüber? He? Worüber?

Ich finde es unbegreiflich, wie Du, ein junger Mann von Vermögen, Dich an eine Kammerperson hängen kannst.

Der Blondin fuchtelte mit seinem Rohre und rief: Kammerperson? Lächerlich! Als ob eine Kammerjungfer, die ein Privat-Logis hat und eine Equipage hält, schlechter wäre, als eine andere Partie.

Aber die Vergangenheit?

Zum Teufel, mit der Vergangenheit, wer haftet Dir für die Vergangenheit des ersten besten Fräuleins? Ich gebe für alle Vergangenheiten keinen Heller. Was hinter mir liegt, schert mich nicht, ich kümmere mich nur um das, was vor mir liegt. Kennst Du die Vergangenheit Deiner blonden Gräfin? Mein lieber Freund! Der prächtigste Spiegel ist so wie die ordinärste Fensterscheibe, eben nur zerbrechliches Glas — kusch, Sultan! — wenn er auch in einem vergoldeten Rahmen prunkt und rückwärts mit Quecksilber belegt ist.

Du nimmst Dich Deiner Kammerjungfer sehr heiß an.

Weil sie eine kleine Hexe ist, die mir's angethan hat. Ich geh' heute noch zu ihr.

Heute noch? Das wird spät werden.

Ziemlich spät. Sie gibt eine kleine Unterhaltung und empfängt Gäste.

Die Kammerjungfer?

Warum nicht? Sie kann in ihrem Privat-Logis thun,

was ihr beliebt. Komm', Sultan, das heißt, komm' mit, es wird lustig hergehen!

Ich danke. Unterhalte Dich angenehm.

Daran wird es nicht fehlen. Leb' wohl.

Sie trennten sich.

Der Blondin trillerte ein Liedchen, durchfocht mit seinem Rohre die Luft und lachte in seinem Herzen den Kopfhänger aus.

Mamsell Justine, murmelte er, ist ein Wundermädl, mag Kornelius an seiner fadenscheinigen Blondine hängen, ich bleibe bei der Wurzel, Racine wollte ich sagen. Sie ist sehr spröde, das ist wahr, und das kränkt mich, aber sie wird es hoffentlich nicht immer sein. Seit Jahren ist heute der erste Sonntag, daß ich die Hetze versäumt habe, und warum? Weil Justine es wünscht! Herrgott, ist das eine Liebe! Kusch, Sultan! Ich hätte mich einer solchen Leidenschaft gar nicht für fähig gehalten, aber so einer ungeschminkten, zigeunerfarbigen Kammerjungfer gegenüber, da soll Belzebub hartherzig sein. Ich freue mich auf den heutigen Abend, das sollen fröhliche Stunden werden.

Unter solchen Betrachtungen war der Blondin in der Währingergasse angelangt.

Je näher er dem Hause kam, desto lauter pochte sein Herz, er verlängerte seine Schritte, um eher, wenn es auch nur einige Minuten waren, in seinem Paradiese anzulangen, plötzlich fuhr er zusammen und blieb erstarrt stehen.

Um ihn herum, in mächtigen Sätzen und laut bellend, sprang Sultan.

Der braune Bullenbeißer legte eine so gewaltige Freude des Wiedersehens an den Tag, daß Wendelin sich seiner nur mit Mühe erwehren konnte.

Verdammt — kusch, Sultan — Bestie, brach der Blondin endlich los, dummes Vieh — kusch — wie Teufel kommt die Mähre her? — Ich habe sie ja zu Hause in der Küche gelassen und jetzt ist sie da! Kusch, Sultan! — Ver-

dammt, verteufeltes Vieh, was fang' ich nur mit ihm an? Zur Unterhaltung kann ich es nicht mitnehmen, das Best' würde den Gästen an die Waden fahren, außerdem mag ihn Justine nicht leiden. Ach, schrecklich — kusch, Sultan! verteufeltes Vieh, Du bist ja nicht in der Hetze. — Ah, ah — jetzt fällt mir's ein — heute ist Sonntag — der Hund ist an diesem Tage die Hetze gewöhnt — und will, daß ich ihn hinführe! — Kusch, Bestie — da hast Eins — ich werde Dich lehren, mir nachrennen, heute wird nicht gehetzt, verstanden? Da hast Du noch Eins — heul' zu, Ungethüm. — Was soll ich thun? Ich muß den Kerl nach Hause führen, von hier bis auf die Wieden! Es ist schrecklich! Und wegen eines Hundes! Ich versäume, selbst wenn ich fahre, eine Stunde Zeit. Ich möchte nur wissen, wie das Vieh losgekommen ist? Ob da nicht eine Bosheit dahinter steckt? Aber wart', Du sollst künftig die Lust verlieren, mir nachzurennen, ich nehme einen Fiaker, der muß im schärfsten Trabe fahren, und Du kannst hinterher schnaufen, daß Dir die Zunge ellenlang aus dem Rachen hängt. Da hast noch Eins — kusch Sultan — Bestie — heh da, — Fiaker — auf die Wieden — Hauptstraße, neben dem goldenen Lampel — kusch, Sultan!

Der Blondin stieg ein — der Wagen rasselte fort.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Abendunterhaltung im Privat-Logis.

Stubenmädchen und Kammerjungfern haben einst in der Wiener Sittengeschichte eine wichtige Rolle gespielt. Man lächelt jetzt, wenn man liest, welch' große Zahl von Broschüren unter Josef dem Zweiten zur Zeit der erweiterten Zensur für und gegen die Stubenmädchen erschienen sind; damals hatte die Sache eine soziale Bedeutung.

Als Rautenstrauch sein erstes Traktätchen gegen die niedlichen Dämchen losließ, hörte man einen Ruf der Entrüstung und das ganze galante Wien — mit Ausnahme der eifersüchtigen Frauen — nahm Theil an dem Streite, und zwar zu Gunsten der Stubenmädchen. Dieser Umstand beweist hinlänglich, daß der Broschürenschreiber von damals so Unrecht nicht hatte, als man vielseitig glauben machen wollte.

„Es ist," sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „eben so merkwürdig als charakteristisch, daß gerade zur nämlichen Zeit, wo man in Wien für die Stubenmädchen die Federn stumpf schrieb, eben dieß in Berlin für ein altes Gesangbuch geschah. Was mag wohl" — meint er — „beim Lichte besehen, weniger närrisch sein, sich für ein paar Tausend junge artige Mädchen oder für eine Sammlung alter, verschollener Lieder zu interessiren?"

Was die Kammerjungfern anbelangt, so muß man den

großen Unterschied zwischen ihnen und den Stubenmädchen im Auge behalten. Die Kammerjungfer diente meist einer Dame, das Stubenmädchen einer Frau, jene war oft die Vertraute ihrer Gebieterin, diese immer die Dienerin.

Die Wienerischen Kammerjungfern, läßt der gewissenhafte Pezzl sich vernehmen, leben bequem. Die Intimitäten ihrer Damen besorgen und den Putz etwas in Ordnung bringen, dieß ist ihre ganze Beschäftigung. Alle übrige Zeit bleibt ihnen, mit ihren Liebhabern zu tändeln und auf den Schmuck ihres Geistes und Körpers zu wenden; auch gibt es einige unter ihnen, die Geschmack, Witz, Grazie, Lektüre, Sentiments, sogar Philosophie besitzen, die ihren Wieland und Blumauer aus dem Kopfe hersagen, und Voltaire, Petrarca und Pope in der Grundsprache lesen u. s. w.

Friedrich Nikolai, der zu jener Zeit eine Reise durch Wien machte, wobei er freilich seine protestantische Brille nicht zu Hause ließ, äußert sich über denselben Gegenstand auf folgende Weise: „Sogar Personen, die man an andern Orten nur zu den höheren Domestiken rechnet, pflegen hier einen zu ihrem Stande ganz unverhältnißmäßigen Aufwand zu machen. Man nannte und zeigte mir in Wien mehrere Kammerjungfern aus gräflichen und fürstlichen Häusern, welche ihre eigene Equipage und Bedienten, und im Theater ihre eigene Loge haben, ein Kleid nur ein paar Mal anziehen u. s. w. Eine davon, an der man viel Grazie und Witz rühmte, gab Abendmahlzeiten auf silbernem Service. Man glaube ja nicht, daß ich scherze; was ich sage, ist in Wien stadtkundig!“

Der Leser möge uns verzeihen, wir pflegen sonst nie Quellen, aus denen wir schöpfen, anzuführen; allein es gibt charakteristische Züge einer Zeit, die der Sittenmaler nicht übergehen kann, die aber so auffallend sind, daß es Noth thut, sich durch Quellenangabe vor dem Verdachte einer müßigen Erfindung oder Uebertreibung sicher zu stellen.

Nach diesen Vorausschickungen hoffen wir, der geneigte

Leser werde uns mit um so größerem Vertrauen folgen, da wir ihm durch obige Citationen einige Einsicht in unsere Werkstätte gewährt und er sich überzeugen konnte, daß wir bei unserer Arbeit gewissenhaft zu Werke gehen.

Wir betreten also das Privat-Logis der Kammerjungfer Justine Racine, geborne Wurzel.

Das Haus befindet sich, wie bereits erwähnt, in der Währingergasse unweit vom Strudelhof.

Die Wohnung besteht aus drei geräumigen, in einander gehenden Gemächern und einem Alkoven im ersten Stocke.

Küche, Speisekammern, Stuben für die Dienerschaft u. s. w. befinden sich ebenerdig.

Die Böden in den Gemächern sind getäfelt, die Wände mit Tapeten überkleidet. Von der Decke herab hängen Kronleuchter. Die Möbeln sind nach der neuesten Facon, Vorhänge und Decken von Mousselin; der Charakter der ganzen Wohnung ist Eleganz, gepaart mit Geschmack.

Da die Nacht schon herangebrochen ist, so erleuchten Wachskerzen die Gemächer, und die geladenen Gäste beginnen bereits sich zu versammeln.

Die Zahl derselben erstreckte sich kaum über anderthalb Dutzend, besaß jedoch vor anderen Gesellschaften den Vorzug, daß das grämliche, moralisirende Alter nicht vertreten war, die Damen und Herren waren jung, mithin lachlustig, munter und lebensfroh.

Dem Stande nach bestanden die Gäste der Kammerjungfer zum Theile aus Bekannten der Nachbarschaft, zum Theile aus Kolleginnen, die mit ihren Verehrern erschienen. Wer die Gesellschaft nach der Außenseite beurtheilt hätte, würde sich in einen höheren bürgerlichen Cirkel versetzt geglaubt haben.

Mamsell Justine, welche es trefflich verstand, die Herrin zu spielen, machte die Honneurs auf eine graziöse Weise, und wunderte sich bei jedem Empfang neuer Gäste, daß Herr Wendelin Taub noch nicht ankam.

Die Geladenen waren schon sämmtlich erschienen — Wendelin fehlte noch.

Mamsell Racine wurde etwas ungeduldig, und dachte bei sich: Wo mag der Tollhanns nur weilen? Er versprach doch zu kommen, weiß die Stunde, und ist noch nicht hier? Das ist sehr unartig.

Die Gäste merkten, daß noch Jemand erwartet werde, und machten — aber nur im Stillen — ihre Glossen über die Unart des Gastes.

Die Verlegenheit der Kammerjungfer stieg von Minute zu Minute, endlich nahte die Erlösung.

Wendelin spazierte herein.

Er hatte seinen Sultan nach Hause transportirt, ließ ihm da zum Merks noch eine Tracht Schläge angedeihen, und kam nun ganz echauffirt um eine halbe Stunde zu spät in die Gesellschaft.

Man muß die Akkuratesse, jetzt nennt man es Pedanterie — der damaligen Zeit im Auge behalten, um die Größe dieses Formfehlers gehörig zu beurtheilen.

Die Dame des Hauses empfing den Blondin mit einem Antlitze, auf welchem schwere Wetter ruhten.

Wendelin verfluchte im Stillen seinen Hund, der ihm diese Unannehmlichkeit zugezogen, öffentlich suchte er sich durch einen Vorwand zu entschuldigen, dem man den Griff aus der Luft auf hundert Schritte abmerkte.

Die Unterhaltung bei Mamsell Justine bestand aus Spiel und Musik, eine Tafel mit Erfrischungen stand in Bereitschaft, wo Jeder nach Belieben sich bedienen lassen konnte.

Man vertheilte sich nach Sympathie, Spielpartien, Plaudergruppen, Musikliebhaber.

Wendelin, dem Alles daran lag, seine zigeunerfarbige Flamme zu versöhnen, umschwärmte sie, und lispelte ihr, so oft er es unbemerkt thun konnte, eine Schmeichelei in's Ohr.

Vergebliche Mühe, erwiederte sie ihm bei einer solchen Gelegenheit, Sie begütigen mich heute nicht mehr, Sie haben

den Beweis geliefert, wie viel oder wie wenig Ihnen an meiner Einladung gelegen ist.

Oh, Mamsell Justine, verurtheilen Sie einen armen Sterblichen nicht ungehört, es gibt Fälle, wo eine Schuld klar am Tage zu liegen scheint, wo man aber doch — kusch, Sultan! — so unschuldig, wie eine weiße Taube ist. Wenn Sie wüßten, was mir auf dem Wege hieher begegnet ist —

Ah so, ein galantes Abenteuer —

Oh schon wieder ein zweischneidig Schwert in meine Brust! Nur zu, Tyrannin, fahren Sie fort, mich zu martern, weil ich der Stimme meines Herzens gefolgt bin.

Was haben Sie denn? Was ist Ihnen begegnet?

Fragen Sie mich nicht, göttliche Racine, ich beschwöre Sie bei dem geflügelten Gotte und seinen Pfeilen, fragen Sie mich nicht, es gibt Dinge, die man selbst seiner Mutter nicht anvertrauen darf. Mir ist schreckliches begegnet, schrecklich — kusch, Sultan — weil ich es keinem lebenden Wesen anvertrauen kann.

Sind Sie Freimaurer?

Ich baue an dem Salomon'schen Tempel nicht mit; bei den Maurern kommt Alles von Osten, bei mir aber ist es umgekehrt, mein Strich ist die Abendseite, ich erwarte den Spruch von Ihren Lippen, jenen merkwürdigen Spruch, der vom Dableiben und Abendwerden handelt.

Auf diesen Spruch können Sie lange warten.

Wie lange?

Sie werden unverschämt.

Im Gegentheil, ich werde schüchtern. Der Unverschämte fragt nicht lange, denn er gedenkt des Sprüchleins: Wer viel fragt, geht weit irre! nur der Schüchterne — kusch, Sultan — getraut sich nicht, und lispelt mit leiser Stimme, was in seinem Herzen wie Posaunen tönt.

Sie sind ein Narr!

Ein glücklicher Narr ist beneidenswerther, als ein unglücklicher Weiser, und ich — ich bin glücklich.

Ich werde also nicht erfahren, was Ihnen heute begegnet ist?

Ja, Sie werden es erfahren, aber heute nicht, später, viel später, erst wenn — oh, ich kann nicht sprechen — lassen Sie mich —

Er verneigte sich, wendete ihr traurig den Rücken, spazierte melancholisch durch das Gemach, und ließ sich etwas später ein Glas Eis reichen.

Verdammter Hund, murmelte er bei sich, mich in eine solche Verlegenheit zu versetzen, es ist abscheulich.

Justine kam in die Nähe einer Gruppe, die aus zwei Paaren bestand.

Liebe Racine, sagte die eine Dame, eine schlanke, sehr hübsche Kammerjungfer, Sie werden uns die beste Auskunft geben. Ist es wahr, daß die Gräfin Santa Croce die Gattin des berühmten Cagliostro ist?

Justine lächelte geheimnißvoll und erwiederte: Freilich ist sie es; den Trauungsschein habe ich aber nicht gelesen.

Man könnte die Wahrheit wohl aus der Behandlung herausfinden?

Das dürfte etwas schwer fallen, meine Verehrte; es gibt Herren, die ihre Liebhaberinnen so behandeln, als ob sie ihre Gattinnen wären, dann gibt es aber wieder Herren, die ihre Frauen so traktiren, wie ein Maskengewand, das man für die Dauer einer Redoute ausleiht.

Sie meinen also?

Ich habe gar keine Meinung, denn die Gräfin ist eine Dame, wie ich mir keine bessere wünsche.

Sie sind glücklich, liebe Justine, ich kann von meiner Fürstin leider nicht dasselbe sagen.

Die Flammthal war immer eine kapriziöse Dame. — Geht sie heuer wieder nach Spaa? —

Das hängt vom Fürsten Esterhazy ab.

Von Esterhazy?

Wie so?

Der Fürst ist Kommandant der ungarischen Garde; wenn er unserem Herrn Gardisten einen Urlaub bewilligt, so gehen wir nach Spaa, wenn nicht, so bleiben wir in der Nähe.

Ach Gott, sagte spöttisch die dritte Dame, ebenfalls eine hübsche Gestalt, mit einem runden Gesichtchen, was doch diese jungen Herren für kuriose Sentiments haben!

Beneiden Sie vielleicht die Dame?

Fällt mir nicht ein, wie Sie mich sehen, stehe ich auf dem Punkte, einem Forstmeister auf unseren Gütern die Hand zu reichen, der junge Graf will es und ich werde wahrscheinlich nachgeben.

Ihr Künftiger ist doch nicht eifersüchtig.

Ich kenne ihn noch nicht, wie ich jedoch höre, soll er ein sanfter, gutmüthiger Mann sein.

Sie sind erst seit Kurzem im gräflichen Hause?

Ich wurde dahin empfohlen; ich sollte zu der Baronin Bergmann kommen, die Dame hat sich, wie Sie wissen, erst vor einigen Monaten vermält. Als ich bei ihr meine Aufwartung machte, betrachtete sie mich, hörte mich an und sagte darauf: Es ist Alles recht hübsch, meine Liebe, aber es thut mir leid — ich kann Sie nicht nehmen, Sie ist mir zu schön.

Alle lachten.

Das ist prächtig, rief Justine, eine Kammerjungfer, welche zu schön ist, das ist noch nicht dagewesen.

Die Zuschöne fuhr fort: Ich war über diese Ausstellung frappirt, faßte mich jedoch schnell und erwiederte: Ich bedauere, gnädige Frau Baronesse, ihnen zu mißfallen, wünsche jedoch, daß der Fehler, den Sie mir zur Last legen, sich nie verlieren möge.

Das war gut geantwortet, Florine.

Sie hätten ihr auch noch sagen können, daß nicht die Schönheit der Frauen an gewissen unliebsamen häuslichen Vorfällen die Schuld trägt, sondern die Flatterhaftigkeit der Männer.

Die gute Dame ist eifersüchtig.

Sie wird schon wissen, warum?

Sie dachte wahrscheinlich an das Sprüchlein von der Gelegenheit und von den Dieben.

Besser bewahrt, als beklagt. Du lieber Himmel, wer kann dafür, daß man liebenswürdig ist, es ist ein Geschenk der Natur, sagen die Poeten, und ich glaube Alles, was die Herren sagen.

Jetzt ertönte das Klavier.

Man begab sich in das andere Gemach.

Sie behaupten also, sagte dort ein junger Herr, daß die Oper schon im kommenden Monate zur Aufführung kommen werde?

Ich hörte die Angabe von einem Herrn, mit dem Da Ponte in Berührung kommt. Die Musik ist bereits vollendet.

Wie wird die Oper heißen?

„Figaro's Hochzeit."

Der Titel passirt, er verräth französischen Ursprung.

Ganz recht, darin liegt aber auch die Gefahr.

Welche Gefahr?

Daß die Oper vielleicht gar nicht zur Aufführung kommen wird.

Wie so?

Der Hofpoet Da Ponte hat das Textbuch nach einer Komödie von Beaumarchais verfertigt, die Aufführung dieser Komödie wurde aber der Gesellschaft des Hoftheaters vor einigen Tagen untersagt; nun fürchtet man auch für die Zulassung der Oper.

Wer hat die Musik geschrieben?

Der Musikmeister Mozart.

Ah, Mozart, der die „Entführung" komponirte? —

Derselbe.

Der Klavierspieler ließ jetzt die ersten Takte eines Liedes hören.

Bravo, rief eine Dame, nur weiter! Das ist das

Maurerlied von Mozart: „Die ihr einem neuen Grade" u. s. w.

Man horchte der mysteriösen Komposition des freimaurerischen Musikmeisters.

Wendelin Taub hatte sich indessen erholt und erfrischt und suchte nun wieder seine Angebetete auf.

Er fand sie mit einer Freundin im Gespräche und benützte die nächste Pause, sich in's Gespräch zu mengen.

Mamsell Justine, Sie haben für Ihre Gäste auf's Fürtrefflichste gesorgt, die Tafel füllt sich immer mit neuen Vorräthen, Spiel und Musik haben ihre Tugend, nur ich und noch einige Gleichgesinnte gleichen verlornen Posten, die nach einem anderen Vergnügen spähen, bisher aber es noch nicht gefunden haben. Ich meine das Vergnügen des Tanzes.

Sie wünschten also zu tanzen?

Ja, göttliche Racine, ich musizire nicht, ich singe nicht, ich rühre keine Karte an, aber ich tanze gern, ich liebe Vergnügen, wobei man Bewegung macht.

Zum Exempel die Hetze?

Oh, schon wieder ein zweischneidig Schwert in meine Brust, nur zu, Tyrannin —

Ich bitte, das habe ich heute schon einmal gehört —

Wenn Sie mich zum dritten Male verwunden, werden Sie es zum dritten Male hören.

Die Kammerjungfer sah ihn mit einem schelmischen Blicke an und sagte: Sie sind ein Heuchler, wie ich noch keinen sah, Ihr Wunsch soll indessen berücksichtigt werden.

Er wird erst dann ganz erfüllt sein, wenn Sie mir gestatten, bei der ersten Menuette Ihr Tänzer zu sein.

Das Losungswort „Tanz" ging nun durch die Gemächer; im Nu waren fast alle Spieltische verlassen, acht Paare bildeten sich, unter diesen der Blondin und die Herrin des Hauses.

Zwei Instrumente, eine Violine und das Klavier, schlugen bereitwillig die ersten Akkorde an, die Paare nah-

men ihre Plätze ein und begannen bereits in modest graziöser Weise die ersten Schritte des Tanzes, da entstand im Vorzimmer ein fürchterlicher Lärm, gleich darauf flog die Thüre auf und herein stürzte Sultan, der unter einem entsetzlichen Gebelle auf seinen Herrn losfuhr, dabei die Paare durchschritt, einem mit Tassen beladenen Diener durch die Beine fuhr, einen Herrn umwarf und einigen Damen die Kleider zerriß.

Allgemeine Verwirrung.

Der Bullenbeißer springt wie besessen im Kreise herum und zerreißt dabei noch einige Spitzenkleider.

Herren und Damen schreien, wollen fliehen und verwirren sich im Knäuel.

Einer fällt — Andere fallen über ihn her.

Sultan setzt unbarmherzig über Stehende und Gefallene.

Justine liegt in Ohnmacht.

Lärm, Schreien, Hülferufen.

Mitten durch den Spektakel vernimmt man Wendelin's verzweifelten Ruf: „Kusch, Sultan!“

Der Blondin, entsetzt, erstarrt, weiß sich nicht zu helfen.

Das Thier scheint über das freudige Zusammentreffen mit seinem Herrn toll geworden zu sein.

Einen Stock — kusch, Sultan — einen Stock! ruft Wendelin in höchster Wuth.

Aber es kommt kein Stock.

Da stürzt er fort in das nächste Gemach — Sultan ihm nach.

Der junge Mann rennt zu einem Stuhle, schwingt ihn hoch, um seinen früheren Liebling niederzuschmettern.

Dieser wittert die Gefahr, greift aus, macht ein Saltomortale über den Kredenztisch, und schleudert im Fluge Flaschen und Gläser auf den Boden.

Neuer Lärm.

Sultan flieht, sucht auf der Flucht einen Ausweg, und geräth in den Alkoven.

Hier ist Justinen's Schlafstätte.

Wendelin mit hochgeschwungenem Stuhle ist hinter dem Hunde her.

In diesem Momente hat er Alles vergessen, er denkt nur an Sultan, er athmet nur Gift und Galle.

Die Angst hat auch den Hund außer sich gebracht

Ein Sprung, und er ist im Bette der Kammerjungfer.

Jetzt hab' ich Dich, Bestie! Kusch, Sultan! — brüllt Wendelin, und will mit dem Stuhle einen Streich nach ihm führen; aber, o Unglück, der Stuhl bleibt oben in einer von der Decke herabhängenden Ampel hängen, wirft das Glas mit dem Oel um, und der Blondin begießt sich und die Schlafstelle Justinen's mit Oel.

Sultan, diesen günstigen Moment erfassend, setzt über seinen Herrn hinweg, wirft in den anderen Gemächern wieder Einige um, die erst aufgestanden waren, und entflieht endlich durch die Thüre.

Wendelin, in seiner Verzweiflung, weiß nichts Besseres zu thun, als der Bestie nachzustürzen, wobei man noch von unten herauf den Ruf hört: „Kusch, Sultan — verdammte Bestie — kusch!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Mahnung von Oben.

Der Blondin ist auf der Straße angelangt.

Sultan vor ihm her.

Wendelin ruft, lockt — vergebens! Sultan ist kein Dummkopf, er läuft immer fünfzig Schritte vor seinem Herrn und parirt nicht.

So langten Beide auf dem Glacis an.

Der Blondin wird etwas ruhiger, seine Wuth legt sich, er ist wieder fähig zu denken.

Die heutige Unterhaltung ist verdorben, sagte er bei sich, der Köter hat eine heillose Verwirrung hervorgerufen. Justine wird mir zürnen, aber was kann ich dafür? Das verteufelte Thier war ja wie besessen, als ob ihm Jemand türkischen Pfeffer in die Nasenlöcher geschüttet — im Grunde genommen, ist auch das Vieh unschuldig, man hat es losgelassen, es rennt mir nach, freut sich des Wiedersehens, gibt mir Beweise seiner Treue und Anhänglichkeit, freilich auf eine sehr ungeschickte Weise, und ich — ich — zum Teufel hinein, wer soll da gelassen bleiben? Die Bestie hat um zweihundert Gulden Schaden angerichtet, das ist keine Kleinigkeit, sie hat eine Unterhaltung zerstört, einen Skandal gemacht und zwischen mir und der Kammerjungfer Unfrieden gestiftet; die Zigeunerfarbige ist im Stande, mich gar

nicht mehr zu empfangen, sie wird entsetzlich böse sein — ei was, ich werde sie schon besänftigen — wenn mir nur das Uebrige nicht geschehen wäre. Und wie ist das Thier zu Hause wieder losgekommen? Beim ersten Male fand ich das Küchenfenster offen, wenn da keine Bosheit im Spiele ist, will ich des Henkers werden. Wer könnte aber so abscheulich sein, und mir die Possen spielen? Sollte Lucretia? Nein, Lucretia ist es nicht, was kümmert sich Lucretia um meine Gänge, sie ist eine alte Person, und ist solcher Bosheit unfähig. Sollte der Nachbar? Möglich! Aber warum? Ich habe ihm ja nichts zu Leide gethan, wir kommen fast gar nie in Berührung mit einander. Ich bin neugierig, zu erfahren, wie Sultan zum zweiten Male losgekommen ist.

Unter solchen Betrachtungen setzte Wendelin seinen Weg fort, und gelangte auf die Wiedner Hauptstraße.

Sultan, je mehr er den Zorn seines Herrn sich legen sah, kam immer näher, und umsprang diesen auf der letzten Wegstrecke so lustig und ungenirt, als ob gar nichts vorgefallen wäre, weder in den Gemächern, noch in dem Alkoven der Mamsell Justine.

Der Blondin langte bei seinem Hausthore an.

Vor demselben hielt ein großer, dicker Herr.

Ah, Herr Wendelin Taub, sind Sie endlich da?

Ihr Diener, Herr Bacciochi — kusch, Sultan, verdammtes Vieh, hast heute noch nicht genug gehetzt?

Der Visitator von der Hauptmauth machte ein gewisses Zeichen, und sagte: Bruder Luna, ich habe mit Dir zu sprechen im Namen des Meisters.

Wendelin machte ein saueres Gesicht und trat in die Einfahrt.

Der Meister der Loge, lispelte hier der Mauthbeamte, ist mit Deiner Arbeit höchst unzufrieden.

Mit meiner Arbeit? — Kusch, Sultan! — Ich habe ja gar keine Arbeit gemacht.

Das eben ist es, Du besuchst keine Loge, zahlst keine

Beiträge, und fungirst doch als Bruder Luna in den Listen des Ordens. Der Meister läßt Dir durch mich seine große Mißbilligung zu erkennen geben, mit der feierlichen Drohung, über Dich die ernsteste Disziplinstrafe zu verhängen, wenn Du Dich im Interesse des Ordens nicht der Mission unterziehst, die er Dir anzuvertrauen gedenkt, und die Du durch mich erfahren wirst.

Eine Mission? Vielleicht gar außer Wien?

Nein, die Arbeit ist innerhalb den Linien.

Das läßt sich hören, denn zum Reisen wäre ich im jetzigen Momente schlecht aufgelegt. Worin besteht die Mission?

Du wirst eine Frau gewinnen müssen.

Eine Frau gewinnen? Was soll das heißen.

Sie für Dich einnehmen.

Wozu dieß?

Im Interesse des Ordens.

Also nicht in meinem Interesse?

Gedenke Deines Eides.

Ja, der Eid, ganz recht. Kusch, Sultan! Also im Interesse des Ordens? Es ist gewiß eine alte Hexe, die recht viel Geld besitzt?

Im Gegentheil, es ist eine junge, hübsche Frau, die kein Geld hat.

Alle Wetter, jung und hübsch, und die soll ich in mich verliebt machen? Das wird viel Geld kosten!

Gedenke Deines Eides.

Hol Dich der Kukuk mitsammt den Eid, dachte der Blondin, was wird Justine dazu sagen?

Und dann laut: Wo wohnt diese junge, schöne Frau?

In Deiner Nähe.

Wahrscheinlich im Osten, dachte der Blondin wieder, aber das ist gut, die Wieden und die Währingergasse liegen sehr weit von einander, wenn ich es klug anstelle, habe ich

die Kammerjungfer für mich, und die Frau im Interesse des Ordens.

Und dann laut: Ich bin's zufrieden, ich gehorche. Was im Bereiche meiner Reize liegt, soll angewendet werden; wenn die junge, schöne Frau kein Herz von Stein hat, so soll sie mich lieben, und wenn sie meinem Geschmacke entspricht, dann will ich sie auch lieben, aber nur im Interesse des Ordens, nicht weiter, als ein Rosenkreuzer lieben darf.

Ich eile, dem Meister Deinen Gehorsam zu melden. Erwarte mich morgen Früh um die siebente Stunde.

Sapperlot, das ist früh, da pfleg' ich noch zu schlafen.

Später kann ich nicht, denn da ruft mich meine amtliche Pflicht, ich komme Punkt sieben, und da sollst Du Alles erfahren. Gute Nacht, Bruder Luna.

Schlaf' wohl, Bruder Merkurius.

Bacciochi ging fort.

Wendelin sah ihm nach, und murmelte: Hol' Dich Dieser und Jener mit Deiner Rosenkreuzerei! Der Bengel ist für den Hokuspokus ganz fanatisirt, war auch ein toller Streich von mir, mich in den Orden aufnehmen zu lassen, aber ich roch den Braten noch zu rechter Zeit. Die Leutchen hätten gerne meine 30,000 Gulden in ihre Klauen bekommen, um Gold zu machen und Geister zu zitiren, am Ende hätte ich aber weder Gold noch Geist gehabt, ich that also klug, und zog mich zurück. Die Mission will ich indessen übernehmen, die Brüder im Orden haben zum Theile weltlichen Einfluß, und könnten mir manchen Stein in den Weg legen, über den ich stolpern müßte, in's Himmels Namen, ich erweise ihnen den Gefallen, überdieß soll das Weibchen jung und hübsch sein. Eine mehr oder weniger, daran liegt nichts, aber nur keine Blondine darf sie sein, in diesem Falle — meiner Treu, thue ich im Interesse des Ordens nichts, die Blondinen sind mir bis in die Seele zuwider, sie muß, wenn auch nicht schwarz, wenigstens braun sein.

Ach, Justine — herrliche Ju — komm, Sultan, jetzt wollen wir sehen, wer Dich losgelassen hat?

Herr und Hund eilten die Treppe hinauf.

Der Blondin bewohnte als Junggeselle zwei Gemächer im ersten Stocke.

Seine Wohnung lag in der Längenmitte, rechts und links befanden sich zwei andere Quartiere.

Kaum langte Wendelin auf dem Gange vor seiner Thüre an, so schrie er auch schon: Ha — schon wieder das Küchenfenster offen — wer erfrecht sich, dieses Fenster aufzumachen und meinen Hund herauszulassen? Donnerwetter! Waren Einbrecher da? Wie hat man das Fenster aufgemacht? Abscheulich, niederträchtig — guten Abend, Jungfer Lucretia, es ist unerhört — kusch, Sultan! —

Von seinem Lärm herbeigelockt, trat aus der linken Nachbarthüre eine spindeldürre Frauensperson, die wenigstens doppelt so alt wie Wendelin war. Sie stack in einem weißen Nachtleibchen, trug auf dem Kopfe eine Haube und in der Hand eine brennende Kerze.

Diese Dame hieß Lucretia.

Was haben Sie, Herr Taub, fragte die Dürre, hat man bei Ihnen eingebrochen?

Lumperei, Bosheit, man macht mein Fenster auf und ich weiß nicht wie? Man läßt meinen Hund heraus und ich weiß nicht warum? Kusch, Sultan; dummes Vieh, das ist ja Jungfer Lucretia, kennst Du sie noch nicht?

Wie kann man Ihr Fenster von außen aufmachen, wenn es von innen geschlossen ist?

Das ist auch meine Frage, und wer thut es? Ich frage Sie, Jungfer Lucretia, ist das nicht eine schändliche Bosheit.

Man könnte glauben —

Haben Sie nichts wahrgenommen?

Keinen Laut —

Ich hege keinen Verdacht, Gott behüte, aber es fällt auf.

Vielleicht weiß der Nachbar etwas?

Warten Sie gefälligst, Jungfer Lucretia, ich will ihn gleich heraus klingeln, wir wollen hören, was er dazu sagt? —

Der Blondin begab sich zur rechten Nachbarthüre und zog an der Glocke.

Bald darauf trat ein Herr heraus, gehüllt in einen Schlafrock von Peruvienne und bedeckt mit einer schwarzseidenen Schlafhaube, deren Spitze aufrecht stand.

Wir kennen den Herrn bereits, wir sahen ihn im Bierhause zum „goldenen Lämmel", an jenem Abende, da der Kanzellarius Kurz seine Amtsgeheimnisse ausplauderte, und ein unbekannter Gast, um seine Zeche zu berichtigen, einen kaiserlichen Dukaten zurückließ. Damals sprachen einige Gäste von diesem Herrn nicht sehr schmeichelhaft, behaupteten, er sei ein ehemaliger Kurator und nannten ihn Urban Keil.

Dieser Nachbar des Blondins trug ebenfalls eine brennende Kerze in der Hand.

Was gibt es für einen Lärm? fragte der Finstere mit seinen buschigen Brauen.

Herr Nachbar, begann Wendelin, wissen Sie nicht, wer sich erfrechte, mein Fenster zu öffnen und meinen Hund — kusch, Sultan, dummes Vieh, das ist ja der Lump, der Nachbar wollt' ich sagen, ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich rede, es wäre kein Wunder, wenn ich ein Narr würde. Wissen Sie also nichts, Herr Keil?

Was soll ich wissen?

W e r meinen Hund herausläßt, und w i e er ihn herausläßt?

Ich weiß nichts, lassen Sie mich in Ruhe.

Verehrter Nachbar, ich hege gar keinen speziellen Ver-

dacht, aber es fällt auf, sehr auf, kusch, Sultan, verteufeltes Vieh, was ich mit Dir für Schererei habe!

Ihr Hund hat Sie ja früher immer begleitet.

Früher, ja! was aber früher war, ist jetzt nicht, die Zeiten ändern sich, die Menschen auch —

Aber die Hunde nicht, das Vieh meint, es müsse Sie noch immer begleiten.

Oh, ich werde schon hinter die Bosheit kommen, dann aber soll mein Rohr Arbeit bekommen. Wen ich dann erwische, dem schlage ich die Rippen entzwei, daß alle zusammen keine halbe Eva mehr geben sollen. Gute Nacht, komm, Sultan.

Der ehemalige Kurator sah die dürre Lucretia an, diese wieder ihn. Dann schieden sie.

Wendelin, abgemüdet und abgehetzt, begab sich zur Ruhe, um von der Zigeunerfarbigen zu träumen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Mission.

Oberhalb jenes Hauses, wo Wendelin Taub wohnte, befand sich eine unansehnliche Hütte, deren vorderen Theil wir betreten.

Dort wohnt Götz, der Diener und Laborant des Baron Liebenstein, mit seinem Weibe Sabine.

Der Baron hat eine Reise nach Ungarn angetreten, um Absatz für sein philosophisches Goldsalz zu suchen, das

Ehepaar blieb seiner Anordnung zu Folge zurück und bezog die billige Wohnung in der Vorstadt.

Götz, in die Geheimnisse seines Herrn eingeweiht, laborirt in der zweiten Stube, Sabine wirthschaftet in der ersten herum.

Da die Dunkelheit schon hereinbricht, so ruft das muntere, schwarzäugige Weibchen hinein: Götz, wirst Du nicht bald Feierabend machen?

Ich bin eben fertig.

Du arbeitest ja, als ob der Gewinn in Deinen Säckel fiele?

Ich arbeite doch für unseren Baron.

Wir und der Baron, das ist ein großer Unterschied.

Er bezahlt uns.

Aber wie? Wir dienen ihm und er gibt uns zu wenig um zu leben und zu viel um zu verhungern.

Du siehst gerade nicht sehr hungerig aus.

Würde aber auch nicht schaden, wenn wir uns unter soliden Leuten sehen lassen könnten. Von Vergnügungen ist gar keine Rede, wir leben in Wien, ohne etwas zu genießen.

Was soll man machen? Man muß zufrieden sein, wie es eben geht. Gib mir meinen Rock, Sabinchen, ich geh ein wenig in die Schenke, hüte indessen das Haus.

Der Laborant ging fort und seine Ehefrau blieb allein zurück.

Das schwarzäugige runde Weibchen saß mißmuthig am Fenster.

Unzufrieden mit der eingeschränkten Lage, in der sie zu leben angewiesen war, dachte Sabine an bessere Tage, die sie sich gerne verschafft hätte, ohne jedoch die Mittel dazu zu finden.

Ein Klopfen am Fenster weckte sie aus ihren Betrachtungen.

Außen stand ein junger hübscher Herr.

Sabine öffnete.

Um Vergebung, schöne Frau, ich muß mit Ihnen sprechen.

Was wünschen Sie?

Vor Allem, daß Sie mich nicht auf der Straße stehen lassen.

Die junge Frau wurde ein wenig verlegen, blickte den jungen Mann forschend an und sagte: Treten Sie ein!

Wendelin — denn er war es — beeilte sich, die Erlaubniß zu benützen.

Schöne Frau, begann er mit einer höflichen Verbeugung, ich weiß nicht, ob ich bereits so glücklich war, von Ihnen bemerkt zu werden. Ich ging gestern und heute mehr als zwei Dutzend Male hier vorüber und wissen Sie weßhalb? Ihretwegen.

Ich bedauere Ihre Mühe.

Oh, schöne Frau, bedauern Sie heute nicht, was Sie vielleicht morgen oder übermorgen bejubeln werden. Kusch — ah so — er ist nicht da! Sie sehen mich fragend an? Thut mir leid, ich kann Ihre Frage leider noch nicht ausführlich beantworten, versichere Sie jedoch, daß es sich um ein Glück handeln wird, um ein großes Glück.

Die Gattin des Laboranten wurde verwirrt, der blonde hübsche Herr sprach so ernst, so überzeugend, daß sie ihm fast glaubte.

Wie käme ich zu Glück? sagte sie. Was kümmert meine Wenigkeit Sie?

Viel, sehr viel, reizende Götzin, oder meinen Sie vielleicht, weil ich ein Oesterreicher bin und Sie eine Preußin? Oh, lassen Sie die Kabinette sich wechselseitig befehden, wir Zwei bleiben im tiefsten Frieden. Ihr König hat uns zwar Schlesien weggenommen und das war nicht schön von ihm, ich aber nehme Ihnen nichts, im Gegentheil, ich werde Ihnen etwas bringen, was Sie zeitlebens glücklich machen wird.

Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

Der Verstand, das Verstehen wollt' ich sagen, wird

hintendrein kommen, früher bitte ich um Ihr Vertrauen, um Ihre Liebe.

Sabine erröthete und schlug die Augen nieder.

Meiner Treu, dachte der Blondin, diese Brünette ist hübsch, zwar nicht so schön wie die Wurzel, aber doch — wenn man mir nur nicht wieder den Sultan herausläßt — ich habe Angst, daß das Vieh auf einmal beim Fenster herein spaziert kommt.

Mein Herr, antwortete die runde Braune, Sie sprechen von Liebe und wissen doch, daß ich eine verheiratete Frau bin.

Ich weiß es, seit zwei Tagen schon jammere ich darüber, was liegt aber daran? Sie sind verheiratet, ich bin ledig, Sie haben um eine Hälfte zu viel und ich um eine zu wenig; die Menschen sind da, um sich wechselseitig zu unterstützen.

Mein Herr, Sie sind ein lockerer Vogel —

Was liegt an dem Vogel, ob er locker oder fest, wenn er nur goldene Federn hat.

Sie führen häßliche Reden —

Verdammen Sie mich nicht, herrliche Götzin, denn Sie kennen mich noch nicht, obwohl ich ganz in der Nachbarschaft wohne. Ich heiße Wendelin Taub, logire im ersten Stock, einige Häuser gegen die Stadt, herwärts vom goldenen Schaf. Erkundigen Sie sich um mich und man wird Ihnen das Beste über meine Sitten sagen, in Preußen heißt man's Konduite; darum schenken Sie mir getrost Ihr Vertrauen, von der Liebe steh' ich einstweilen ab, denn die kommt dann von selbst.

Man pflegt Leuten nicht zu trauen, die mit der Thüre in's Haus fallen.

Das ist Geschmackssache; bei uns traut man Leuten nicht, die ohne Thüre in's Haus schleichen. Gerade und offen ist mein Wahlspruch.

In diesem Momente ertönt Hundegebell von der Straße herein.

Wendelin springt entsetzt auf.

Verdammte Bestie, ist sie schon wieder da! ruft er und eilt an's Fenster.

Was haben Sie, Herr Taub? fragte Sabine verwundert.

Kusch — ah so — er ist es nicht — es ist ein Anderer.

Der Blondin setzte sich wieder ruhig nieder und sagte: Sprechen wir weiter, wo sind wir geblieben; ganz recht, bei meinem Wahlspruch; also wie gesagt: „Wer nichts wagt, gewinnt nichts“, das ist mein Wahlspruch!

Vorhin sagten Sie: „Gerade und offen“, sei Ihr Wahlspruch.

Ah so, richtig, kusch, gerade und offen, der Hund hat mich fast verwirrt gemacht. Also, reizende Sabine —

Er faßte ihre Hand.

Was wollen Sie, Herr Taub?

Ich will Sie und Ihren Gatten glücklich machen.

Das läßt sich hören.

Sie müssen mir jedoch hülfreiche Hand leisten.

Darf man erfahren, worin?

Sie werden es erfahren — Sie zuerst und dann von Ihnen Ihr Gatte. Für heute genug, ich komme morgen wieder; machen Sie sich indessen mit dem Gedanken an Wohlleben und Reichthum vertraut.

Der Blondin verließ die Stube, unter Bücklingen und Händeküssen.

Die junge Laborantin dachte anbefohlener Maßen an Reichthum und nebenbei an den hübschen Herrn, sagte aber ihrem Gatten kein Wort, und sah dem zweiten Besuche mit Ungeduld entgegen.

Am andern Tage wartete Wendelin die Entfernung des Laboranten ab und kam wieder.

Der Empfang war schon ein etwas vertraulicherer,

denn die vierundzwanzigstündigen Betrachtungen hatten bei Sabine das ihrige gethan; der Wunsch nach Reichthum war noch mächtiger als früher.

Wendelin begann nun unter dem Schirme der Vertraulichkeit, den er über sich und seine neue Donna aufspannte, behutsam dem Ziele zuzuschreiten, welches ihm seine Ordens-Mission gesetzt hatte.

Sabine war eine kluge Frau und wußte bald in der Angelegenheit Bescheid.

Der Blondin machte ihr kein Hehl daraus, daß er nicht für seine Person spreche, sondern gewissermaßen als erster Vorposten einer ganzen Gesellschaft aufgestellt sei, um das Gefecht, das heißt die Unterhandlung zu engagiren.

Zum Ruhme des Blondins sei es gesagt, daß er nebst den Interessen des Ordens auch die seinigen auf's Gewissenhafteste vertrat, was in diesem Falle von großer Wichtigkeit war, denn seine Liebkosungen tändelten manche Bedenklichkeiten hinweg, was einem kalten Zureden nicht leicht gewesen wäre.

Noch eine Zusammenkunft, und der Rosenkreuzer hatte seinen Zweck erreicht.

Die Gattin des Laboranten versprach ihrem Anbeter, nun an's Werk zu schreiten und die mit ihr gepflogene Unterhandlung an gehöriger Stelle zu Ende zu führen.

Diese Stelle war — ihr Mann.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wer die Frauen gewinnt, hat die Männer auch.

Wenn wir nicht irren, war es Meister Goethe, der dieses oder etwas Aehnliches gesagt hat.

Wir wissen nicht, ob der Dichter des „Werther“ damals die Geschichte vom Laboranten Götz, seiner Ehefrau und Herrn Wendelin gehört und in Folge dessen obige Sentenz niedergeschrieben hat; wie gesagt, wir wissen dieß nicht, aber jedenfalls paßt sie für den Casus.

Sabine erwartete an jenem Abende die Rückkehr ihres Mannes mit Ungeduld.

Als er kam empfing sie ihn sehr zärtlich, und sagte: Schon zurück aus der Schenke?

Wie Du siehst.

Du hast nicht lange verweilt.

Kurze Haare sind bald geschoren.

Die Laborantin faßte die Gelegenheit am Schopfe und sagte: Wer trägt die Schuld daran, daß die Haare so kurz sind?

Ich doch nicht?

Wer sonst? Gerade Du.

Thörichtes Weib, mir wäre es gewiß angenehmer, mehr auszugeben, aber ich müßte auch mehr besitzen.

Oh, mein Freund, Du besitzest genug, Du weißt es nur nicht anzuwenden.

Götz lachte.

Wahrhaftig, wenn man Dich hört, sollte man meinen, ich hätte Schätze vergraben.

Wenn auch nicht Schätze, so doch Einen Schatz.

Meinst Du vielleicht Dich?

Gott sei Dank, ich bin noch nicht vergraben.

Welchen Schatz meinst Du also?

Dein Wissen!

Potz Velten, da ist wahrhaftig nicht so viel dahinter.

Genug, um uns auf lebenslang ordentlich zu versorgen.

Sabine, Du sprichst im Traume.

Wollte Gott, alle Leute sähen so hell wie ich.

Du sprichst in Räthseln.

Sieh' mal, Götz, Du laborirst Tag für Tag.

Ich erzeuge philosophisches Goldsalz.

Der Baron hat Dir das Geheimniß der Erzeugung anvertraut —

So ist es.

Ist dieses Geheimniß nicht ein Schatz? —

Der Baron verdient viel Geld damit, das Salz ist ein fürtreffliches Heilmittel.

Warum verdienst Du kein Geld damit?

Soll ich den Baron um einige Fläschchen bestehlen?

Das lohnte sich der Mühe! Es gibt andere Wege.

Götz sah seine Ehefrau erstaunt an.

Sabine fuhr fort: Kurz und gut, die Gelegenheit ist da, Tausende zu verdienen —

Tausende?

Man will Dir das Geheimniß abkaufen.

Der Laborant fuhr auf — er glaubte nicht recht gehört zu haben.

Was sagst Du, Sabine?

Die Dame wiederholte ihren Antrag.

An den Mienen des Gatten erkennend, daß ihre Worte mehr Verwunderung als sonst ein widerwärtiges Gefühl erregt hatten, begann Sabine nun ernstlich in ihn zu dringen, und stellte ihm den Handel in das vortheilhafteste Licht; wie Wendelin bei ihr, so suchte sie bei dem Gatten die wenigen Einwürfe durch Schmeicheleien hinweg zu wischen, und fand ein geneigtes Ohr.

Der Baron war abwesend, man hatte also freie Hand.

Götz erklärte sich bereit, das Geheimniß zu verkaufen, nur müsse der Preis dem Werthe des Arkanums entsprechen.

Wie viel gedenkst Du zu fordern?

Was meinst Du, Sabine, wie viel soll ich begehren?

Je mehr, desto besser.

Du mußt dem Herrn das Salz recht anpreisen, damit wir auch etwas davon haben. Ich meine, wir fordern zehntausend Gulden.

Gut, zehntausend Gulden, ein hübsches Sümmchen, es bleibt dabei.

Am anderen Tage kam der Rosenkreuzerische Vorposten, wie er sich nannte, und setzte seine Verhandlungen fort. Sabine theilte dem Blondin die frohe Kunde mit, daß ihr Gespons geneigt sei, das Geheimniß zu verkaufen.

Dem Himmel sei es gedankt, dachte Wendelin, jetzt wird meine Arbeit bald gethan sein; habe ich als Rosenkreuzer meine Mission erfüllt, dann will ich um meine Interessen besorgt sein.

Man kam auf den Preis zu sprechen.

Sabine befliß sich, das philosophische Goldsalz auf eine fast marktschreierische Weise anzurühmen, das war aber überflüssige Mühe, dem Blondin war es gleichgültig, ob

das Salz gut oder schlecht war, wenn er nur seine Mission erfüllte.

Die Ehefrau nannte endlich den Preis.

Zehntausend Gulden, sagte Wendelin, sind nicht zu viel.

Kaum hörte die reizende Götzin diese Aeußerung, so rief sie: Bitte, bitte, Sie haben mich nicht gut verstanden, ich habe fünfzehntausend gesagt.

So? Fünfzehntausend? Ist mir auch recht. Wenn die Gesellschaft es hergibt, ich habe nichts dagegen.

Im Stillen dachte er: Die Narren sollen zahlen, umsonst ist selbst der Teufel kein Spitzbube, ich wasche meine Hände in Unschuld.

Die Laborantin blieb bei den Fünfzehntausend, der Blondin schlang seinen Arm um sie und sagte: Sie sind eine Schelmin, reizende Frau; die dritten Fünftausend kommen wahrscheinlich in Ihren Privatsäckel.

Ich muß doch für meine Mühe auch einen Lohn haben..

Und was erhalte ich als den meinen? fragte der Vorposten.

Die junge Frau sah ihn schelmisch an und erwiederte: Lassen wir das, mein Lieber; es gibt Leute, die nichts zu erhalten brauchen, weil sie sich ohnedieß genug nehmen.

Der Rosenkreuzer eilte nun zu Herrn Bacciochi, dieser flog zum Reichshofraths-Agenten und meldete ihm den Erfolg der bisherigen Verhandlungen.

Die Summe kam dem Meister der Loge bedeutend überspannt vor. Der Visitator der Hauptmauth mußte mit dem Blondin noch einmal hinaus auf die Wieden, um die Forderungen des Laboranten herabzustimmen, Götz und seine Gesponsin verblieben jedoch hartnäckig bei ihrem Ausspruche; der dicke Zöllner war vor lauter Beredsamkeit in Schweiß gebadet, das Ehepaar ließ keinen Heller herabknausern.

Nun keuchte der Visitator wieder zum Meister.

Herr Matolay erwartete ihn schon.

Nun, lieber Bacciochi, was haben Sie ausgerichtet?

Wenig, eigentlich nichts. Die Hungerleider sind zu keinem Nachlasse zu bewegen.

Sie verbleiben also bei der Summe?

Fünfzehntausend Gulden.

Schrecklich!

Ach Gott, wenn ich das Geld besäße, ich gäbe es gleich her, zum Ruhme und zur Ehre des hohen Ordens, indessen, hochwürdiger Meister, habe ich über den Casus nachgedacht.

Lassen Sie hören.

Ich räsonnirte folgendermaßen: Fünfzehntausend Gulden sind eine hübsche Summe, es ist wahr, allein angenommen, der Götz hätte nur achttausend begehrt, wo nehmen wir das Geld her?

Wir müßten es ausborgen.

In diesem Falle bin ich der unfürgreiflichen Meinung, daß Derjenige, der uns achttausend Gulden borgt, auch fünfzehntausend hergeben würde. Beides dürfte sehr schwer sein, die Loge hat ohnedem ein Defizit; von Ausborgen kann also meines Dafürhaltens keine Rede sein.

Sie haben beinahe Recht, und doch müssen wir Alles aufbieten, um das Geheimniß des Arkanums für unseren Orden zu vindiciren. Das philosophische Goldsalz ist hier bereits sehr berühmt, und wir haben das Unserige gethan, es als eine Rosenkreuzerische Erfindung auszuposaunen, nun müssen wir Alles aufbieten, das Geheimniß zu erfahren, sonst sind wir blamirt, denken Sie, die Schande für den ganzen Orden. —

Ich weiß dieß Alles, hochwürdiger Meister, und bin darüber tief bekümmert, der Stein des Anstoßes bleibt immer das Geld.

Wir müssen es auftreiben.

Wo? Bei wem?

Es wird sich vielleicht jemand unter den Brüdern finden, der das Geheimniß auf seine Rechnung kauft. —

Wüßten Sie vielleicht Jemanden? Es ist ein profitables Geschäft, denn das Goldsalz wird stark gesucht und man kann mit demselben Wunderkuren verrichten.

Im Augenblicke weiß ich Niemanden anzugeben, vielleicht Bruder Luna. —

Sie meinen den jungen Taub?

Er besitzt 30,000 Gulden.

Schlagen Sie doch einmal auf den Busch, vielleicht läßt er sich herbei.

Der Visitator rannte nun zu dem Blondin.

Als Wendelin den dicken Mauthbeamten bei sich eintreten sah, brummte er: Teufel, hat die Mission noch kein Ende? Kusch, Sultan! —

Bacciochi begann langsam vorzurücken. —

Bruder Luna wußte nicht, wo hinaus Bruder Merkurius eigentlich zu steuern gedenke, er hörte ihm daher sehr geduldig zu und rief nur manchmal sein: „Kusch, Sultan" dazwischen; als aber der Visitator mit der Farbe deutlicher herausrückte, wechselte der Blondin die seinige, und sagte: Sie meinen also, ich solle die Fünfzehntausend zum Kaufe des Geheimnisses hergeben.

Gott bewahre, ich meine, Sie sollen das Geheimniß für sich kaufen.

Für mich? Was fange ich damit an?

Geschäfte.

Danke recht schön, ich mache keine Geschäfte; mit Salz am allerwenigsten.

Aber die Ehre des Ordens. —

Gott erhalte sie, sie ist mir sehr theuer, und ich übernehme, wenn es sein muß, noch eine Mission zum Ruhme der Brüder, aber ohne Geld, das heißt, meine Arbeit für den Orden, mein Geld für mich. Kusch, Sultan.

Sie wollen also nicht?

Ich will, aber ohne Geld.

Oh, welch' ein Egoismus!

Ich könnte rufen: Oh, welch' ein Fanatismus!

Halten Sie so Ihren Eid?

Ich halte meinen Eid und mein Geld. Kusch, Sultan, verteufeltes Vieh, hier gibt es keine Abendunterhaltung.

Die Sendung war mißglückt, er rannte zu seinem Meister zurück.

Dieser hörte den Bericht an und sagte hierauf: Ich danke Ihnen im Namen des Ordens für den Eifer, es hat nichts auf sich, wenn Ihre Sendung auch mißglückt ist, ich habe bereits einen würdigeren Bruder, an den ich mich wenden werde, ich müßte mich sehr irren, wenn dieser nicht mit Freuden das Geheimniß an sich bringen sollte. Gehen Sie mit Gott.

Bacciochi verließ den Meister und flehte im Stillen zum Himmel, daß sich Jemand finden möge, der die Ehre und den Ruhm der Societas Rosae crucianorum retten würde.

———

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Eine.

Die Gräfin Santa Croce — wir bleiben diesem Namen, welchen Madame Cagliostro anfänglich führte, treu — machte in einem elegant ausgeschmückten Boudoir ihre Toilette.

Wer jene bürgerliche Stube betrat, wo Lohberg jüngst von der Dame empfangen worden war, hätte nimmer vermuthet, daß aus derselben eine Thüre in ein paar innere Gemächer führte, die eben so prachtvoll waren, wie die Stube einfach.

Das Stubenmädchen war mit der reizenden Dame beschäftigt, während die Kammerjungfer mehr als Gesellschafterin fungirte, um gleichsam die Geschicklichkeit der Anderen zu überwachen.

Wie finden Sie den Kopfputz, Justine? fragte die Gräfin, während sie sich in einem echt venetianischen Spiegel besah und das allerliebste Köpfchen in sanften Windungen bald nach rechts, bald nach links wendete.

Er hat meinen vollsten Beifall, fände ich die leiseste Ursache zum Tadel, ich hätte ihn bereits ausgesprochen.

Ich vertraue Ihrem ausgezeichneten Geschmacke. Der Kopfputz bleibt also, wie er ist, jetzt schnell noch den Ueberwurf.

Das Stubenmädchen brachte eine nach griechischer Art

von blauem Atlas gefärbte Tunika mit ganz kurzen, aber weiten Aermeln, die eigentlich nur angebracht schienen, um die schönen Arme nicht zu verhüllen, sondern um verrätherisch zu zeigen, wie gering der Unterschied sei zwischen dem innerhalb des Aermels unterlegten weißen Seidenstoff und dem blendenden Inkarnat des Armes selbst.

Die Gräfin huschte in das reizende Gewand, befestigte es um die Taille mit einer silbernen Schärpe, wodurch sie ein orientalisches Aussehen gewann.

Das Stubenmädchen wurde entlassen. Justine war allein mit der Herrin.

Wissen Sie, Justine, warum ich mich heute so schmücke?

Gnädige Frau Gräfin erwarten Besuch?

Errathen, Herr Lohberg wird kommen.

Ich dachte an Jemand Anderen.

Ah, Sie Lose, Sie meinten den jungen Grafen Nowaczky?

Ich war so kühn, an ihn zu denken.

Madame Seraphine verzog ein wenig den Mund und erwiederte: Er scheint Ihrem Geschmacke mehr zuzusagen.

Es ziemt mir nicht, in dieser Angelegenheit meinen Geschmack zu berücksichtigen, mein Urtheil stützt sich blos auf Wahrnehmungen —

Von denen Sie dieses Mal irregeführt wurden. Ich will Ihnen den Schleier des Geheimnisses im Vertrauen lüften: Ich empfange den jungen Nowaczky, weil der Graf es wünscht, Kornelius empfange ich, weil mein Herz es begehrt.

Justine neigte sich demüthig zu der Gebieterin, und lispelte: Gnädige Frau, Ihr Geheimniß ist auch das meine, wünschen Sie in Bezug auf Herrn Lohberg irgend welchen Dienst, dann beehren Sie mich damit, ich kenne seinen Freund, und bin in der Lage, Alles zu erfahren und zu ordnen.

Ich danke Ihnen, ich glaube an Ihre Treue, und werde sie, sobald es Noth thut, in Anspruch nehmen.

Graf Nowaczky wurde gemeldet.

Seraphine verzog unwillig den Mund, wendete sich an die Kammerjungfer und sagte traurig: Sie haben es errathen, ich habe mich — obwohl gegen meinen Willen — für ihn, und nicht für Kornelius geschmückt, ich darf den Grafen nicht zurückweisen, so gerne ich auch möchte, lassen Sie ihn eintreten, und wenn Kornelius kommt, so führen Sie ihn indessen in den blauen Saal.

Die Gesellschafterin entfernte sich, gleich darauf trat der junge Graf Nowaczky ein.

Seraphine empfing ihn, trotz ihres geäußerten Widerwillens, auf's Freundlichste.

Der Kavalier verneigte sich ehrerbietig vor der Dame, doch stand die Gluth seiner Augen in schlechtem Einklange mit der Ehrfurcht.

Gnädige Frau, begann der Kavalier, ich komme heute ein halbes Stündchen früher als sonst, Sie zürnen mir wohl nicht darüber?

Sie werden gewiß Gründe dafür haben?

Sie verstehen es, in den Herzen zu lesen, so wie Ihr Herr Gemal in den Sternen, oder sonst wo, denn wer weiß es, aus welcher Sphäre er seine Profezeihungen holt?

Der Graf ist ein Magier, ihm genügt ein Glas reinen Wassers, um die wunderbarsten Dinge herauszulesen. Haben Sie sich mit ihm schon völlig ausgesöhnt?

Wie könnte ich dem Manne zürnen, dessen Gattin ich bewundere, verehre und anbete! —

Seraphine erwiederte, schelmisch drohend: Herr Graf, Sie bedienen sich gefährlicher Worte.

Gefährlich? darf ich fragen, warum?

Man muß Gefühle immer beim rechten Namen nennen, zwischen Anbeten und Gernesehen, ist ein Unterschied, wer mit gewissen Erklärungen verschwenderisch ist, dem glaubt man nicht leicht.

Was habe ich verbrochen, gnädige Komtesse, daß Sie

mich mit solchem Mißtrauen belasten? Ich freute mich auf diesen Besuch so herzlich, ich glaubte Ihnen eine Freude zu bringen. —

Mir? Eine Freude? Lassen Sie hören, Herr Graf.

Ich spazierte heute Vormittags auf dem Graben und blieb zufällig vor dem Laden des kaiserlichen Hofjuweliers Franz Mack stehen. Ein prachtvoller Schmuck zog meine Aufmerksamkeit auf sich, ich trat in das Gewölbe und erkundigte mich nach dem Preise. Der Schmuck ist bereits am kaiserlichen Hofe vorgelegt gewesen, jedoch als zu kostspielig zurückgesendet worden.

Es muß ein herrlicher Schmuck sein.

Oh, gewiß, Frau Gräfin, es ist ein Prachtstück, wie Sie sich gleich überzeugen können.

Er zog ein Etui aus der Tasche, öffnete es, und die Gräfin blickte in ein Strahlenmeer der seltensten und kostbarsten Edelsteine.

Ach, rief die reizende Dame entzückt, welche Schönheit, welche Pracht —

So, gnädige Frau, rief auch ich, und der Gedanke überkam mich, diesen Schmuck dahin zu bringen, wo er am würdigsten auf seinem Platze ist —

Wie, rief Seraphine verwundert, Sie kauften den Schatz?

Ich brachte ihn an mich und lege ihn zu Ihren Füßen nieder.

Oh, Herr Graf, welch' ein exzentrischer Einfall?

Werden Sie die Spende zurückweisen, welche ein Herz bietet?

Herr Graf, Sie beschämen mich.

Oh, gnädige Frau, Sie würden mich beschämen, wenn Sie mir die Wonne versagten, die mir das Bewußtsein verheißt, Ihnen eine angenehme Ueberraschung geschaffen zu haben.

Seraphine reichte dem jungen Kavalier die Hand zum

Kusse, und lispelte: Herr Graf, auch Sie verstehen es, in den Herzen zu lesen; ich fühle, daß es Noth thut, einen Talisman zu Hülfe zu rufen, um Ihnen die Ausübung Ihrer Künste zu erschweren, Sie würden sonst zu schnell einen Inhalt kennen lernen, der Sie aufmuntern möchte, Ihre Siege im Fluge zu benützen.

Der Graf faßte die kleine schneeige Hand der reizenden Dame, drückte seine glühenden Lippen auf dieselbe, und antwortete: Ach, Frau Gräfin, diese Siege wären die schönsten meines Lebens.

Die junge Frau lächelte und sagte: Ich weiß es, daß ich es mit einem Kavalier zu thun habe, dem das Terrain kein unbekanntes ist, und doch wage ich es, dem Eroberer Widerstand zu leisten, wenn ich auch im Voraus fürchten muß, daß er vielleicht ein vergeblicher sein wird.

Der Magier trat ein.

Als er den Grafen erblickte, wurde seine Miene eine freundlichere.

Seraphine ließ auf das Etui ein Spitzentuch fallen, wodurch es bedeckt wurde.

Die Herren wechselten einige gleichgültige Worte.

Ihre Equipage vor dem Hause ließ mich erkennen, daß Sie hier sind.

Ich kam, Herr Graf, um die Frau Gräfin zu einer Spazierfahrt einzuladen.

Wenn es Ihnen beliebt, Madame, ich habe nicht das Geringste dagegen, doch bitte ich, die Stadt zu meiden, ich liebe es nicht, daß meine Gemalin in der Residenz ein Aufsehen errege, das mit unseren bescheidenen Verhältnissen im Widerspruch stünde.

Der Ton, mit dem Cagliostro diese Worte sprach, ließ Seraphine erkennen, daß es sein Wunsch sei, dem jungen Kavalier seine Bitte zu gewähren. Sie sagte also zu — klingelte der Kammerjungfer, ließ ihre Toilette zur Ausfahrt vollenden, und verließ, von Nowaczky begleitet, das Gemach.

Kaum war hinter ihnen die Thüre geschlossen, so eilte der Magier zu dem Tischchen, wo das mit dem Tuche bedeckte Etui lag, zog es hervor, und besah staunend den Schmuck.

Ah, murmelte er freudig aufgeregt, das nenne ich ein gräflich Geschenk, solch' einen Anbeter lasse ich mir gefallen! Ich habe mich in dem jungen Menschen nicht getäuscht, er wird der Leidenschaft jedes Opfer bringen, jetzt ist es an Seraphine, den Sieg zu unserem Vortheile zu benützen.

Er schob das Etui in die Tasche und begab sich zurück in den linken Flügel des Landhauses, wo sich seine Gemächer befanden.

Die Gräfin Santa Croce hatte indessen die Chaise bestiegen, Nowaczky nahm selbst die Zügel zur Hand, und die feurigen Renner flogen unter seiner kundigen Leitung dahin.

Der Wagen bog um die Ecke der Gartenmauer, da fuhr die Gräfin betroffen zusammen.

Kornelius Lohberg kam daher, erblickte die Equipage und erblaßte.

Ein herber Schmerz zuckte durch seine Brust, er traute seinen Augen nicht, Seraphine war es wirklich. Seraphine in dem Wagen des Grafen Nowaczky!

Das leichte Gefährte war schon weit entfernt und Kornelius stand noch immer leblos wie eine Statue, er sah nichts mehr, aber er fühlte um so tiefer.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Andere.

Die Eifersucht senkte ihren brennenden Schmerz in Lohberg's Seele.

Er eilte fort, irrte in der Umgebung Währings herum, ohne nach der Stadt zurück zu kehren.

Seraphine hatte von ihm Schutz und Ergebenheit verlangt und nun — was sollte er von ihr denken? Wußte der Magier, daß seine Gattin mit dem jungen Grafen ausfuhr? Hatte Seraphine ihre Gunst plötzlich einem Anderen zugewendet?

Jetzt suchte er nach Gründen, um die Gräfin zu vertheidigen, im nächsten Momente verurtheilte er sie.

Ich will sie heute noch sprechen, dachte er, ich muß sie sprechen, und sie selbst hören. Ich will klar in das Verhältniß dieser Gatten schauen, ich muß wissen, was ich zu hoffen, zu erwarten habe.

Diesem Entschlusse gemäß, verweilte Kornelius im Freien, bis die Dunkelheit heranbrach, und er vermuthen konnte, die Gräfin sei bereits von der Spazierfahrt heimgekehrt.

Seraphine befand sich wieder in ihrem Gemache.

Eine Röthe des Unwillens lagerte auf ihrem Antlitze, als sie bei ihrer Heimkehr den Schmuck nicht mehr vorfand.

Das Stubenmädchen meldete ihr im Namen des Grafen, daß er das Etui in Verwahrung genommen habe.

Sinnenden Hauptes durchschritt sie ihre Gemächer. Ihr finsterer Blick zeigte, daß sie mit der Handlung des Gatten unzufrieden sei.

Die Dienerin meldete Herrn Lohberg.

Das Antlitz der Dame erheiterte sich.

Er ist mir willkommen! rief sie und befahl, ihn im blauen Zimmer einzuführen. Sie selbst eilte ebenfalls dahin, ihn dort zu empfangen.

So erfreut die Gräfin über Lohberg's Kommen war, so sehr erschreckte sie sein Eintritt.

Seraphine sah die finstere Stirn, und ihr bangte.

Kornelius, begann sie, seien Sie mir willkommen, ich freue mich herzlich, Sie zu empfangen.

Ihre Freude, gnädige Frau, rührt mich, antwortete Lohberg kalt und gemessen.

Seraphine unterbrach ihn: Sie sprechen dieses mit einer Jammermiene, die für mich wenig schmeichelhaft ist.

Mein Antlitz ist stets der Spiegel meines Innern, ich vermag nicht zu lächeln, wenn Schmerz im Busen haust.

Und warum Schmerz, mein Freund?

Sie fragen noch?

Sie sahen mich im Wagen des Grafen Nowaczky eine Spazierfahrt machen.

Soll ich etwa darüber froh und heiter sein? Haben Sie nicht selbst mich als den Mann erkoren, von dem Sie Ergebenheit verlangten und Schutz? Vor wem? Wäre es vielleicht nicht an der Zeit, Sie vor dem jungen Grafen zu schützen?

Kornelius, Sie spotten einer unglücklichen Frau, ist dieß eines Mannes würdig?

Die reizende Dame sprach diese Worte mit einem so ergreifenden wehmüthigen Tone, daß der junge Mann erzitterte.

Oh, gnädige Frau, rief er leidenschaftlich, ich flehe Sie an, lindern Sie die Pein meiner Seele, gießen Sie heilenden Balsam in meine Brust, sprechen Sie ein Wort der Beruhigung, ich könnte auf die Dauer hin, diese Qual nicht ertragen.

Die Dame ließ ihr Himmelsauge auf ihm ruhen und lispelte: Kornelius, ich habe Sie nicht vergeblich um Ihren Schutz gebeten, ich bedarf dessen. Ich möchte sprechen, aber hier kann ich nicht, — sie sah sich ängstlich um — diese Wände haben Ohren, jeder meiner Schritte, jedes meiner Worte wird belauscht. Ich muß seinem Willen gehorchen — ich werde zu Manchem gezwungen, wogegen mein Herz sich sträubt, auch meine Fahrt mit dem jungen Grafen war eine Frucht seines Willens. Oh, könnte ich ungescheut meinem Herzen folgen, Sie würden keine Ursache haben, mich mit Ihrem Mißtrauen zu verletzen.

Welch' ein neues Räthsel? klagte Kornelius, so ist denn Alles, was ich in diesem Hause sehe und erfahre, Räthsel. Der Graf behauptet, er liebe es, seiner Gattin einen freieren Spielraum zu gönnen, und Sie klagen, seinem Willen gehorchen zu müssen, seinem Willen, der Ihnen befiehlt, mit einem jungen Grafen auszufahren. —

Der mir aber auch gestattet, Sie zu empfangen. —

Lohberg wurde verlegen.

Ich fühle Ihre Zurechtweisung, gnädige Frau, sagte er, Sie mahnten mich zur rechten Zeit, daß ich nur kommen darf, weil der Graf es gestattet, und nicht, weil Sie es wünschen.

Soll dieß ein neuer Vorwurf sein, Kornelius? Habe ich noch nicht genug des Kummers, soll ich ihn auch noch von Jenem erfahren, von dessen Muth ich die Wendung meines Geschickes erwarte? Ich will es glauben, daß Ihnen Vieles räthselhaft ist, was Sie in diesem Hause sahen und erfuhren, daß Ihnen das Verhältniß zwischen dem Grafen und mir fremdartig ist, das ist aber noch kein Grund, mich

zu quälen, mir vorzuwerfen, was eine Folge meiner Lage ist. Oh, dürfte ich jetzt sprechen, Sie würden mir nicht zürnen, sondern mir Ihre Theilnahme, Ihr Mitleid schenken. Ich kann es aber nicht, jetzt nicht, hier nicht, ich werde sicher mit Ihnen anderswo zusammen treffen, dann sollen Sie Alles erfahren, dann will ich den Schleier lüften, die Räthsel lösen, die Ihnen jetzt so viele Unruhe verursachen.

Lohberg horchte diesen sehr leise und rasch gesprochenen Worten, dann faßte er die Hand der Gräfin.

Ich glaube Ihnen, gnädige Frau, sagte er mit inniger Empfindung, ich fühle, daß ich Unrecht that, die von ihrem Gatten abhängige Frau mit einem schmählichen Verdachte zu belasten, verzeihen Sie mir die Härte, ich bereue, was ich that. Ach, wenn Sie wüßten, was ich an diesem Nachmittag litt —

Glauben Sie, daß ich mich im Wagen des Grafen Nowaczky wohl befand? Ich dachte an Sie, an den Eindruck, den der Anblick auf Sie machen mußte, ich fürchtete schlimme Folgen.

Sie fürchteten? rief Lohberg, indem er seinen Arm der Taille der Gräfin näherte.

Seraphine schmiegte sich sanft an ihn und lispelte: Habe ich nicht auch Ursache, zu fürchten? — Halten Sie mich für unempfindlich, daß ich den Schatz in Ihrer Brust nicht erkennen und nicht schätzen sollte? Kornelius, greifen Sie an mein Herz und fühlen Sie, ob es in diesem Momente minder heftig pocht als das Ihre.

Der junge Mann preßte die reizende Frau an sich und sagte: Ja, ja, ich habe mich nicht getäuscht, Sie sind mir gut, Sie vergelten meine Liebe mit Ihrem Wohlwollen —

Kornelius, Sie wählen kalte Worte für ein glühendes Gefühl —

Sie lieben mich?

Ja, ich liebe Sie heiß und innig.

Seraphine lag in seinen Armen und er preßte glühende Küsse auf Lippen, Stirne und Wangen — sie duldete es nicht nur, sondern ihr flammender Blick schien ihn noch aufzumuntern.

Der Ton einer Glocke dringt herüber.

Die Gräfin fährt aus ihrem Liebestaumel erschrocken empor.

Was ist das? fragte Lohberg, der ebenfalls betroffen umherblickte.

Der Graf kommt — Kornelius — ich flehe Sie an, entfernen Sie sich.

So rasch? — Jetzt? —

Oh, ich bitte Sie, eilen Sie — wir sehen uns wieder — außer Hause — hier kann ich nicht mit Ihnen ungestört sprechen — ich sagte es Ihnen ja schon früher — 'entferne Dich, Geliebter — ich bitte Dich darum.

Der junge Mann, betäubt von der vertraulichen Anrede und dem glühenden Ausdrucke der Stimme, umarmte die Dame noch einmal und befand sich, ohne daß er es recht wußte, wie? außer Hause.

Gleich darauf trat der Magier bei der Gräfin ein.

Sein Blick ruhte forschend auf der Dame.

Wie es scheint, begann er, ist die Glocke zu rechter Zeit erklungen. Ich habe Ihnen bereits gesagt, Madame, daß es mir lieb ist, wenn Sie diesen jungen Menschen an sich ketten, je fester, desto lieber, doch bat ich Sie auch, nicht zu vergessen, daß jede Ihrer Verbindungen meinen Zwecken dienen muß. Lohberg macht in Ihrer Gunst zu reißende Fortschritte, ich wünsche, daß Sie Ihre Gluth mehr dem Grafen Nowaczky zuwenden. Warum ich es wünsche, das wird Ihnen sein heutiger Besuch beantwortet haben.

Alessandro, versetzte die Dame, ohne den Gatten anzublicken, Sie fangen an, sehr hart zu werden.

Hart, warum?

Sie quälen mich, vielleicht mehr aus Laune, als aus Nothwendigkeit.

Madame, Sie sprechen von Qualen? Ich will nicht hoffen, daß Sie verliebt sind.

Und wenn ich es wäre?

Seraphine!

Ich sage nicht, daß ich es bin, ich setze nur den Fall, daß ich es wäre!

Sie sind eine Närrin, Seraphine, eine Thörin. Wem die Freundschaft so reiche Zinsen trägt, der muß nicht so wahnsinnig sein, der Liebe Kapital und Zinsen zu opfern. Sie waren bisher so klug und werden, um einer hübschen Larve willen, keine tollen Streiche machen. Sollte es Ihnen aber dennoch gelüsten, dann werde ich dazwischen treten. Sie sind in meine Mysterien zu eingeweiht, ich muß Alles wagen, um Sie mir zu erhalten.

Alessandro, ich verspreche Ihnen Gehorsam wie bisher, ich will mich in Allem Ihrem Willen fügen; gestatten Sie mir nur in diesem Einen Falle, dem Zuge meines Herzens zu folgen.

Ich kann es nicht; die Liebe verleitet zu unüberlegten Schritten, je länger sie währt, desto mächtiger wird sie; ich kann einer verliebten Frau kein Vertrauen schenken, ich kann nicht. —

Sie sind grausam.

Ich bin vorsichtig.

Sie wollen verhindern, was aufzuhalten weder in Ihrer noch in meiner Macht liegt.

Das soll meine Sorge sein.

Alessandro, ist dieß Ihr unabänderlicher Entschluß?

Sie kennen mich.

Mögen Sie nie bereuen, was Sie thun.

Der Magier blickte die Gräfin finster an.

Ich hoffe, sagte er, daß Sie es noch nicht verlernt haben, meinen Zorn zu fürchten.

Er sprach diese Worte mit drohendem Tone, und verließ langsam das Gemach.

Seraphine sah ihm spöttisch lächelnd nach, und murmelte: „Geh' hin, elender Gaukler, magst Du den ganzen Welttheil in Staunen setzen und betrügen, ich kenne Dich! Bin ich Seiner Liebe nur versichert, so wage ich den Kampf mit Dir. Ich will Dir zeigen, was eine Frau vermag, wenn sie liebt!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Musikmeister und seine Schülerin.

Ueber den Stefansplatz eilte eine junge Bürgersfrau.

Sie trägt ein einfaches Häubchen, unter welchem das lockige Haar sich hervordrängt, ein nettes Kleid von Zitz, darüber ein Tuch, das rund um den Hals und am Busen eine hübsch gefältelte Krause blicken läßt, in der Art, wie beiläufig einst die Herren ihre Jabots zu tragen pflegten.

Das Gesicht der Bürgerin ist apfelfrisch und oval, das Auge mit seinem treuen Blick wunderhübsch, der kleine Mund zeigt im Lippenschnitt den Schelm, dem sich das prächtige Näschen und ein Kinn anschließt, das anzusehen man nie müde wird.

Wir haben das Bild dieser reizenden Frau vor uns, es ist ein Ideal von Anmuth und Lieblichkeit; wenn Mißmuth oder böse Laune uns überkömmt, dürfen wir nur

dieses Antlitz betrachten, und Vergnügen kehrt in unser Herz zurück, Wonne erfüllt unsere Seele, wir fühlen die Macht der Schönheit, die unüberwindliche Gewalt, die jede Grazie auf empfängliche Naturen ausübt.

Die liebliche Frau geht die Rothenthurmstraße hinab, und tritt dort in ein Haus.

Wir sehen sie in der Wohnung der Witwe Zahlheim eintreten.

Frau Beate hat die Liebliche kaum erblickt, so ruft sie auch schon: Ach Gott, was seh' ich, Sie sind es, Madame Mozart, Sie kommen zu mir, Sie scheuen sich nicht, ein Haus der Schande zu betreten, eine Familie zu besuchen, deren Name —

Die junge Frau ließ die Matrone nicht weiter sprechen.

Frau von Zahlheim, erwiederte sie mit wohlklingender, treuherziger Stimme, seien Sie nicht ungehalten, daß ich Ihnen meinen Besuch aufdränge; — Sie sprechen von Scheu, warum sollte ich mich scheuen, zu Ihnen zu kommen? Etwa weil ein schweres Unglück Sie getroffen, woran Sie unschuldig sind? Sie wissen, ich und mein Mann sind schlichte Leute, ohne Vorurtheile, ohne Dünkel und Einbildung, von Scheu kann also bei uns keine Rede sein, sondern von Theilnahme, herzlicher Theilnahme.

Ah, meine liebe Madame, Sie sind eine herzensgute Frau, ich danke Ihnen.

Geh' Konstanze, sagte mein Mann zu mir, schau doch hinab zur Frau von Zahlheim, und erkundige Dich, was meine Schülerin, das Fräulein macht. — Aber Mandl, sagte ich zu ihm, Du wirst doch nicht begehren, daß Fräulein Regina in einer Seelenstimmung, wie ihre jetzige ist, Musik machen soll? — Schau, Stänzchen, sagte Wolfgang zu mir, das verstehst Du nicht. Die Musik ist nicht da, um blos Ohren zu kitzeln und die profane Welt zu belustigen, die Musik kann auch trösten, erheben, fromm machen, beseligen und beglücken. Darum meine ich, daß Fräulein

Regina gerade jetzt recht viel musiziren sollte, ich werde ihr Stücke vorlegen, daß ihr Herz von stiller Wehmuth überfließen, und der kalte, stechende Schmerz aus demselben verdrängt werden soll. — Geh', geh', sagte ich zu ihm, Du nimmst das Alles von der kapellmeisterischen Seite, wir gewöhnlichen Leute denken anders. Wenn man traurig ist, und Unglück hat, soll man keine Musik machen. — Mein Mann lachte und sagte: Ich merke schon, Du willst wieder Recht haben, gut, mein Schatz, Du hast Recht. Was Du sagst und der Kapuziner, das muß immer wahr sein, deßwegen kannst Du aber doch hinab gehen und nachschauen, was das Fräulein macht, es wär' jammerschade, wenn Regina das Klavierspielen aufgeben würde, sie hat schon sehr hübsche Fortschritte gemacht. — So hat mein Mandl gesagt, und ich bin da.

Es freut mich, Madame Mozart, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und für die Mühe, die Sie sich gaben, auch dem Herrn Musikmeister, Ihrem Manne, bitte ich, meinen verbindlichsten Respekt zu melden, ich fürchte indessen, daß Regina nicht mehr Musik machen wird.

Nicht mehr? rief die reizende Konstanze erschreckt, warum denn nicht mehr? Wo ist das Fräulein?

Die Matrone deutete auf die geschlossene Thüre eines Nebenzimmers und sagte traurig: Da drinnen.

Sie ist doch nicht krank?

Sie weigert sich hartnäckig, diese Stube zu verlassen, es sei denn, daß sie in die Kirche geht, was nur Abends in der Dämmerung geschieht, sie will nicht mehr von den Menschen gesehen werden, und hat allen Verkehr mit der Welt abgebrochen.

Was Sie da sagen! Und Sie, Frau von Zahlheim, Sie, die Mutter, dulden, daß sich Ihr Kind zu Grunde richte?

Wir sind unglücklich; wenn Regina in dieser strengen Zurückgezogenheit Trost findet, mag sie sich ihr überlassen.

Frau Mozart schüttelte mißbilligend das liebliche

Köpfchen, dann sagte sie mit Empfindung: Erlauben Sie, daß ich bei dem Fräulein eintrete.

Beate machte eine Pantomime, als ob sie sagen wollte: Ich habe nichts dagegen, und die Gattin des Kapellmeisters öffnete die Thüre.

Maria und Josef, rief sie betroffen, Fräulein Regina, wie sehen Sie aus? Ach, mein Gott, Sie richten sich ja muthwillig zu Grunde!

Bei diesem Ausrufe eilte sie auf die todtbleiche Jungfrau zu und schloß sie in ihre Arme.

Regina, schwarz gekleidet, war in der That leichenblaß; wer den Kummer in Person zu sehen wünschte, durfte nur sie betrachten, dieses abgehärmte Antlitz, dieses tiefgeweinte Auge, man mußte Mitleid mit ihr empfinden.

Die Jungfrau duldete stumm die Liebkosungen der Musikmeisterin.

Fräulein, liebes gutes Fräulein, was fällt Ihnen ein, sich so zu martern?

Ich befinde mich wohl! versetzte die Leidende mit matter Stimme.

Oh, wer Ihnen das glaubt, müßte keine Augen und keine Ohren haben. Leute, die sich wohl befinden, sehen so nicht aus und sprechen auch nicht mit einem Tone, der so kummervoll klingt. Jetzt freut es mich doppelt, daß ich herabgekommen bin, denn nun will ich nicht nachgeben, bis Sie sich zu Anderem entschließen, die Einsamkeit ist nicht gut für Sie, die Abgeschlossenheit führt Sie in die Grube.

Ach, wär' ich schon todt!

Thörichter Wunsch! Ein reizendes junges Mädchen und will sterben — will die Mutter allein zurücklassen. —

Meine arme Mutter!

Jetzt ist sie noch nicht arm, denn sie hat noch ein braves gutes Kind, sie würde aber bejammernswerth werden, wenn auch Sie von hinnen gingen, und das müßte kommen, wenn Sie es so fort machten. Mich schickt mein

Mann, er ist besorgt, weil Sie sich in der letzten Woche nicht sehen ließen.

Ich war unhöflich, ich hätte mich entschuldigen sollen, aber meine jammervolle Lage ließ mich darauf vergessen. Ich bitte Sie, Madame Mozart, thun Sie es jetzt für mich.

Das werde ich weislich unterlassen, versetzte Konstanze, ich habe eine andere Idee, Sie werden die Gewogenheit haben, sich selbst zu entschuldigen.

Sie haben recht, ich will dem Meister schreiben. —

Warum nicht gar? Wozu so viele Mühe? Kommen Sie gleich selbst mit. —

Thut mir leid —

Keine Entschuldigung, ich lasse keine Entschuldigung gelten, Sie gehen mit mir, Sie müssen, oder meiner Treu, ich bin im Stande und entführe Sie, mir sind die Entführungen nicht mehr fremd, ich hab's von meinem Mann gelernt, als er mich aus dem „Auge Gottes“ heimlich fortnahm zur Baronin Waldstätten, in der Leopoldstadt, wo wir in aller Eile und Stille kopulirt wurden. Es war ein lustiger Streich von meinem Mandl, aber wahrhaftig, keiner der dümmsten. Kommen Sie nur, ich werde Ihnen diese Geschichte ausführlich erzählen, oh, Sie sträuben sich vergebens, ich lasse nicht nach, wenn ich mir einmal etwas in den Kopf setze. So, liebes Fräulein, Tuch und Hütchen genommen, das Gesichtchen ein wenig erheitert, nun Frau von Zahlheim, was sagen Sie zu mir? Hab' ich es recht gemacht oder nicht? Reginchen begleitet mich, Sie muß sich bei meinem Manne entschuldigen, wir werden sie nicht lange aufhalten, seien Sie ganz unbesorgt, das Fräulein befindet sich in ehrlichen Händen.

So plaudernd führte die Musikmeisterin das Fräulein mit sich fort, nachdem sie sich der Matrone sehr respektvoll empfohlen.

Auf dem Wege setzte Konstanze ihre Plaudereien fort,

ohne das Fräulein zum Sprechen aufzufordern und brachte sie richtig in ihre Wohnung.

Einige neben einander liegende Zimmer bildeten dieselbe.

Die Einrichtung ist einfach, bürgerlich, der einzige Luxus, den man bemerkt, ist ein Billard.

In der mittleren Stube sehen wir ein Klavier, Stöße von Musikalien und eine kleine Büchersammlung. Ein Schreibtisch, unweit vom Fenster, ist mit Schreibmaterialien, Notenpapier u. s. w. überbürdet. In diesem Zimmer herrscht eine geniale Unordnung, hier ein Notenheft, dort ein Buch, die Stühle regellos umherstehend, der Teppich auf dem Fußboden voll Tintenspritzer, da eine Violine, dort ein Cello, hier eine Perrücke, und so noch Vieles kunterbunter durcheinander.

Doch halt, wer ist dieß?

In einem Armsessel mit hochmächtiger Lehne sitzt ein kleiner junger Mann, bei dreißig Jahre alt. Sein Antlitz zeigt angenehme Züge, das Auge ist groß, mehr matt als feurig, die Wimpern und Braunen sind wunderhübsch geformt; die Nase ein wenig groß, läßt uns fast den hübschen Mund übersehen, und das Kinn so fein gebaut, wie man es bei Männern selten findet.

Der junge Mann trägt eine Perrücke, doch ohne Zopf, eine weiße Halsbinde, Jabots, einen stahlgrünen Rock mit umgelegtem Kragen, Schuhe, Strümpfe und ein kurzes, schwarzes Beinkleid.

Bei unserem Eintritte lehnt er nachdenkend in dem Armstuhle, hat die Füße übereinander geschlagen, so daß man Gelegenheit hat, sein schön geformtes, kleines Bein zu bewundern. Die zierlichen Hände ruhen auf der Stuhllehne, wobei die Finger sich so bewegen, als ob sie sich eben auf den Tasten eines Klaviers herumtummelten.

In dem Gemache herrscht tiefe Ruhe, nur von Außen herein vernimmt man die laute Unterhaltung einer Wärterin mit einem Kinde, und das schrillende Gezwitscher eines

Kanarienvogels, der die üble Gewohnheit hat, jederzeit noch lauter zu singen, als gesprochen wird.

Der junge Mann hatte kaum eine Weile mit seinen Fingern auf der Lehne getrommelt, so beginnt er auch schon eine Melodie zu summen, was, ohne daß er es weiß, nach und nach in einen lauten Gesang übergeht.

Jetzt springt er auf, eilt zum Tisch, wirft sich in den Stuhl und beginnt zu schreiben. Die Feder fliegt über die fünfgliederigen Linien mit einer Hast, die anzeigt, daß die Hand noch lange nicht flüchtig genug ist, dem Gedankenstrome zu folgen, das etwas bleiche Antlitz beginnt sich zu röthen, das Muskelspiel an der hohen Stirne und an den Schläfen zeugt von der mächtigen Erregtheit des Geistes.

Jetzt hört man Außen mächtige Schritte, ein Mann tritt rasch ein, ein halbes Dutzend Jahre älter, als der frühere. Er eilt auf diesen zu und ruft: Caro Amico — gelungen — gewonnen — Alles gewonnen — schnell die Partitur zum Kopisten, der „Figaro" ist erlaubt und wird gegeben.

Der junge Mann — es war der Musikmeister Mozart — macht bei dieser Nachricht einen Luftsprung, und ruft: Abbate — Hofpoet — Goldfisch — was sagt Ihr?

Alles in Ordnung, ruft Da Ponte weiter, ich war selbst beim Kaiser!

Beim Kaiser?

Ja, Amadeo, ich komme so eben aus der Burg. Majestät, sagte ich, das Theater leidet Mangel an Partituren, mein Freund Mozart hat den „Figaro" fix und fertig.

Der Mozart, antwortete der Monarch, Sie wissen doch, daß er in der Instrumentalmusik ganz ausgezeichnet ist, aber in der Oper sahen Wir bisher nur Eine von ihm und d i e hat keinen besonderen Werth —

Mozart schob seine Perrücke nach rechts und links und links und rechts, und rief: Kaiserliche Kritik, strenge Kritik, aber er wird schon schreiben, der Mozart, doch weiter.

Majestät, sage ich, Nachsicht ist die Amme des Talents, hätte ich ohne die Nachsicht Euerer Majestät nur Ein Drama in Wien geschrieben?

Brav, wahr, sehr wahr.

So sagte auch der Monarch, und meinte weiter, ich habe aber diese „Hochzeit des Figaro“ der Gesellschaft des deutschen Theaters zu geben verboten. Das weiß ich, sagte ich, aber da ich, als Verfasser des Textes, ein Drama für Musik und nicht eine Komödie geschrieben habe, so habe ich gekürzt, geändert, weggelassen, so daß jetzt nichts mehr darin ist, was Sittlichkeit und Anstand verletzen könnte, die Musik ist von außerordentlicher Schönheit —

Oh, oh, Abbate, sagte Mozart, Ihr seid ein Windbeutel, Ihr bringt mich in Verlegenheiten, Hofpoet —

Laßt das nur gut sein.

Nun, was sagte der Kaiser?

Gut, wenn sich die Sache so verhält, so verlasse ich mich rücksichtlich der Musik auf Ihren guten Geschmack und auf Ihre Klugheit in Beziehung auf die Schicklichkeit des Textes, lassen Sie die Partitur gleich dem Kopisten geben.

So hätten wir es also durchgesetzt, die Partitur zum Kopisten, wo hab' ich sie nur, potz Mauserl, ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf sitzt, heh, Mandi, der Kanari da draußen macht einen Höllenlärm, dabei pfeift er immer falsch, daß Einem die Ohren gellen, ach, Abbate, Ihr glaubt es gar nicht, was ich in dieser unharmonischen Welt auszustehen habe!

Die letzteren Worte, obwohl launig gesprochen, verriethen doch in ihrem Grundtone eine so tiefe Wehmuth, daß der Hofpoet unwillkürlich davon ergriffen wurde.

Jetzt trat Konstanze mit Regina ein.

Kaum hatte Mozart seine Gattin erblickt, so stürzt er auf sie los, umarmt sie, herzt sie und ruft: Weißt was Neues, Stänzchen? Der „Figaro“ wird gegeben!

Ach, mit Deinem „Figaro“, da, empfange lieber das Fräulein, Deine Schülerin —

Fräulein Regina, treulose Dame, sagte der Musikmeister launig, ist dieß von Ihnen schicksam? Nicht mehr zu kommen, keinen Unterricht genommen, das Gelernte vergessen, den Meister zu verlassen, die Zeit zu verprassen, oh, Sie verdienen, daß man mit Ihnen schmolle und grolle, daß Ihnen zürne die faltige Stirne —

Aber Mandl, fangst schon wieder an? Ich bitt' Dich, hör' mit Deinen Narrheiten auf, das Fräulein ist nicht in der Laune, solche Kindereien anzuhören.

Und dennoch, rief der Meister noch muthwilliger, kann ich sie von Kindereien nicht dispensiren; sie wird sie anhören müssen, ob früher oder später, dafür ist sie eine Tochter des ersten Aepfelweibes, welches im Paradies auf den Naschmarkt gegangen.

Die reizende Frau wendete sich an Da Ponte und rief mit komischem Unmuth: Herr Abbé, ich bitte Sie, machen Sie meinen Mann doch vernünftig —

Mozart umfaßte seine Gattin um die Taille, drehte sie im Kreise herum und rief lachend: Ha, Du Böse, Xantippe die Zweite, ich soll vernünftig werden, erst dreißig Jahre alt und schon vernünftig werden? Tra la la — la la — halt, potz Mauserl, das darf ich nicht vergessen —

Er stürzt an seinen Schreibtisch und beginnt wieder hastig zu schreiben, als ob außer ihm keine Seele anwesend wäre.

Konstanze machte eine Pantomime, als ob sie hätte sagen wollen: „Da habt Ihr ihn, so macht er's immer!“

Die Stille im Gemache wurde neuerdings unterbrochen.

Ein kaiserlicher Lakai trat ein.

Der Meister fuhr auf.

Die Anderen — mit Ausnahme des Hofpoeten — waren betroffen.

Der kaiserliche Diener näherte sich dem Musikmeister, überreichte ihm ein Billet und entfernte sich wieder.

Das Billet enthielt an Mozart den kaiserlichen Befehl, sich allsogleich mit der Partitur des „Figaro“ in der Burg einzufinden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Eine Gesellschaft.

Stänzchen, mein Staatskleid! Abbate, Ihr seid ein prächtiger Mann, jetzt wird's Ernst. Ach, der arme Salieri mit seinem Anhang, das wird wieder einen Neid geben und Intriguen, Kabalen — Abbé, unterhaltet mir das Fräulein, meine Schülerin, bis ich zurückkomme; wir bleiben heute beisammen; Stänzchen wird Sorge tragen, daß wir nicht verhungern; wer noch kommt, wird nicht fortgelassen, und wenn's der Belzebub selbst wäre, hast mich verstanden, Weiberl; da hast zwei Dukaten — meiner Treu, murmelte er bei sich, ich glaube gar, es sind die letzten, aber macht nichts — Kinder, ich bin bald zurück, wo ist die Partitur — so — jetzt ein Busserl — so, mein Kind, — Fräulein Regina, bitt' auch um Eins — was, Sie wollen mir die Hand küssen, warum nicht gar — einen Kuß in Ehren und so weiter — Stänzchen, nur nicht eifersüchtig —

Ach, bei Dir nützte es auch was —

Habt Ihr's gehört, Abbate, wart' Du schöne Melusine, bis ich nur zurückkomme, ich werde Dir Deine Stichelei schon vergelten. Tra la la — la la la la —

Und fort war er. —

Noch von der Treppe herauf hörte man sein Tra la la la. —

Da Ponte lachte.

Konstanze sagte zu ihm: Nun, Abbé, haben Sie ihn wieder einmal verrückt gemacht?

Da Ponte versetzte ernst: Bitten wir den Himmel, Madame, daß er uns diesen Verrückten noch eine lange Reihe von Jahren erhalten möge.

Die junge Frau faltete fromm die Hände und sagte: Gott weiß es, ich habe alle Nachsicht und alle mögliche Geduld mit ihm; er ist ein seelenguter Mensch, ein redliches treues Gemüth, wie man es nur bei einem unschuldigen Kinde treffen kann.

Ein junges Mädchen trat ein. Es war Jungfer Sofie, Konstanzen's Schwester, die zu Besuche erschien.

Gut, daß Du kommst, Sofiechen, wir haben heute Gesellschaft, vertritt hier meine Stelle, ich will einige Anordnungen treffen.

Regina und Sofie kannten sich ohnedem. Der Abbé durchmusterte wie immer die Bücher, die Mädchen unterhielten sich; der Herzlichkeit Sofien's gelang es, dem Fräulein Rede und Antwort abzugewinnen, so daß die Düsterkeit ihrer Stimmung, wenn auch nur in etwas verscheucht wurde.

Abermals erschien Besuch.

Es war ein kleiner Herr, mit einem Rohre in der Hand. Sein freundliches Antlitz hatte den Ausdruck von Güte und kindlicher Einfalt. Sein Auge leuchtete, sein spitzes Kinn, so wie die gebogene Nase machten ihn einem damals berühmten Philosophen ähnlich. Der Herr war un-

gefähr sechsundfünfzig Jahre alt, und trug eine Perrücke mit Zopf und ein dreispitziges Hütchen.

Kaum eingetreten, wurde er auch schon auf's Freundlichste empfangen.

Frau Mozart führte ihn in die Stube, indem sie sagte: Ah, Herr Haydn, schön von Ihnen, daß Sie uns besuchen —

Ich steck' immer in Ungarn bei meinem Fürsten, weil ich aber jetzt ein paar Tage hier weile, so mußte ich doch herauf kommen, und mich bei Ihrem Manne bedanken —

Wofür denn, Herr Haydn?

Für die sechs Quartette, die er bei Artaria herausgab und die er mir widmete.

Ich entsinne mich —

Entsinnen? Ich habe noch gar nicht darauf vergessen. Wem wird aber auch eine solche Komposition nicht im Gedächtnisse bleiben? Ein Schatz von Gedanken, wie sie nur ein Mozart erfinden kann, es sind Muster-Quartetten für ewige Zeiten. O, ich habe mich nicht getäuscht, als ich im vorigen Jahre bei meinem Hiersein zu dem alten Herrn, Ihrem Schwiegervater, die Worte sprach: Ich sage Ihnen vor Gott, und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Komponisten anerkenne, von dem ich nur immer gehört habe; er hat Geschmack und besitzt die gründlichste Kenntniß in der Kunst der Komposition!

Ihre Anerkennung, Herr Haydn, sagte jetzt der Abbé, ist für unseren Freund sehr schmeichelhaft, und doch war er Ihnen, wie er selbst sagte, die Widmung dieser Quartette schuldig, er behauptete, er habe erst von Ihnen gelernt, Quartetten zu machen.

Haydn lächelte gutmüthig und versetzte: Es ist möglich, daß er es von mir gelernt hat, aber es ist gewiß, daß er sie jetzt schon besser macht als ich. Uebrigens habe auch ich etwas von Mozart gelernt, und wenn ich einmal mit meinen Jahreszeiten fertig bin, dann wird der Kenner es

schon herausfinden; wer Blasinstrumente behandeln will, muß sich bei Mozart umschauen. Doch, wo ist er?

In diesem Momente beim Kaiser. Er hat jedoch angeordnet: der, welcher während seiner Abwesenheit zu Besuche kommt, solle seine Rückkunft erwarten, selbst wenn es Belzebub wäre.

Wenn es so ist, lächelte Haydn, dann lege ich ab und bleibe.

Der alte Meister unterhielt sich mit Da Ponte über die neue Oper Mozart's, die beiden Mädchen horchten der angenehmen Unterredung.

Bald darauf erschien wiederum ein Mann zu Besuch.

Eine derbe Figur aus der Vorstadt, einfach gekleidet, von biederem Aussehen.

Frau Mozart eilte stürmisch auf ihn zu, drückte ihm die Hand, und rief: Willkommen, seien Sie mir herzlich willkommen, Herr Rindum. Kommen Sie nur weiter, geniren Sie sich nicht, es sind nur Freunde meines Mannes da. Alles einfach und schlicht, wie bei Ihnen.

Diesen Mann den Anderen vorstellend, erzählte sie: Vor einiger Zeit war ich krank, ich hatte eine Lähmung am Fuße, und hatte nach Anordnung des Arztes, Bäder von gekochtem Magengekröse zu gebrauchen. Die Kur wäre meinem Manne auf einige hundert Gulden zu stehen gekommen. Dieser biedere Mann nahm mich in seinem Vorstadthause auf, bewirthete mich monatelang und gewährte mir Gelegenheit, bei ihm die Kur zu gebrauchen, denn er ist ein Fleckfieder von Gewerbe. Dieß Alles that er unentgeldlich, weil er, ohne früher meinen Mann persönlich gekannt zu haben, dennoch ein leidenschaftlicher Verehrer und Bewunderer seiner Kunst war. Herr Rindum gehört zu den Freunden unseres Hauses.

Meister Haydn reichte dem Fleckfieder seine Hand und sagte: Wer ein solcher Verehrer der Musik ist, und das Genie so zu wählen versteht, der ist auch mein Freund, er

verdient, daß ihm jeder Biedermann seine Hand zum Freundschaftsbunde reiche.

Herr Rindum, als man ihm sagte, wer der freundliche Herr sei, gerieth vor Freude außer sich.

Oh, mein Gott! rief er, wie komme ich dazu, von solchen Männern so behandelt zu werden, ich bin ja nur ein simpler Bürgersmann, was ich gethan, war ja nur eine Kleinigkeit, um dem Herrn Mozart auch eine Freude zu machen, weil er mir mit seiner Musik schon so viele vergnügte Stunden verschafft hat.

Jungfer Sofie zog den Fiaksieder zu sich heran und sagte: Meister Rindum, jetzt lassen Sie die Herren, halten Sie sich an mich und Fräulein Regina und machen Sie uns fein brav den Hof —

Meiner Treu, dieß Geschäft versteh' ich schlecht, es ist schon hübsch lang, daß ich's nicht praktizirt hab', meine Alte leidt's nicht, deßhalb bin ich ganz aus der Uebung gekommen. Aber heut', weil's da grad' so froh hergeht, will ich's wieder einmal probiren.

Der Bürger ließ sich bei den Mädchen nieder und unterhielt sie, so gut es anging.

Nach einer Weile hörte man außen die Stimme der Hausfrau, welche abermals rief: Oh, Herr Schikaneder, schön Willkomm, spazieren's nur hinein, d'rin finden Sie Gesellschaft —

Der Komödienspieler aus der Vorstadt trat ein — die Dame des Hauses nahm sich nicht die Mühe, ihn hinein zu begleiten, er gehörte zu denjenigen Freunden ihres Gatten, welchen sie nicht besonders gewogen war, und die es sich angelegen sein ließen, die Güte Mozart's so oft als möglich zu mißbrauchen *)

---

*) Wie richtig der Widerwille Konstanzen's war, beweist der päter eingetretene Fall mit der „Zauberflöte". Schikaneder war als Direktor des Theaters im Freihause nicht ganz ohne eigenes Ver-

Je größer die Gesellschaft wurde, desto angenehmer ward auch die Unterhaltung; Schikaneder war ein lustiger Bruder, der sich bald an den Fleckſieder machte, und mit ihm seine Scherze trieb, so vergingen einige Stunden, bis Mozart von der Audienz zurückkehrte.

Der Kompositeur war ganz echauffirt, Alles umringte ihn.

Sein Antlitz war geröthet, Freude leuchtete ihm aus den Augen.

Papa Haydn, rief er, meinen Handkuß, Herr Rindum, schön' Gruß, Jungfer Schwägerin, grüß' Sie Gott, ah, Schikaneder, Sie auch da — oh, Kinder, das waren wieder zwei Stunden — die ich nicht für eine Million hergebe. Da Ponte, Hofpoet, Alles ist gut — ich bin da — aber ohne Partitur — sie liegt bei unserem Kaiser.

Bravo, Mozart, sagte Haydn lächelnd, so ist's recht, dort ist Ihre Partitur in den rechten Händen.

Ich mußte dem Kaiser mehrere Stücke aus der Oper vorspielen.

---

schulden herabgekommen. Er bat Mozart, ihn zu retten. Ich? Womit? Schreiben Sie eine Oper für mich, im Geschmacke des Wiener Publikums, ich will den Text besorgen u. s. w. Mozart übernahm es. Als Schikaneder ihn fragte, was er Honorar verlangen würde, antwortete Mozart: „Sie haben ja nichts! Wir wollen die Sache so machen, damit Ihnen geholfen und mir doch auch nicht aller Nutzen entzogen werde. Ich gebe Ihnen einzig und allein meine Partitur; geben Sie mir dafür was Sie wollen, aber unter der Bedingung, daß Sie mir dafür stehen, daß sie nicht abgeschrieben wird. Macht die Oper Aufsehen, so verkaufe ich sie an andere Direktionen, und das soll meine Bezahlung sein!" Schikaneder schlug ein, die „Zauberflöte" wird in kaum fünf Wochen fertig, macht Furore, und schon einige Wochen später führen mehrere auswärtige Theater die Oper auf, ohne daß ein Einziger die Partitur von Mozart erhalten hätte. Als man den Meister auf die Betrügerei Schikaneder's aufmerksam machte, war Alles, was er sagte: „Der Lump!'" und damit war die Sache abgethan. — Auf ähnliche Weise wurde er auch von den damaligen Musikverlegern geprellt.

Und was sagte er?

Was er gesagt hat? Weiß ich es? Kann man in solchen Momenten auf Worte merken? Ich spielte wie ein Teufel. Die schönen, blauen Augen des Monarchen strahlten ihm vor Entzücken, er wendete keinen Blick von der Partitur, denn er versteht's besser, als mancher Andere, was bei dem Musikmachen nicht blos ein Divertissement, sondern die Hauptsache ist; auf einmal ruft er aus: „Oh, oh! Mozart, was haben Sie da wieder für einen Haufen voll Noten?“ Ich antworte: „Gerade so viel, Euere Majestät, als recht sind!“ und spiel' weiter. — Als ich fertig war, sagte der Kaiser: Brav, brav, mehr als brav, außerordentlich. Sie haben mich überrascht, so etwas habe ich nicht erwartet.

Jeder der Anwesenden suchte dem Meister seine Freude über den glücklichen Erfolg der Audienz zu erkennen zu geben, dieser rief: Schon gut, Kinder, ich glaube, daß es Euch freut, und vor Allem Dich, mein liebes gutes Weib, meine brave Konstanze, komm her, gib mir ein Busserl —

Aber Mann, schäm' Dich doch!

Vor wem soll ich mich schämen? Wir sind ja unter uns, außerdem hab' ich ja das Privilegium dazu, ich, Dein Herr und Gebieter, Dein Mann und Dein Hüter, mir liegt es ob, bei Tag und bei Nacht, bei dem Stänzchen zu halten die Wacht, ich muß sie streicheln, ich muß ihr schmeicheln, wann ich will, kann ich sie küssen, und wenn sie nicht brav ist, muß sie es büßen.

Er umhalste sie, trotz Sträuben und Wehren, und drückte einen Kuß auf die schwellenden Lippen.

Hierauf eilte er eben so lebhaft zu Haydn, nahm ihn an die rechte, und Herrn Rindum an seine linke Seite und rief: Oh, wie glücklich bin ich in Euerer Mitte, rechts die Kunst, links Milde und Biederkeit, so möcht' ich durch's ganze Leben wandern.

Er umfaßte bei diesen Worten mit gleicher Wärme den unsterblichen Kunstgenossen und den bürgerlichen Fleckſieder,

und mit einer Lustigkeit, hinter welcher der tiefste Ernst hervorschimmerte: Ja, ja, nur fort, fort so durch's Leben, bis in den Tod.

Oho, rief Papa Haydn, wer wird an's Ende denken, wenn man gerade begonnen hat? Sie müssen noch große Freuden erleben, die Welt mit noch vielen, vielen Meisterstücken beglücken, dann in's Himmels Namen die müden Augen zugemacht und gestorben, todt ist man deßwegen doch nicht.

Ja, ja, Herr Mozart, sagte Herr Rindum, Sie müssen auch noch die Anerkennung Ihrer Verdienste erleben, Sie haben ja noch wenig Freude erlebt.

Der junge Meister fuhr auf und rief lebhaft: Was sagt Ihr? Ich hätte noch keine Freude erlebt? Oh, Kinder, Ihr täuscht Euch; es ist möglich, daß ich noch manche Freude erleben werde, aber eine größere, als jene war, die ich meine, kommt nicht mehr. Wir reden hier nicht von häuslichen Freuden, sonst müßte ich sagen, in den Armen meines Weibes bringt mir jeder Tag neue; wir sprechen vielmehr nur von Künstlerfreuden, und von diesen habe ich die höchste schon genossen. Ihr seht mich fragend an? Ihr meint vielleicht, ich halte es für eine hohe Freude, wenn ich im Konzert am Klavier sitze, und der Saal von Beifall erdröhnt? Oh, meine Freunde, dieses Bravoklatschen schmeckt mir ungefähr so, wie ein guter Braten, es ist ein fleischlicher Genuß, ohne auf den Geist zu wirken; man ißt, bekommt es satt, legt sich nieder, steht auf, ißt wieder, und so fort alle Tage, und wenn Einem dieser Braten zuwider wird, wählt man einen anderen; da gibt es nichts Hohes, nichts Erhebendes, wo sollte da eine besondere Freude stecken? Oder meint Ihr vielleicht, ich genieße die höchste Freude, wenn die profane Welt eine meiner Kompositionen bejubelt? Bei solchen Gelegenheiten denke ich mir: Ihr Modethoren jubelt mir lang gut, Ihr versteht mich doch nicht! Wer heute Herrn Salieri vergöttert, der kann morgen Mozart's Freund nicht

sein. Ihr jubelt nur, wenn ich Euere Ohren kitzle; wenn ich zu Euerem Verstande spreche, bleibt Ihr stumm, basta, fort mit Euch, man nimmt Eueren Beifall wie ein Glas Champagner hin, er braust, man leert das Glas, und aus ist's; wo soll da eine besondere Freude sein? Wie gesagt, Alles nichts, da hab' ich schon Höheres erlebt, das Höchste, so was kommt nicht wieder, solche Eindrücke bleiben so lang man lebt. Ich war ein zwölfjähriger Knabe, als ich mich mit meinem Vater und der Nannerl — das ist meine liebe Schwester — in Wien befand. Ich übergehe alle Kabalen, die man damals gegen mich schmiedete, um mir jeden Erfolg als Klavierspieler und Kompositeur zu rauben; ich war ein Kind, und verstand dieß Alles nicht, es sollte von mir eine Opera buffa zur Aufführung kommen, es wurde hintertrieben; da setzte mein Vater endlich doch Eines durch. Die Waisenhauskirche am Rennwege sollte eingeweiht werden. Der Vater steckte sich hinter Pater Parhamer, den Direktor des Waisenhauses, und ich komponirte auf Befehl der gottseligen Kaiserin eine solenne Messe, ein Offertorium und ein Trompetenkonzert dazu. Ich war damals zwölf Jahre alt. Der Tag der Einweihung war am 7. Dezember 1768. Die Kaiserin, die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian, die Erzherzoginnen Elisabeth und Maria Amalia waren anwesend. Der Kardinal Migazzi segnete die Kirche ein, und der Weihbischof Marxer, celebrirte das Hochamt. Eine ungeheuere Menschenmenge war herbeigeströmt; da saß ich am Dirigirpult, ein zwölfjähriges Kind, unter mir die ganze kaiserliche Kapelle, graue Männer, tüchtige Musiker — und der Waisenchor: mein Herz klopfte, in meinem Kopfe tanzten die Noten und Tempis, ich sah und hörte nichts, es summte mir in den Ohren wie fünfhundert Orgelbässe. Kinder, wie war mir da? War ich da ein Mensch wie andere Menschen sind? Ich weiß es nicht! Ich weiß jetzt noch nicht, wie es kam, daß Alles wie am Schnürchen ging; aber das weiß ich, daß ich selig war, trunken, überglücklich!

So etwas kommt nicht wieder! In ein unschuldiges Kinderherz, welches noch kein Leid kennt, solch' ein Uebermaß von Freude gießen, das ist das Höchste, was einem Manne von Erfahrung gar nie zu Theil werden kann. Das, Kinder, war die freudigste Stunde meines ganzen Künstlerlebens, und wenn es noch hundert Jahre währen sollte.

Mozart schwieg.

Leichenruhe herrschte in dem Gemache.

Plötzlich fuhr der Meister auf, es war, als wenn er aus einem Traume erwacht wäre.

Champagner her, rief er, sich mitten bei einem Feste glaubend, bringt Champagner, laßt die Pfropfe knallen, muntere Lieder hallen, macht es so, so, seid recht froh, froh, tra la la, la la. —

Während des Singens eilte er zum Klavier, rebellte auf den Tasten herum, und fand sich, aus seiner Begeisterung erwachend, mitten in dem Freundeskreise, dessen Seele er den Abend hindurch blieb, in diesem Momente durch seinen Humor den Ernst verscheuchend, den er im früheren heraufbeschwor.

Dreißigstes Kapitel.

Auf der Heimkehr.

Die Unterhaltung bei dem Musikmeister hatte auf Regina von Zahlheim einen wohlthätigen Eindruck hervorgebracht Das Leben in diesem schlichten Kreise zerstreute sie, der düstere Ausdruck ihres Antlitzes schwand.

Noch einige solche Abende und sie hätte sich den Armen, welche unsichtbar sie umspannten, entwunden, in diesem Kreise vergaß sie, wenn auch nur auf Augenblicke, die Wünsche ihrer Seele, die Sehnsucht nach der Gesellschaft der Geister.

Frau Mozart war nicht müssig, sie unterhielt die trauernde Jungfrau mit harmlosem Geplauder und erreichte ihren Zweck.

Regina war die erste, welche bei herangebrochener Dunkelheit die Gesellschaft verließ. Man war mit der Wirkung des heutigen Besuches zufrieden und hielt sie nicht weiter auf. Man hatte musizirt und gesungen, und Regina entzog sich nicht, damit begnügte man sich.

Frau Mozart hatte eine Sänfte bestellt, um das Fräulein wohlbehalten nach Hause bringen zu lassen.

Der Abschied war ein warmer und Fräulein von Zahlheim mußte versprechen, bald wieder zu kommen.

So trennte man sich.

Die Anderen blieben bei Mozart noch beisammen.

Regina saß nachdenkend in der Sänfte.

Die Einsamkeit gab ihren Ideen wieder die frühere Richtung.

Sie schalt sich selbst, daß sie, ihrem Entschlusse untreu, sich zum Besuche einer Gesellschaft bereden ließ.

Ich hätte nicht gehen sollen, sagte sie bei sich, ich darf mich des magischen Umganges durch den Besuch profaner Cirkel nicht unwürdig machen, ich tauge nicht mehr für die Lebenden, ich sollte nur noch mit Geistern verkehren. Aber wer führt sie zu mir, wer lehrt mich ihre Sprache reden, sie herabbeschwören? Er, der es vermöchte, meidet mich, er zürnt mir, warum? Weil ich ihm nicht unbegrenzten Gehorsam leisten will; oh, ich war thöricht, hätte ich die Pein geahnt, die mir diese unerfüllte Sehnsucht bereiten würde, ich hätte mich nie gesträubt, seinen Willen zu thun. Ich denke immer an ihn, ich wünsche ihn herbei und er kommt nicht. Oh, Alessandro! Warum bist Du so grausam? Warum straffst Du so hart ein armes Mädchen, welches nichts verbrach, als daß es Deine Macht fürchtet? Er sagte mir wohl, ich könne ihn bei der Gräfin Santa Croce in Währing finden, aber nein, dort suche ich ihn nicht auf, wer seinem Stolze fröhnt und mich so leiden läßt, der verdient es nicht, daß ich den ersten Schritt thue. Ach, welche Unruhe ist in meinem Busen heimisch geworden? Es ist Sehnsucht, das ist gewiß; ob nach den Todten oder Lebenden? Ich vermag es nicht zu entscheiden. Ich denke fast immer an Alessandro, ohne ihn vermag ich nicht mehr an Verstorbene denken, er steht immer vor mir, ich fühle die Macht seines Blickes, die Gewalt seiner Sprache.

Die Jungfrau forschte weiter nach den Geheimnissen ihres Herzens, aber sie kam zu keinem Schlusse, unerklärlich wie immer waren die Gefühle, die in demselben wogten.

Jetzt befand sich die Sänfte auf dem Stefansplatze.

Regina wurde darauf aufmerksam durch die Thurmuhr, welche die achte Abendstunde herabtönte.

Ein Gedanke durchflog ihre Seele.

An der Stefanskirche war es, wo die Mutter den unglücklichen Franz gesehen hatte.

Wie, dachte sie, wenn er vielleicht auch mir erschiene? Ich habe ihn ja auch geliebt, ich trauere ja auch um ihn. Vielleicht bin ich dieses Glückes würdig? Verzehrt mich doch schon ein wochenlanger Kummer, warum sollte mir nicht auch ein minutenlanges Glück zu Theil werden? Ja, ich will es versuchen.

Sie klopfte an das Fenster.

Die Träger hielten.

Laßt mich austreten, sagte sie, ich will dort an dem Altare, wo die Ampel brennt, ein Gebet verrichten, harret meiner hier, ich werde Euch die versäumte Zeit vergüten.

Die Jungfrau verließ die Sänfte, und schwankte gegen die Kirche.

Je näher sie dem düsteren Gemäuer kam, desto lauter klopfte es in ihrem Herzen auf.

Ihr aufgeregtes Blut ließ sie gespenstische Bilder erblicken, die, je näher sie kam, immer mehr verschwanden.

Jetzt — jetzt war sie nur kaum noch zehn Schritte vom Altare entfernt.

Das zitternde Licht der Ampel beleuchtete die Stelle.

Regina vermochte sich kaum auf den Füßen zu erhalten, denn von der Seite her schritten die Umrisse einer Männergestalt, Umrisse, die mit jedem Schritte deutlicher hervortraten.

Je mehr dieß geschah, desto sicherer glaubte die Jungfrau die Gestalt zu erkennen — es war der unglückliche Franz — der geräderte Bruder!

Fieberfrost durchrieselte ihre Adern, sie bebte und hielt den stieren Blick auf ihn gerichtet, in ihrem Kopfe wirbelte es wie ein Eisgang im Strome.

Jetzt raffte sie ihren ganzen Muth und ihre ganze Kraft zusammen, und stürzte mit dem Rufe: „Mein Bruder!“ auf die Gestalt los.

Diese streckte die Hand von sich und machte eine abwehrende Bewegung.

Berühre mich nicht, sprach eine dumpfe Stimme, in welcher die aufgeregte Jungfrau jene ihres Bruders zu erkennen glaubte, wofern Du es thust, erscheine ich Dir niemals wieder.

Regina blieb wie eingewurzelt stehen.

Ich gehorche Dir, Franz, stotterte sie, nur verschwinde jetzt nicht, wo ich hier bin, Deine unglückliche Schwester.

Du glaubst Dich unglücklich, Regina? Du bist es nicht, Du wirst es niemals sein, wenn Du Deinem Herzen folgst.

Franz, Bruder, rede, ich flehe Dich an, sprich.

Dir steht großes Glück bevor, Schwester, nur mußt Du dem Geschicke nicht eigensinnig und nicht gewaltsam entgegenarbeiten.

Was soll ich thun? Rathe mir — stehe mir bei.

Ich kann Dir nicht beistehen, denn ich bin kein Wesen von Fleisch und Blut, ich bin nicht von dieser Welt. Ich kann nur beten für Dich und dieses auch erst dann, wenn ich die Strafe, die mir jenseits ward, überstanden habe. O, Regina, Du hast den Mann, der allein Dein Glück in Händen hat, von Dir verscheucht, Du hast den Wunderbaren, der mich Dir öfter hätte zuführen können, schwer beleidigt. Er hätte Dich eines Glückes theilhaftig werden lassen, wie sich dessen nur wenige Sterbliche erfreuen können, Du aber hast diesem Glücke den Rücken gekehrt. Reichthum, ewige Jugend, Wonnen des Paradieses wären Dir zu Theil geworden und Du hast Alles verscherzt.

Hülf mir, Bruder, jammerte Regina, rathe mir, was soll ich thun, ihn zu versöhnen.

Gewähre dem Erhabenen, was Du ihm verweigert, unbegrenzten Gehorsam, dann wird er wiederkehren.

Oh, ich will, ich will?

Nähere Dich ihm, wenn Du mich wiedersehen, wenn Du mit Geistern verkehren willst. Mehr darf ich Dir nicht sagen. Jetzt knie nieder und bete für meine arme Seele.

Die Jungfrau sank schluchzend an die Betstelle nieder. Sie faltete die Hände, wendete gegen oben den Blick, und mitten heraus aus der sturmbewegten Brust rang sich ein Gebet, getragen von phantastischen Bildern, umwogt von glühenden Gedanken, deren Gegenstand der Graf Cagliostro war.

Nach einer Weile. Sie erhebt sich erschöpft und ermattet.

Das Gespenst ist verschwunden.

Sie ist wieder allein.

In der Ferne hält noch die Sänfte.

Die Jungfrau schwankt hin und läßt sich nun vollends nach Hause tragen.

Was der Besuch bei Mozart an finsteren Gedanken verscheucht hat, ist in dreifacher Zahl zurückgekehrt.

Regina hat das erste Gespenst gesehen, jetzt ist sie dem Wundermanne verfallen.

Wir zittern für ihr Glück — für ihren Frieden — für ihr Seelenheil.

Möge Gott sich ihrer erbarmen!

Einunddreißigstes Kapitel.

Aurelie.

Auf dem Wege zwischen der Burg und dem Palais der ungarischen Garde treffen wir ein Mädchen.

Das Gesichtchen scheint uns bekannt; wahrhaftig, wir sahen es schon einmal; wenn wir nicht irren, war es bei der Zahlheim'schen Exekution auf dem hohen Markte, da stand dieses Mädchen bei der Denksäule, führte mit einer Marktfrau ein Gespräch, und wurde von dieser „Jungfer Betti" titulirt; in jenem Gespräche war auch vom Oberstlieutenant Szekely, als einem braven, alten Herrn die Rede, und von einem Fräulein, welches, wie die Jungfer Köchin sich ausdrückte, ein Engel sein sollte.

Dieses Mädchen eilte nun gegen das Palais, in welchem die ungarische Nobelgarde, folglich auch der Oberstlieutenant Szekely wohnte.

Bei ihrer Hinkunft wird Jungfer Betti von einer blonden Dame empfangen, deren schelmische Augen, so wie das muthwillig aufgebogene Näschen dem hübschen Gesichtchen

ein neckisches, munteres Gepräge verliehen; diese Dame ist Fräulein Aurelie, eine Nichte des Herrn von Szekely.

Endlich, liebe Betti, sagte das Fräulein, kehren Sie heim, Sie haben lange auf sich warten lassen.

Du lieber Gott, ich bin ohnedem ganz außer Athem, Sie müssen bedenken, liebes Fräulein, daß ich nur zwei Füße habe.

Haben Sie den Stoff noch bekommen?

Ja, da ist er. Der Ladendiener kennt mich, ich habe im verflossenen Fasching beim „Mondschein" auf der Wieden mit ihm getanzt, seitdem bin ich bei ihm gut angeschrieben. Wenn ich sage: „Musje Bernhard, legen Sie mir diesen Stoff bei Seite!" so bleibt der Stoff richtig liegen, und wenn ich ein Jahr lang nicht käme.

Welche Protektion! rief Aurelie, indem sie den Stoff untersuchte.

Jungfer Betti schlug ein Schnippchen und versetzte: Etwas mehr, schönes Fräulein, vielleicht steckt auch ein wenig Liebe dahinter.

Aha, deßwegen blieben Sie so lange aus.

Mein Gott, man kann doch nicht kommen und gehen.

Ganz natürlich. —

Man plaudert und erfährt Manches. —

Ah, wirklich? Und was haben Sie erfahren?

Hübsche Dinge, von einem gewissen jungen Herrn, den ich nicht erst zu nennen brauche.

Das Fräulein wurde verlegen und sagte zagend: Reden Sie ohne Umschweife. —

Ja, von dem sauberen Herrn Lohberg, es ist abscheulich, so etwas hätte ich hinter dem Aschermittwochsgesichte gar nicht gesucht. Ach Gott, was doch die Männer für Bösewichter sind.

Sie nehmen warmen Antheil an dem jungen Herrn.

Soll ich's nicht? Soll es mir etwa gleichgültig sein, wenn Einer mein liebes, gutes Fräulein betrügt?

Was fällt Ihnen bei? Herr Lohberg mag thun, was ihm beliebt, mich betrügt er nicht. Der junge Herr besuchte den Onkel oft, wir sahen uns einige Male, das ist Alles. Wir sind uns fremd. —

Es sind noch keine Erklärungen vorgefallen, das ist wahr, aber fremd sind Sie sich deßhalb nicht mehr, das weiß ich. Herr Lohberg hat Ihnen den Hof gemacht, und wenn er auch stumm blieb, so hätte man doch wetten mögen, daß Sie ihm nichts weniger als gleichgültig sind, und jetzt — jetzt macht er einer schönen Frau den Hof, ich bitte Sie, einer verheirateten Frau, als ob es gar kein Zehngebot mehr auf der Welt gebe. —

Und wer ist diese Frau?

Dem Gerede nach eine Gräfin, in der Wirklichkeit eine Hexe wenigstens, denn sie ist die Gattin des Grafen Cagliostro, und daß solche Zauberer gewöhnlich nur Hexen heiraten, ist eine natürliche Sache.

Sie muß wohl hübsch sein? meinte Aurelie traurig.

Am Tage, ja, aber wer weiß, wie sie in der Nacht aussieht, wenn sie auf dem Besen durch den Schlot fährt. Oh, die Marktfrau hatte neulich recht, als sie sagte: „Die junge Welt ist jetzt in Grund und Boden verdorben, nichtsnutz, leichtsinnig, ohne Treu und Glauben." Der Lungerer! Thut, als ob ihm, was weiß wie viel an Ihnen gelegen wäre und bleibt dann auf einmal aus, ohne daß man weiß, warum?

Ich denke nicht an ihn.

Betti machte eine Miene, aus welcher man die Worte herauslas: Das mach' Du einer Andern weiß und nicht mir! und sagte: Ich weiß es, Fräulein, Sie denken gar nicht an den Ungetreuen. —

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Herr Lohberg mir fremd ist. —

Ja so, richtig, darauf vergaß ich, ich habe manchmal ein schwaches Gedächtniß. —

Die Unterhaltung wurde durch den Eintritt des Herrn von Szekely unterbrochen.

Aurelie flog dem Greise entgegen und küßte ihn mit vieler Herzlichkeit.

Du thust ja, sagte er lächelnd, als hättest Du mich schon wochenlang nicht gesehen?

Sie stecken aber auch den ganzen Tag im Laboratorium.

Es ist meine Lieblingsbeschäftigung. Für heute ist's aber genug. Der Nachmittag ist vorgeschritten.

Ach, mein theurer Onkel, Sie glauben nicht, wie sehr es mich freut, Sie wieder ein wenig heiterer zu sehen, Sie waren in der letzten Zeit sehr niedergeschlagen. —

Der Greis fuhr sich mit der Hand über die Stirne, und entgegnete: Du hast recht — ich war sehr trübe gestimmt, hatte aber auch Ursache dazu. Der Tod des Garde-Rechnungsführers Lakner ging mir sehr zu Gemüthe. Reden wir nicht davon, es wird schon besser werden.

Der Oberstlieutenant sprach diese Worte zerstreut, ausweichend, und begab sich auf sein Gemach.

Aurelie ließ sich verstimmt am Fenster nieder.

Betti ging kopfschüttelnd aus dem Gemache.

Bald darauf klopfte es an die Thüre. Kornelius Lohberg trat ein.

Aurelie erschrack. Der Farbenwechsel auf ihrem Antlitze zeugte von ihrer inneren Bewegung.

Auch der junge Mann war verlegen.

Ist der Herr Oberstlieutenant zu sprechen? fragte er nach dem üblichen Gruße kleinlaut.

Das Fräulein verneigte sich, und wies stumm auf die Thüre, durch welche der Onkel sich eben entfernt hatte.

Kornelius zögerte, einzutreten. Sein Blick senkte sich schuldbewußt zu Boden.

Fräulein Aurelie, stotterte er, Sie zürnen mir.

Warum sollte ich Ihnen zürnen?

Mein Benehmen — mein Versäumniß —

Wozu die Anstrengung, Herr von Lohberg? Ihre Eitelkeit scheint Ihnen einen Schabernak gespielt zu haben. Sie redete Ihnen ein, man hätte Sie vermißt.

Der spitze Ton des Fräuleins verrieth gerade das, was sie in Abrede stellen wollte.

Ich habe, entgegnete der junge Mann, mich gegen die Schicklichkeit schwer versündigt. Es zeugt von wenig guter Sitte, ein Haus, wo man oft erschien, und jederzeit auf's Freundlichste aufgenommen wurde, plötzlich zu meiden —

Ihre Einsicht, Herr Lohberg, verdient Anerkennung —

Ich bekenne meine Schuld —

Viel Selbstverleugnung —

Ich ertrage Ihren Zorn, obwohl ich mein Benehmen entschuldigen könnte —

Es bedarf keiner Entschuldigung —

Fräulein Aurelie, Sie wollen mich also nicht anhören?

Was sollte ich hören? Die Wahrheit schwerlich —

Ich verspreche Ihnen reine Wahrheit.

Was kümmern mich Ihre Liebesabenteuer?

Sie thun mir Unrecht, Fräulein, als ich die Besuche in diesem Hause einstellte, da war von Abenteuern noch lange keine Rede, meinem Nichtkommen lag eine andere Ursache zu Grunde. Ich will aufrichtig sein, Fräulein, mögen Sie dann Gutes oder Böses von mir denken, hören Sie nur die Gründe, die ich zu meiner Entschuldigung anführe.

Die jungen Leute nahmen Platz, und Kornelius fuhr fort: Wie Sie wissen, lernte ich den Herrn Oberstlieutenant in der Loge kennen. Er lud mich ein, ihn zu besuchen, ich nahm die Einladung an. Ich sah Sie, Fräulein, Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre Anmuth nahmen mich ein, ich kam öfter, ich kam oft. Ich fühlte in meinem Herzen das Erwachen einer Neigung, und ich — zitterte. Sie sehen mich geringschätzend an, verurtheilen Sie mich nicht, bevor Sie mich gehört. Weder Sie, noch Ihr Herr Onkel hatten bisher Gelegenheit, etwas von meiner Familie zu erfahren, ich schwieg darüber, weil ich Gründe habe, Verhältnisse nicht zu berühren, die den Schatten meines Lebens bilden. Je näher ich Sie kennen lernte, je genauer ich mit den strengen Grundsätzen bekannt wurde, welche in Ihrer Familie vorherrschend sind, desto größer wurde meine Furcht. Ich sah einerseits meine Neigung zu Ihnen wachsen, anderseits aber gewahrte ich die hohe Scheidewand, welche mich von Ihnen trennte, und die Ihnen noch heute unbekannt ist. Wär' ich leichtsinnig und gewissenlos, ich hätte das Auge geschlossen, hätte mich der Seligkeit, oft in Ihrer Nähe zu weilen, hingegeben, die süße Neigung wäre zur Leidenschaft angeschwollen, und ich hätte mein, und vielleicht auch Ihr Leben vergiftet. Fräulein Aurelie, ich bin ein Kind bürgerlicher Eltern, das wissen Sie und Ihr Herr Onkel, es schreckte ihn und Sie nicht ab, mich in Ihrem Hause zu empfangen, es scheint also, daß Sie darin kein Hinderniß sehen, falls unsere Herzen sich zusammengefunden hätten. So viel glaube ich bemerkt zu haben, und mein Schmerz, daß ich Sie dennoch meiden muß, ward um so herber. Fräulein Aurelie, um mich zu entschuldigen, bin ich bemüßiget, Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen. Sie werden es bewahren, aus Freundschaft für den Mann, den seine Geburt verdammt hat, Sie zu meiden. Erfahren Sie denn das traurige Geheimniß, welches wie ein Alp auf meiner Existenz lastet: Meine Eltern, ach, ich vermag es nicht auszusprechen, meine Mut-

ter — meine arme Mutter — sie starb, ohne je die Gattin meines Vaters gewesen zu sein.

Das Fräulein war bei dieser Mittheilung erschüttert und schlug den Blick zu Boden.

Kornelius fuhr fort: Sie sehen, mein Schicksal ist ein trauriges, ich verdanke mein Leben einer Schuld, einer untilgbaren Schuld, die sich zwischen mir und jedem ehrlichen Mädchen, ein unbesiegbar Hinderniß, aufthürmt und mich zu fliehen zwingt, was ich so gern umschlingen möchte. Dieß, mein Fräulein, ist die Ursache, warum ich Sie mied, lange mied, bevor ich jene Frau kennen lernte, die Sie zu dem Urtheile veranlaßte, als hätte Flatterhaftigkeit mich bewogen, Sie zu meiden und jene zu suchen.

Aurelie wußte nicht, was sie auf dieses traurige Geständniß erwiedern sollte. Seine Ehrlichkeit freute sie und kränkte sie zugleich. Sie verzieh ihm, daß er sie mied, aber sie zürnte ihm, daß er sich einer Anderen zuwendete.

Mein Herr, begann sie theilnehmend nach einigem Zögern, ich bedauere, Sie zu einem Geständnisse veranlaßt zu haben, welches Ihnen und mir nicht angenehm sein kann. Ich werde Ihr Geheimniß in meiner Brust verschließen und Ihre Offenherzigkeit nicht mißbrauchen. Da aber der Augenblick der Erklärungen gekommen ist, so gestatten Sie auch mir eine, die Ihnen ebenfalls zum Gegenbeweise meiner Offenherzigkeit dienen mag. Ihr Entschluß, mich zu meiden, war rücksichtsvoll, ob die Gefahr für Ihr Herz so groß war, wie Sie angeben, wage ich zu bezweifeln, der Ersatz war zu schnell und zu leicht gefunden.

Fräulein Aurelie, klagte Kornelius, Sie verdammen mich?

Ich habe kein Recht, Sie loszusprechen oder zu verurtheilen. Möge Ihnen Ihr eigenes Herz sagen, ob Ihr zweiter Schritt eben die Entschuldigung verdient, wie der erste.

Das Fräulein erhob sich.

Lohberg faßte ihre Hand, blickte ihr betrübt in das reine Auge und seufzte: Sie werden mir also nie vergeben?

Aurelie lächelte schmerzhaft und erwiederte: Man vergibt Sündern nie, die mit der Rechten Verzeihung erflehen, und mit der Linken die Sünde umschlingen. Lassen Sie mich, mein Herr, zwischen Ihnen und mir thürmen sich jetzt zwei Scheidewände, die Eine ist Ihre Geburt, die Andere ist die fremde Gräfin.

Nach diesen Worten eilte sie kalt von dannen.

Lohberg seufzte und trat in das Gemach, wo Herr von Szekely sich befand.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Herr von Szekely.

Der Oberstlieutenant empfing den jungen Mann in seiner gewohnten, leutseligen Weise.

Welch' ein Wind führt Sie hieher? Sie haben sich seit einigen Wochen sehr rar gemacht.

Ich komme im Auftrage des Herrn Matolay.

Also in Ordensangelegenheiten? Ich bin bereit.

Der Meister wünscht noch heute mit Ihnen wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit eine Zusammenkunft. Er läßt also ersuchen, ihm durch mich bekannt zu geben, wo er Sie, Herr Oberstlieutenant, sprechen kann.

Herr von Szekely besann sich und erwiederte: Noch heute? Das kommt ungelegen. Ich erwarte mehrere Herren zum Besuche, mit denen ich dann das Haus verlasse. Wir haben einen Gang von Wichtigkeit vor, den ich nicht vertagen kann, und bei dem ich auch nicht zu bestimmen vermag, wann ich heimkehre. Es dürfte sehr spät werden! Was ist da zu thun?

Der Meister wünscht, wie gesagt, dringend mit Ihnen zu sprechen.

Ist Herr Matolay in diesem Augenblick zu Hause?

Er erwartet den Erfolg meiner Sendung.

Dann gibt es nur einen Weg, ihm zu willfahren. Eilen Sie gefälligst zu ihm, sagen Sie ihm, was ich Ihnen mittheilte, und laden Sie ihn zugleich in meinem Namen ein, unsere Gesellschaft auf dem erwähnten Gange zu vergrößern. Er wird ihn jedenfalls auch interessiren, kehren wir dann zurück, so kann er ungestört in meiner Wohnung mit mir sprechen.

Lohberg eilte mit dem Auftrage fort und Herr von Szekely war wieder allein.

Benützen wir die Gelegenheit, den Greis ein wenig genauer in's Auge zu fassen.

Wir sehen eine ehrwürdige Gestalt mit grauem Haupthaare und Schnurbarte. Sein Blick ist etwas unstät, seine Stirne faltig; Beides zeugt von einer Unruhe, deren Ursache wir nicht näher enträthseln können; seine Miene zwingt sich jetzt zur Freundlichkeit, sonst war sie ihr natürlich.

Herr von Szekely durchmißt mit langen Schritten das Gemach; er hat die Arme in einander geschränkt, und blickt finster zu Boden. Manchmal hält er in seinem Gange inne, schüttelt, als begreife er das, was er denkt, selbst nicht, den greisen Kopf, und beginnt dann die Wanderung wieder.

Also dahin, beginnt er ein Selbstgespräch, hat mich meine Nachsicht, mein Vertrauen geführt? Ich habe dem Rechnungsführer das unbedingteste Vertrauen geschenkt, ich vermuthete die pünktlichste Ordnung, und nun — da er todt ist, entdecke ich einen Abgang in der Kasse, der mich schaudern macht. Warum beachtete ich nicht die Garden, welche mich vor Lakner's Niederträchtigkeit warnten? Warum beachtete ich nicht den mehr als glänzenden Aufwand, welchen dieser Lakner machte, und den er nimmer von seinem Vermögen hätte bestreiten können? Ich vertraute ihm die Kasseschlüssel für immer an, und er mißbrauchte sie auf die schändlichste Weise. Das große Vertrauen, welches die selige

Monarchin in mich setzte, und das so weit ging, mir die Garde-Kasse ohne Gegensperre zu übergeben, kam auch ihm zu Gute, er bestahl die Kasse, starb, und nun bin ich da, um für sein Verbrechen Rede zu stehen. Ich möchte den Abgang ersetzen, aber woher die ungeheuere Summe nehmen? Ich besitze kein Vermögen, selbst jenes meiner Familie reicht lange nicht hin, die Lücke auszufüllen. Soll ich von Anderen borgen? Es wird auffallen, daß ich so große Summen kontrahire; was kann ich also thun, um mich vom Abgrunde an dem ich stehe, zu retten? Sollte die verhängnißvolle Prophezeihung Cagliostro's sich bewahrheiten? Fort mit dem schrecklichen Gedanken; ein halbes Jahrhundert habe ich mit Ehren gedient, und nun — nein, nein, so was kann Gott nicht wollen, es wäre schrecklich für einen Andern zu büßen; wegen einer bloßen Nachläßigkeit ehrlos zu sterben! Eines erhält mich noch aufrecht, ich habe Zeit, auf Mittel zu sinnen, wie den Abgang zu ersetzen. Keine Seele ahnt bis jetzt das Defizit, der Fürst Garde-Kapitän fordert nie Rechnung von mir, und denkt an keine Kasse-Revision; von der ungarisch-siebenbürgischen Hofkanzlei habe ich noch weniger zu besorgen, die Buchhalterei besteht dort nur dem Namen nach; ich habe also Zeit, an den Ersatz zu denken; wenn ich nur Mittel finde, eine so große Summe auf irgend einem Wege zu erhalten, und sie muß gefunden werden, denn in Geldsachen ist der Kaiser ohne Nachsicht; seine gewissenhafte Sparsamkeit straft jeden Unterschleif auf's Strengste; gelänge der Fall zu seiner Kenntniß, er wäre unerbittlich, und die ganze Schuld fiele auf mich; denn womit vermöchte ich zu beweisen, daß Lakner die Summe veruntreut hat? Ich kann nur auf mein tadelloses Vorleben hinweisen, Beweise, wie der Richter sie fordert, habe ich nicht in Händen.

Die Lage des greisen Soldaten war eben so peinlich, als gefahrvoll, er war rathlos — die Vorsicht zwang ihn, das Geheimniß zu bewahren und sich Niemanden anzuver-

trauen, er war also auf sich allein beschränkt, was sollte er beginnen?

Die Frage war noch lange nicht beantwortet, als mehrere Herren eintraten.

Es war die Gesellschaft, welche er erwartete.

Haben Sie die Masken besorgt? Herr Oberstlieutenant.

Es ist Alles in Ordnung.

Die Privatwagen müssen nach Hause und wir fahren in Fiakern hinaus.

Es muß Alles vermieden werden, was uns verrathen könnte.

Das tiefste Inkognito wird beobachtet.

Er darf nicht ahnen, wer die Herren sind, die ihn besuchen.

Ah, Herr von Matolay!

Sie kommen zu rechter Zeit, Herr von Matolay, Sie begleiten uns doch, hier ist auch eine Maske für Sie.

Wie? Eine Maske? Was gibt es denn?

Wir fahren nach Währing.

Nach Währing?

Wir wollen bei Herrn Cagliostro eine Inkognito-Aufwartung machen, und seiner Zauberkunst eine harte Nuß zu knacken geben.

Vortrefflich, ich bin dabei, nicht etwa, als ob ich in die Macht des Wundermannes den geringsten Zweifel setzte, ich gehe mit, um Zeuge seines Triumphes zu sein.

Der Herr Reichshofraths-Agent sind ein warmer Vertheidiger des Abenteurers.

Abenteurer? Es kostet wenig Mühe, Jemanden zu verdächtigen, aber seine Thaten nur zu erklären, viel weniger nachzumachen, dürfte schwer fallen.

Ihre Worte duften nach Rosenkreuzerei.

Spotten Sie nur, Herr Doktor, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo aus der Mitte der vielgeschmähten Rosenkreuzer ein Arkanum hervorgehen wird, welches die ganze Medizin

entbehrlich macht, so daß man am Ende einen Doktor höchstens zu chirurgischen Operationen benöthigen wird.

Hahaha, das ist köstlich.

Ich bitte, meine Herren, beeilen wir uns, die Dunkelheit ist herangebrochen, die Lohnwagen warten.

Also schnell — die Masken vor's Antlitz, kein Wort mehr gesprochen, Herr Cagliostro soll jetzt zeigen, was er kann.

Sämmtliche Herren, sieben an der Zahl, in schwarzseidene Domino's gehüllt, die Köpfe mit befiederten Barets bedeckt, die Gesichter hinter Masken verborgen, eilten hinab, und bestiegen zwei geräumige Lohnwagen.

Nach Währing, zum Wunderdoktor! lautete der Befehl.

Die Kutschen rasselten davon.

Kein Diener — keine Livree — kein Wappen an den Wagen zeugte von dem Stande der Gesellschaft.

Man hatte dem Wundermanne eine gefährliche Falle gelegt.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Eine Inkognito-Aufwartung.

Die beiden Kutschen halten vor dem Landhause.

Die Dunkelheit ist bereits hereingebrochen.

Zwei elegant gekleidete Diener, mit Fackeln in den Händen, springen herbei, und öffnen ehrerbietig die Kutschenschläge.

Die sieben Masken verlassen den Wagen, an ihren Bewegungen sieht man die Verwunderung über diesen Empfang.

In der Vorhalle angelangt, erscheint ein dritter Diener, welcher die Herren — bevor sie noch ein Wort gesprochen — ersucht, ihm zu folgen.

Er leitet sie links in eine Halle, und bittet sie, indessen Platz zu nehmen.

Die Masken mustern erstaunt den Ort.

Die Halle ist ein längliches Viereck, der Boden mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände mit dunklen Tapeten behangen, die Fenster hermetisch geschlossen und durch Vorhänge verwahrt.

In der Mitte der Halle steht ein runder Tisch, mit

einem grünen Tuche belegt. An demselben befinden sich ein Armsessel und sieben Stühle — gerade so viel, als Masken anwesend waren.

Ueber dem Tische, von der Decke herab, hängt eine Ampel, deren Licht die ganze Halle in einen magischen Schein hüllt. Sonst sah man keine Einrichtung.

Die Masken nahmen auf den Stühlen Platz. Einige von ihnen wollten sich leise mit einander unterhalten, allein sie wurden von den Anderen zum Schweigen ermahnt.

Jetzt trat der Magier ein.

Er war elegant gekleidet, so wie ein Mann von Stande, der vornehme Gesellschaft empfängt.

Beinkleid und Rock von schwarzem Sammt, die Weste von Atlas und mit Gold gestickt, Binde, Manschetten und Jabots lilienweiß, die Strümpfe von Seide, der Galanteriedegen von Stahl, die Perrücke sorgfältig gekräuselt und gepudert.

Ich grüße Sie, meine Herren, begann er, indem er sich vor der Gesellschaft höflich verneigte, ich rechne es mir zur außerordentlichen Ehre, Sie in meiner schlichten Wohnung zu empfangen. Womit kann ich Ihnen dienen? Was wünschen, was begehren Sie von mir?

Eine der Masken zog ein Papier hervor und überreichte es Cagliostro. Dieser nahm es und las laut:

„In der Residenz erzählt man sich große Dinge von den Wunderthaten des Grafen Cagliostro; er macht Wunderkuren, zitirt Geister, läßt Geräderte am hellen Tage erscheinen, offenbart die Zukunft und macht die Welt glauben, er sei allwissend oder allmächtig. Dieß veranlaßte eine Gesellschaft, sich bei Ihnen, Herr Graf, inkognito einzufinden, um hier, im vertrauten Kreise, Beweise Ihrer Kunst zu erhalten. Wir sind nicht vorwitzig und nicht neu-

gierig, wir sind blos mißtrauisch, wir können im Jahrhundert der Aufklärung und Philosophie nicht an Dinge glauben, die eine Geistesfinsterniß voraussetzen, wie sie, gottlob selten anzutreffen ist, man soll nicht sagen, ganz Wien habe sich von einem Manne mystifiziren lassen, ohne nur einen Versuch zu wagen, sich von der Wirklichkeit jener Dinge zu überzeugen, die man ihm als Wunder vormacht. Wir sind da, wir bitten Sie, uns von Ihrer Wunderkraft Beweise zu geben, denn es kann Ihnen doch nimmer gleichgültig sein, von dem intelligenteren Theile der Bevölkerung für einen Charlatan oder gar für einen Betrüger gehalten zu werden."

Nachdem der Magier diese Herausforderung mit trockener Stimme gelesen hatte, faltete er das Papier zusammen, legte es auf den Tisch und sagte: Meine Herren, Sie haben mich, wahrscheinlich um Ihr Inkognito strenge zu beobachten, schriftlich angeredet. Erlauben Sie mir nun, Ihnen auch schriftlich zu entgegnen.

Nach diesen Worten zog er aus seiner Brieftasche ein Papier hervor, und las abermals laut Folgendes:

„Was man sich in Wien von Cagliostro erzählt, ist wahr; ich zwinge Niemanden, an meine Allwissenheit oder Allmacht zu glauben, wer es dennoch thut, wird seine Gründe dazu haben. Ich kann es Niemanden verwehren, mißtrauisch gegen mich zu sein, es ist eine längst bekannte Wahrheit, daß gewisse Menschen immer leugnen und verdammen, was sie nicht begreifen. So wie man einst die Bewegung der Erde geleugnet hat, so leugnet man heute andere geheime Kräfte der Natur, in hundert Jahren wird man Jener mitleidig spotten, die heute bezweifeln, was bis dahin zur Wahrheit geworden sein wird. Ich kenne die Geheimnisse der Natur, das ist meine ganze Kunst, die

Wissenschaft setzt mich in die Lage, Dinge zu vollführen, die dem Uneingeweihten als Wunder erscheinen, es sind auch Wunder! Ist der Himmel mit seinen Sternen, die Jahrtausende lang in denselben Bahnen sich bewegen, nicht auch ein Wunder? Ist die merkwürdige Konstruktion des menschlichen Körpers nicht auch ein Wunder, und wir sollten die Existenz von Wundern leugnen? Die ganze Natur ist ein gigantisches Wunder, es ist also außer Zweifel, daß Derjenige, der die Mysterien der Natur kennt, auch Dinge vollbringt, die dem gewöhnlichen Auge ein Wunder erscheinen. Mag man mich für einen Charlatan oder Betrüger halten, ich kann Niemandem befehlen, an meine geheime Kraft zu glauben, man hat Galiläi verketzert, man kann es auch mit Cagliostro so machen, Galiläi hat aber am Ende doch Recht behalten, auch Cagliostro wird einst gerechtfertigt dastehen."

Nachdem der Magier dieß vorgelesen hatte, überreichte er die Schrift den Masken, und diese fanden wirklich die ganze Antwort auf ihre schriftliche Anrede; der Graf hatte also von der heimlich verfaßten Anrede im Voraus Kenntniß.

Da keine der Masken ein Wort sprach, so fuhr Cagliostro fort:

Ich glaube, meine Herren, die Kommunikation zwischen uns wird eine viel bequemere sein, wenn Sie das Inkognito ablegen.

Die Masken machten abwehrende Bewegungen.

Wozu die Weigerung? Glauben Sie denn, ich kenne Sie trotz der Masken nicht? Glauben Sie, daß es vor dem Grafen Cagliostro wirklich ein Inkognito gäbe? Ich müßte ein Stümper meiner Kunst sein, wenn ich Gäste empfinge, ohne zu wissen, wer sie sind. Ich habe Sie erwartet, meine Herren, das mußten Sie aus den Vorkehrungen

entnehmen, die Ihnen nicht entgangen sein konnten. Sie fanden hier sieben Sitze bereit, Sie ließen sich auf denselben nieder, Sie glaubten die Plätze zufällig gewählt zu haben, allein Sie täuschten sich. Von dem Momente an, als Sie diesen Saal betraten, standen Sie unter meinem zauberischen Einflusse, Jeder von Ihnen hat, ohne daß er es wollte, oder wußte, dort Platz genommen, wo ich es wünschte, zum Beweise dessen bitte ich Sie, die Lehnen Ihrer Stühle zu untersuchen, und Sie werden aäf jeder derselben den Namen jener Person finden, welche wirklich darauf sitzt.

Die sieben Masken sprangen, wie von Einer Schnur gezogen, von ihren Sitzen.

An den schwarz polirten Lehnen prangten von weißem Elfenbein ausgelegt, die Namen der betreffenden Personen.

Allgemeine Verblüffung.

Einer sah den Andern an.

Man konnte der Reihe nach von der Linken zur Rechten die Namen lesen:

„Nowaczky." — „Trenk." — „Szekely." — „Matolay." — „Störk." — „Sonnenfels." — „Rosenberg."

Der Magier machte mit der Hand eine einladende Bewegung, und die Masken nahmen wieder ihre Plätze ein.

Nach einer stummen Pause begann er wieder: Ich überlasse es Ihrem Belieben, das Inkognito ferner beizubehalten, oder nicht, an mir war es nur, Ihnen zu beweisen, daß es überflüssig war.

Die Herren nahmen jetzt die Gesichtsmasken ab.

Cagliostro, ernst, ohne den leisesten Anflug von Spott oder Ironie, verneigte sich, und sagte mit ehrerbietiger Galanterie: Jetzt, meine Herren, wollen wir uns mit ein-

ander unterhalten. Erlauben Sie mir, das Wort zu ergreifen, und Ihnen, was vielleicht nur Einem oder Zweien unter Ihnen bekannt ist, die Grundveranlassung Ihres Besuches bei mir mitzutheilen.

Alle horchten, selbst den Grafen Rosenberg nicht ausgenommen.

Der Magier begann: Vorgestern um die Mittagsstunde fuhr eine Piroutsche in den Prater. Zwei Herren, von denen der Eine kutschirte, saßen im Gefährte. Diese beiden Herren waren Kaiser Josef der Zweite, und sein Herr Oberhofmeister, der hier anwesende Graf Rosenberg. Außer jener Allerhöchsten und dieser hohen Person war keine Person im Wagen. In der Ferne ritt ein Lakai. Apropos, wandte sich der Monarch zu dem Grafen, was ist das wieder für ein Stadtgeträtsche mit dem angeblichen Grafen Cagliostro? Der Polizeirapport enthält wunderliche Dinge — auch der Fürst — damit meinte der Monarch den Fürsten Kaunitz — hat mich auf das Unwesen aufmerksam gemacht, seine Polizei — und die ist bekanntlich verläßlicher, als die Unsere — meldet ebenfalls tolles Zeug, was wissen Sie davon? — Darauf erwiederte der Oberhofmeister: Euere Majestät, ich weiß nur eben so viel, als man vom Hörensagen wissen kann, persönlich habe ich noch nichts gesehen.

Nicht wahr, Herr Graf, wandte sich der Magier zu Rosenberg, das waren Ihre eigenen Worte.

Rosenberg verbarg sein Staunen hinter einem ironischen Lächeln, und bejahte die Frage.

Cagliostro fuhr fort: Darauf sagte der Kaiser: „Es ist traurig, wenn man jahrelang dahin strebt, um den Aberglauben auszurotten, und es kommt so ein Abenteurer daher, und beweist uns, wie vergeblich Unsere Mühe war. Der Mann gibt sich für den Grafen Cagliostro aus. Lächerlich! Die ganze Welt weiß doch, daß Cagliostro sich

in diesem Momente in Paris in der Bastille befindet, der Mann ist also ein Betrüger.“ Darauf erwiederte der Herr Oberhofmeister: „Dasselbe, Euere Majestät, dachte auch ich!“ Nach einer Weile begann der Monarch wieder: „Ich mag Niemanden ungehört verurtheilen; überzeugen Sie sich doch, was es mit der Geschichte für ein Bewandtniß hat? Am Ende ist es ein armer Quacksalber, der in die Lärmtrommel schlagen läßt, um einige Groschen zu verdienen; solche arme Teufel läßt man gewähren. Gehen Sie also hinaus nach Währing, aber inkognito, nehmen Sie meinen Doktor Störk mit, der soll dem Manne ein wenig auf den Zahn fühlen, oder noch besser, arrangiren Sie eine Gesellschaft, und überrumpeln Sie ihn; solche Leute muß man verblüffen, man muß ihnen in die Flanke fallen, dann fangen sie sich in ihrer eigenen Schlinge.“ — Dieß waren die Worte des Kaisers. Der Herr Graf Rosenberg, um dem Allerhöchsten Auftrage zu genügen, arrangirte die Ueberraschung, und so, meine Herren, ward mir das Vergnügen, Sie zu empfangen.

Der Magier schwieg, und Sonnenfels ergriff das Wort.

Während des Sprechens wiegte er den etwas kleinen Körper, das gluthvolle Auge ruhte wohlwollend auf Cagliostro, doch sah man auf der hohen Stirne eine bedenkliche Falte und die geistreichen Züge ließen einen Anflug von Ironie verkennen.

Mein Herr, sagte er mit gemessener Ruhe, Ihre Rede hat uns den Beweis geliefert, daß Sie von Ihren Spähern und Vertrauten vorzüglich bedient werden, und daß Sie gewandt genug sind, kleine Vortheile mit Effekt zu benützen, ich gestehe Ihnen dieß Verdienst zu, und bekenne, daß Ihre Leistung eine überraschende war. Wie Sie dieß Alles arrangirt haben, ist Ihre und nicht meine Sache, Sie werden mir jedoch gestatten, an jedweder über-

natürlichen Kraft zu zweifeln, die Sie so gerne für sich in Anspruch nehmen.

Um Vergebung, Herr Hofrath, ich lege mir keine übernatürliche Kraft bei, im Gegentheil, ich berufe mich nur auf die Natur und auf ihre geheimen, noch nicht entdeckten Kräfte.

Wir wollen nicht über Worte streiten, diese Herren waren so gütig, mich zu ihrem Wortführer zu ernennen, ich ersuche Sie daher, zu erklären, wie es denn komme, daß in Paris und in Wien zu gleicher Zeit ein Cagliostro weilt, dort in der Bastille, hinter Schloß und Riegel, hier in einem Landhause zu Währing?

Der Magier verzog die Lippen zu einem leisen Lächeln und versetzte: Es wäre thöricht in Abrede zu stellen, daß ein Mann, Namens Cagliostro, in Paris in der Bastille sitzt, daß er in der verrufenen Halsbandgeschichte, die dort eben abgewickelt wird, eine Rolle gespielt, und mit dem Prinzen Rohan festgenommen wurde. Sie fordern von mir Rechenschaft über jenen Mann, wer bürgt Ihnen dafür, daß der Mann wirklich Graf Cagliostro ist? Ihr Schluß lautet: „Graf Cagliostro sitzt in Paris in der Bastille, folglich muß der Mann, welcher gleichzeitig in Wien unter diesem Namen auftritt, ein Betrüger sein!“ Kehren wir einmal den Satz um, und sagen wir: Graf Cagliostro ist in Wien, folglich ist der Mann, den man in Paris fälschlich Cagliostro nennt, ein Betrüger.

Sie vergessen, mein Herr, nahm Sonnenfels wieder das Wort, daß in Paris, wo Cagliostro schon früher einmal sich aufhielt, ein Verkennen der Person nicht leicht möglich ist, kurz Rohan kennt den Magier aus früherer Zeit persönlich, — er würde eine Fälschung der Person allsogleich bemerken müssen.

Dieser Meinung bin ich nicht, ich will Sie, meine

Herren, vom Gegentheile dessen überzeugen, was der Herr Hofrath zu behaupten beliebten.

Der Magier erhob sich.

Die sieben Gäste wurden aufmerksam.

Cagliostro ging zur Hinterwand — und verschwand durch eine Tapetenthüre.

Im nächsten Momente flog aber dieselbe Thüre wieder auf und drei Gestalten traten heraus — Graf Cagliostro in dreifacher Auflage.

Das Kleeblatt in der täuschendsten Aehnlichkeit, die man sich nur zu denken vermag, ging in gleichförmiger Bewegung bis in die Nähe des Tisches.

Die anwesenden Herren rissen ihre Augen auf, sie vermochten selbst mit der größten Anstrengung zwischen den drei Personen nicht den leisesten Unterschied herauszufinden.

Ich bitte, Herr Hofrath, begann der rechts stehende Graf Cagliostro, behaupten Sie jetzt noch, daß Fälschungen von sehr bekannten Personen unmöglich seien?

Sonnenfels wurde etwas pikirt und erwiederte: Die äußere Maske nachzuahmen, ist oft nicht schwer, ich bitte aber den Herrn in der Mitte dieselben Worte zu sprechen, die der Herr rechts früher sprach.

Der in der Mitte stehende Graf Cagliostro sprach nun mit demselben Organ, mit derselben Nuancirung, mit einer in der That grausenhaften Aehnlichkeit die Worte: „Ich bitte, Herr Hofrath, behaupten Sie jetzt noch, daß Fälschungen von sehr bekannten Personen unmöglich seien?“

Und gleich darauf, um den geisterhaften Eindruck wo möglich noch mehr zu steigern, begann der links stehende Graf Cagliostro dieselben Worte in derselben Weise zu sprechen, wie die früheren Zwei.

Sämmtliche Anwesenden wurden betroffen; mehrere von ihnen saßen schreckgelähmt auf ihren Sitzen.

Welcher von uns, begann nach einer fast grauenhaften Stille der mittlere Graf Cagliostro, soll mit Ihnen die Unterhaltung fortsetzen?

Der Herr zur Linken! rief Graf Rosenberg.

Der Angedeutete trat vor, und nahm wieder seinen Sitz ein.

Die beiden Anderen verschwanden durch die Tapetenthüre.

Herr Graf, begann nun der da gebliebene Graf Cagliostro, ich sagte es gleich bei Ihrem Kommen, daß sämmtliche Herren mit dem Eintritte in diesen Saal unter meinem zauberischen Einflusse stehen; Sie haben, weil ich es wollte, mich, den wirklichen Cagliostro zum Hierbleiben auserwählt, die beiden falschen wurden entlassen; Sie sehen also, meine Herren, daß jener Cagliostro in Paris auch ein falscher sein könnte.

Gegen dieses Argument ließ sich nun wenig mehr einwenden. Mehrere Herren schüttelten bedenklich die Köpfe, die anderen saßen verblüfft und bewundernd vor dem Magier da.

Dieser fuhr fort: Ich bitte indessen die Herren, meine letzten Worte zu berücksichtigen; ich sagte, daß jener Cagliostro in Paris ein falscher *sein könnte*, ich sage nicht, daß er es in der That ist, ich sage nur, daß er es sein könnte. Ich will nun einen anderen Fall aufstellen; nehmen wir an, ich und jener Mann in Paris wären *eine* und *dieselbe* Person, nämlich der Graf Alessandro Cagliostro; nehmen wir an, ich besäße die Eigenschaft, mich zu verdoppeln, hier und dort zu gleicher Zeit zu sein. —

Mein Herr, rief Rosenberg, Sie vergessen, daß Sie

es hier mit Männern von Geist und Wissenschaft und nicht mit abergläubigem Volk zu thun haben. —

Der Magier erwiederte gelassen: Und Sie, Herr Graf, wollen erwägen, daß Sie keinen Charlatan und Stümper, sondern den Grafen Allessandro Cagliostro vor sich haben! So vernehmen Sie denn, meine Herren, was ich hier laut vor sieben Zeugen — Männern von Geist und Wissenschaft — ausspreche. Ich will Ihnen nicht zumuthen, zu glauben, der Wiener und der Pariser Cagliostro seien eine und dieselbe Person, Diejenigen, die mir vertrauen, haben ohnedem die Ueberzeugung, daß wir es sind, aber ich will Ihnen beweisen, daß ich von dem, was dem Pariser Cagliostro begegnet, so genau unterrichtet bin, wie jemand nur über sich selbst unterrichtet sein kann. Wir haben heute den 30. März. Ich bitte, prägen Sie diesen Tag Ihrem Gedächtnisse ein, denn der österreichische Gesandtschafts-Kourier aus Paris wird erst am 6. April hier eintreffen, um das, was ich Ihnen jetzt mittheile, zu bestätigen. Heute, am 30. März, um die Mittagsstunde, fuhr ich, das heißt der Pariser Cagliostro, aus der Bastille nach dem Parlamentshause. Ich wurde dahin gebracht, um das Urtheil zu hören, welches das Parlament eben über mich gefällt hatte. Ich, oder, wenn Sie wollen, der Pariser Cagliostro, fuhr in einem einfachen Fiacre im langsamen Schritte, denn vor den Pferden her ging ein Krüppel mit Mixturen und Kräutern für die Armen und Dürftigen, wodurch die schändliche Lamotte der Lüge überwiesen werden sollte, daß ich — oder der Andere, gleichviel — uns eines Zaubertrankes bedient hätten, um den Prinzen Rohan zu täuschen. Der Spruch des Parlamentes lautete für mich und den Prinzen Rohan *gegen* den Antrag des General-Prokurators, wir werden *freigesprochen*.

Frei? riefen die Anwesenden erstaunt.

Und die Königin? setzte Graf Rosenberg besorgt hinzu.

Der Magier lächelte und sagte: Ei, ei, Herr Graf, Sie begnügen sich nicht mehr zu erfahren, was ich heute in Paris that, Sie wünschen auch zu wissen, was Andere gethan haben? Zum Glücke bin ich in die Lage gesetzt, Ihnen die Worte zu wiederholen, welche die bestürzte Königin ausrief, als ihr die Freisprechung hinterbracht wurde. Beklagen Sie, rief sie der Madame Campan zu, Ihre tief gekränkte Königin, die ein Opfer der Kabale und der Ungerechtigkeit ist. Ich, die Königin, habe in einer Sache, die meinen Charakter angriff, keinen gerechten Richter gefunden!

Nachdem der Magier diese Worte gesprochen, herrschte unter den Anwesenden eine Geisterstille. Keiner wollte das Wort ergreifen, selbst Sonnenfels hatte den orientalischen Kopf ein wenig gesenkt und trommelte mit den Fingerspitzen auf dem Tischteppich.

Als Cagliostro die Verlegenheit seiner Gäste bemerkte, sagte er mit dem Tone feiner Ironie, indem er die erste Aeußerung des Hofrathes gleichsam mutirte: Sie sehen, meine Herren, daß ich von meinen Spähern und Vertrauten vorzüglich bedient werde, und daß ich gewandt genug bin, kleine Vortheile mit Effekt zu benützen, Sie werden mir das Verdienst gewiß zugestehen und bekennen, daß meine Leistung eine überraschende war. Wie ich dieß Alles arrangirt habe, ist meine und nicht Ihre Sache.

Sonnenfels biß sich, schmunzelnd, in die Unterlippe, Rosenberg dachte noch immer an die der Schwester seines Fürsten widerfahrene Unbill — Störk runzelte die Stirne — Trenk schüttelte verwundert den Kopf — die drei anwesenden Rosenkreuzer saßen da in Demuth und Zerknirschung, wie vor einem allmächtigen Wesen.

Jetzt nahm der kaiserliche Leibarzt das Wort.

Wer solche Wunder, sagte er ebenfalls nicht ohne Spott, produzirt, bei dem darf man gar nicht staunen, wenn

man hört, daß auch seine Kuren bei Kranken an Wunder grenzen. Sie sind wohl Doktor, mein Herr?

Ich bin Arzt, ich habe in Egypten studirt, ich kenne den Menschen, seine Uebel und die Heilmittel der ganzen Welt. Die drei Reiche der Natur liegen vor mir offen, ich weiß jedes Heilmittel, möge es diesem oder jenem Reiche angehören.

Ich zweifle nicht, mein Herr, daß Sie tiefe Studien in den Naturwissenschaften gemacht haben, aber, Sie werden wissen, daß diese allein nicht genügen, sondern, daß zur Sicherheit der Gesellschaft in einer so heiklichen Kunst auch gewisse Formalitäten beobachtet werden müssen.

Ich verstehe, Herr Doktor, Sie forschen nach meinem ärztlichen Diplome, leider muß ich gestehen, daß zur Zeit, als ich in Egypten studirte, das Universitätswesen noch lange nicht so civilisirt war, wie heutzutage. Mein Lehrer Althotas war auch Leibarzt bei einem der Pharaonen, allein er besaß eben so wenig ein Doktor-Diplom wie ich es jetzt besitze, er sagte zu mir: „Alessandro, Du bist einer der wenigen bevorzugten Menschen, die Alles vermögen, was sie wollen. Du hast Alles gelernt — was ein Mensch zu lernen vermag — gehe hin, und heile.“ Und ich ging und heilte.

Sie besitzen also kein Diplom?

Nein! Wozu auch? Meine Erfolge sind mein Diplom. Es ist besser, man heilt die Kranken ohne Diplom, als daß man sie mit Diplom in das Jenseits spedire.

So sprechen Sie und Ihresgleichen — bei uns nennt man Ihr Treiben Charlatanerie und Kurpfuscherei —

Der Magier erglühte, seine dunklen Augen sprühten Feuer und Flammen.

Herr Doktor, erwiederte er mit zornbebender Stimme, Sie sind einer der Leibärzte des Kaisers, Sie gelten für

einen der geschicktesten Aerzte dieser Residenz, ja, der ganzen Monarchie, Sie haben mich beschimpft, ich kann den Schimpf nicht auf mir ruhen lassen, außer uns Beiden sind hier sechs fremde Herren Zeugen, ich fordere Sie auf Tod und Leben. —

Lächerlich, erwiederte Störk gelassen, Sie wollen mit Pistolen oder Degen beweisen, daß Sie kein Quacksalber sind?

Nicht doch, Herr Doktor, rief der Magier, zwischen Männern der Wissenschaft braucht von Pistolen und Degen keine Rede zu sein, wir besitzen gottlob andere Mordmittel, ich fordere Sie auf einen medizinischen Zweikampf auf Leben oder Tod.

Bei diesen Worten sahen die Anwesenden den Magier mit erwartungsvoller Verwunderung an.

Der kaiserliche Leibarzt riß die Augen auf.

Die Situation war eine spannende. Alles sah auf Cagliostro.

Dieser fuhr fort: Ja, Herr Doktor, ich biete Ihnen ein Duell auf Leben und Tod an, aber ein Duell, wie es unserer Kunst angemessen ist. Unsere Waffen seien Gifte!

Bei diesem sonderbaren Antrage verbreitete sich unter den Anwesenden eine Aufregung, die sich, wenn auch nicht in Worten, so doch in Geberden und Bewegungen zu erkennen gab.

Sie staunen, meine Herren, setzte der Magier rasch hinzu, und doch ist dieß das natürlichste Duell zwischen zwei Aerzten, von denen der Eine das Unglück hat, kein Diplom zu besitzen. Die gründliche Kenntniß der Gifte ist eine der wichtigsten in der Medizin. Sei das Gift fest oder flüssig, entstamme es dem Thier-, Pflanzen- oder Steinreiche, der Arzt muß es kennen, er muß wissen, in

welcher Dosis gegeben, es heilt, in welcher es tödtet; er muß aber nicht nur jedes Gift, sondern auch jedes Gegengift kennen, Wirkungen, die sich wechselseitig aufheben, und endlich alle jene Mittel, die Gifte heilen, von der Giftwurzel angefangen bis zum Giftmagnet, jenem kleinen schwarzen Steinchen, welches gewisse Schlangen in Ostindien in ihrem Inneren mit sich führen. Er muß aber nicht nur die einfachen, sondern auch die zusammengesetzten Gifte und ihre Gegengifte kennen. In dieser Behauptung wird gewiß Jeder mit mir übereinstimmen, welcher die Wichtigkeit der ärztlichen Kunst im Auge hält. Ich fordere daher den Herrn Doktor zu folgendem Zweikampfe heraus. Der Herr Doktor möge von allen ihm bekannten Giften, selbst dem allerheftigsten, eine beliebige Mischung veranstalten. Von diesem zusammengesetzten Gifte werden zwei Dosen abgewogen, Dosen, deren jede hinreichen soll, zwanzig Menschen zu tödten. Alsdann wollen wir, nämlich ich und der Herr Doktor, in Gegenwart dieser Herren Zeugen, jeder eine Dosis nehmen, worauf es uns frei steht, die nach seinem eigenen Ermessen wirksamen Gegengifte zu gebrauchen, um die Wirkung des genommenen Giftes zu paralysiren. Dadurch wird sich nicht nur die Kunst und Erfahrung jedes Einzelnen zeigen, sondern man wird auch das Vertrauen kennen lernen, welches jeder von uns in das eigene Wissen setzt.

Nach diesem merkwürdigen Vorschlage blickte Alles auf den kaiserlichen Leibarzt; man war begierig, was der erste Arzt Wiens dem Charlatan erwiedern würde.

Doktor Störk ließ auf die Antwort nicht lange warten.

Ich nehme Ihre Herausforderung nicht an! sagte er kalt.

Warum nicht, Herr Doktor?

Weil man, wie die Erfahrung lehrt, ein vortrefflicher

Giftmischer, dabei aber doch ein herzlich schlechter Arzt sein kann. —

Das ist wahr, Herr Doktor, eben so wahr ist es aber auch, daß man kein vortrefflicher Arzt sein kann, ohne nicht auch ein vorzüglicher Giftmischer zu sein. Sie machen auf das Erstere Anspruch, zeigen Sie, ob Sie das Letztere verstehen.

Lassen Sie den Streit, meine Herren, mischte sich Hofrath Sonnenfels dazwischen, Herr Doktor Störk wird und kann als Staatsdiener den giftigen Zweikampf nicht annehmen, denn in unserem Vaterlande ist jede Gattung von Duell verpönt, selbst jene mit Giften. Der Herr Doktor war in seinen Ausdrücken ein wenig zu hart, wozu sein Eifer für die Ordnung ihn verleitete; Sie werden mit dem Manne der Wissenschaft nicht hadern, wenn ein unbedächtig Wort seinen Lippen entschlüpfte. Ein Mann, der wie Sie so Wunderähnliches leistet, kann Kleinigkeiten nicht so schwer aufnehmen. Wir haben hier Dinge gehört, worauf wir in der That nicht gefaßt waren; um jedoch einen Menschen vollkommen kennen zu lernen, muß man nicht nur darauf achten, was er selbst spricht und thut, sondern auch darauf, was andere Leute von ihm glauben und fabeln.

Wer kann den Menschen verbieten, zu glauben und zu fabeln?

Sie thun es nie ohne Veranlassung. Hätten Sie z. B. nicht das Schauspiel mit dem Zahlheim'schen Gespenst produzirt, es würde Niemandem eingefallen sein, Sie für einen Geisterbeschwörer zu halten.

Mich dafür zu halten? Bin ich es denn nicht, Herr Hofrath?

Sie behaupten also wirklich?

Ich behaupte nicht nur, sondern ich kann es auch beweisen!

Neue Aufregung in der Gesellschaft.

Herr Hofrath, sagte Herr Matolay kleinlaut, fordern Sie den Wundermann nicht heraus.

Es ist ferne von mir, lautete die Antwort, Herrn Cagliostro Ungelegenheit zu bereiten, gestehen muß ich jedoch, daß es mir lieb wäre, wenn er uns für würdig hielte, uns eine magische Erscheinung vorzuführen.

Der Magier verbeugte sich höflich und antwortete: Solche Gesellschaft empfängt man nicht täglich, da muß man sich aufmerksam und gefällig zeigen. Ich bin bereit.

Einigen der Anwesenden lief es eiskalt über den Rücken.

Wünschen Sie, daß Ihnen eine verstorbene oder eine noch lebende aber fern weilende Person erscheine?

Keine Antwort.

Nun, ich bitte, entscheiden Sie sich.

Wir überlassen die Wahl dem Herrn Hofrath Sonnenfels, sagte Graf Rosenberg.

Ich übernehme den Auftrag, versetzte der Hofrath, und sage es gerade heraus, daß ich gesonnen bin, dem Herrn Cagliostro seine Aufgabe so schwer als möglich zu machen.

Der Magier machte eine Pantomime, die seine Gleichgültigkeit anzeigte, und der frühere Sprecher fuhr fort: Herr Cagliostro erbot sich, uns eine Erscheinung vorzuführen, wir haben aber auch gehört, daß Herr Cagliostro im Buche der Zukunft lesen, das heißt, daß er künftige Dinge prophezeihen kann. Wir wollen nun zwei seiner Geschicklichkeiten in Einem herausfordern, nämlich eine Erscheinung, durch welche zugleich ein Akt der Zukunft erhellt wird.

Ich bitte den Hofrath, sich deutlicher zu erklären.

Dieß wird sogleich geschehen. Wir wollen zu diesem außergewöhnlichen Experimente auch die hervorragendsten Persönlichkeiten wählen. In Europa leben jetzt drei große Fürsten, Seine Majestät unser Kaiser, der preußische Friedrich und die Czarin in Petersburg. Alle Drei erfreuen sich

der ausgezeichnetsten Geistesgaben, sie sind eine Zierde der Throne, auf welche Gottes Gnade sie berufen. Alle Drei werden von den Besseren ihrer Völker geliebt und angebetet, und mit Angst und Zittern denkt man des Augenblicks, wo es einst dem Allmächtigen gefallen würde, sie von dieser Erde abzuberufen. Wir ersuchen Sie nun, Herr Cagliostro, uns die Erscheinung derjenigen dieser drei allerhöchsten Personen vorzuführen, welche zuerst eine Beute des irdischen Todes werden wird.

Leichenstille herrschte in der Halle.

Der Magier sagte dießmal mit dumpfer Stimme: Sie sollen sie sehen!

Nach einer Weile drückte er an eine Feder seiner Stuhllehne, eine Klingel ertönte.

Auf dieses Zeichen erschien ein Diener.

Der Magier befahl ihm, ein Glas frisches Wasser zu bringen.

Der Diener kam gleich darauf mit dem Verlangten zurück.

Cagliostro stellte das Glas vor sich hin, faßte es — ohne sich ferner um die Anwesenden zu kümmern — mit beiden Händen und begann in einer Sprache, die keiner der Anwesenden verstand, einen Sermon, wobei der Affekt sich immer steigerte, er immer mehr in Aufregung gerieth und übereinstimmend mit ihm auch das Wasser in dem Glase zu sieden begann. Er glotzte eine Weile in das schäumende Gefäß, hob es dann, indem er die Worte,: „Helioa, Melion, Tetragammaton“ rief, mit beiden Händen in die Höhe und goß es kopfüber nach rückwärts aus.

Diese Vorbereitung währte nahe an eine Viertelstunde.

Der Magier lehnte wie erschöpft in seinem Stuhle, dann sagte er zu den Anwesenden: Ich habe im Buche der

Zukunft gelesen, jetzt sollen Sie die verlangte Erscheinung sehen.

Die Spannung der Gesellschaft hatte den höchsten Grad erreicht.

Der Magier zog seinen Degen, stellte sich in die Nähe der Hinterwand, jedoch in die Mitte der Halle, und begann mit der Degenspitze Kreise zu beschreiben. Dabei murmelte er unverständliche Worte, plötzlich ertönte ein furchtbarer Schlag, welcher die Anwesenden erbeben machte, und das Licht in der Ampel erlosch.

Tiefe Finsterniß herrscht in der Halle.

Die Anwesenden sehen nichts, aber sie hören den Magier kabalistische Worte rufen, welche aus weiter Ferne, wie durch ein leises Echo, beantwortet werden.

Jetzt erfolgt ein zweiter, noch heftigerer Schlag.

Manchen der Anwesenden erfassen Furcht und Entsetzen.

Der Magier stößt einen fürchterlichen Schrei aus, und gleich darauf beginnen sich an der dunklen Hinterwand magisch-helle Linien zu bilden — wie wenn ein Maler auf eine dunkle Leinwand mit Phosphorstiften zeichnete. —

Die Linien mehren sich — fügen sich — verbinden sich.

Man sieht Körpertheile entstehen — Gewänder — anfangs getrennt — von einander entfernt.

Hier ein Fuß — dort eine Hand — da der Leib — oben der Kopf — drüben wieder eine Hand, und so fort —

Jetzt ertönt abermals ein Schlag.

Sämmtliche Theile stoßen an einander.

Eine leuchtende Figur steht vor den erschreckten Zuschauern.

Ein Schrei des Erstaunens durchtönt die Halle.

Man hört den siebenstimmigen Ruf: „Der König von Preußen!“

In demselben Momente verschwindet die täuschend ähnliche Erscheinung.

Das Licht in der Ampel brennt wieder.

Der Magier lehnt erschöpft in seinem Stuhle.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Magier und die Rosenkreuzer.

Die nach dem Verschwinden der Erscheinung eingetretene Stille ward zuerst von dem Grafen Rosenberg gestört.

Der Kavalier erhob sich, und sagte: Es ist spät geworden, meine Herren, es ist Zeit, daß wir an die Heimfahrt denken.

Man erhob sich.

Cagliostro verneigte sich ehrerbietig vor dem Vertrauten des Kaisers, und sagte: Herr Graf, nach dem, was Sie hier gesehen und gehört haben, bleibt mir nur die Bitte an Sie übrig, daß Sie Seiner Majestät, Ihrem kaiserlichen Herrn, einen getreuen Bericht davon abstatten.

Der Graf verneigte sich gemessen, wandte sich zu Sonnenfels und Störk, und sagte: Wollen Sie mich begleiten?

Der Hofrath und der kaiserliche Leibarzt nahmen jetzt — da das Inkognito gesunken war — die ehrenvolle Einladung mit Vergnügen an.

Zwei Diener mit Fackeln leuchteten.

Gleich darauf rasselte der eine Wagen davon.

Der Magier wendete sich jetzt an die vier zurückgebliebenen Herren, und sagte: Ich weiß, meine Herren, daß Sie absichtlich zurückblieben, da jeder von Ihnen eigene Ursache dazu hat. Vor Allem wende ich mich an Sie, Herr Graf Nowaczky, und bitte Sie, sich zur Gräfin hinüber zu bemühen, Sie werden dort erwartet.

Haben Sie Acht, lispelte er ihm leise in's Ohr, daß die Zauberkünste meiner Gattin nicht gefährlicher werden, wie die meinen.

Der junge Graf eilte flüchtigen Fußes und frohen Herzens aus der Halle.

Cagliostro wendete sich zu Trenk.

Sie, Herr Baron, sagte er, wünschen Beruhigung wegen der Zukunft, die ich Ihnen, Ihrer Aufforderung zufolge, prophezeiht habe. Ich vermag einen einmal gethanen Ausspruch nicht zurück zu nehmen, an Ihnen liegt es vielmehr, Alles zu vermeiden, was Sie in gefährliche Lagen zu bringen vermöchte. Einen Rath will ich Ihnen jedoch geben. Verlassen Sie Oesterreich nicht, lassen Sie sich durch Nichts in fremde Länder locken, denn, wenn mein Seherblick mich nicht trügt, so droht die prophezeihte Gefahr, Sie in der Fremde zu erreichen. Ich habe, Herr Baron, zu Ihrer Verfügung außen eine Piroutsche aufstellen lassen, das Gefährte wird Sie wohlbehalten in Ihre Wohnung bringen.

Trenk verließ tiefsinnig die Halle.

Der Magier wandte sich zu dem Reichshofraths-Agenten.

Herr von Matolay, sagte er, ein Zufall, oder vielmehr die Einladung des Herrn von Szekely, brachte Sie heute zu mir. Es freut mich, Sie zu empfangen, denn Sie gehören nicht zur Klasse jener Freigeister, die nichts

glauben, was nicht alltäglich ist, die über Dinge, welche sie nicht begreifen, mitleidig die Achseln zucken, und Alles verspotten, was ihre Vernunft nicht zu erreichen vermag. Ich kenne Sie, mein Herr, und weiß, daß Sie zu den Gläubigen gehören, die den Geheimnissen der Schöpfung nachstreben, und an ihrer Entdeckung arbeiten. Fahren Sie fort in Ihrem edlen Unternehmen, erlahmen Sie nicht, und Ihre Mühe wird belohnt werden. Was Ihren geheimen Wunsch, mich in Ihre Loge einzuladen betrifft, so erwiedere ich Ihnen offenherzig, daß ich keine der hier bestehenden Logen, welcher geheimen Gesellschaft sie auch angehören möge, besuchen darf. Ich bin ein Glied der egyptischen Maurer, dieser Schule der heiligen Mystik, die jedoch nur den geheimen Oberen zugänglich ist, während die unteren Maurer nichts davon ahnen, und zu anderen Zwecken verwendet werden. Moses und Elias sind die zwei Hauptvorsteher dieser Maurer, und ich bin einer der Untergeordneten des Elias *). Ich bin bereits zur dritten Klasse gelangt. Die Schüler des Elias sterben nie, wenn sie ihre irdische Laufbahn gut vollenden, werden sie gleich ihrem erhabenen Lehrer in den Himmel gehoben, werden jedoch früher einige Male durch einen anscheinenden Tod geläutert, leben so zu sagen aus der eigenen Asche wieder auf, und der Phönix ist das allegorische Bild dieser wohlthätigen Magier.

Der Meister der Rosenkreuzer-Loge, hörte diesem merkwürdigen Vortrage mit tiefer Andacht zu. Seinen Ohren waren Cagliostro's Reden Manna, seinem Herzen Balsam.

Der Magier, der es früher, als Sonnenfels, Störk und der Graf Rosenberg anwesend waren, sorgfältig ver-

*) Wir benützen mündliche Vorträge Cagliostro's, die er in Mietau gehalten.

mied, dergleichen Dinge zu berühren, war jetzt dem Reichshofraths-Agenten und Herrn von Szekely gegenüber viel gesprächiger und fuhr in seinen egyptischen Anschauungen fort: Die Jünger des Elias belaufen sich auf zwei und siebzig, sie besitzen eine Arzenei, welche verjüngt und alle Kräfte der Natur im Gleichgewichte erhält, so, daß sie bequem das Alter Methusalems erreichen können; wir dürfen jedoch diese Arzenei ohne Vorwissen unserer Oberen Niemandem mittheilen. Aus diesen Zwei und siebzig werden Neun und vierzig gewählt, welche den zweiten Grad bilden. Sie besitzen das Geheimniß des rothen Pulvers, mit dem man Metalle zur Reife des Goldes bringen kann, und haben die Kraft, sich ihren Vorgesetzten auf jede beliebige Entfernung zu verständigen, so daß sie augenblicklich gehört werden, und eben so rasch die Antwort erhalten. Aus diesen Neun und vierzig wurden Fünf und dreißig gewählt, zu welchen auch ich gehöre, doch ist dieß noch nicht der letzte Grad, denn aus den Letzteren werden abermals Vier und zwanzig erkoren. Diese beiden Grade sind die Gefährlichsten, denn an die Mitglieder derselben machen sich böse Geister, um sie auf Irrpfade zu lenken. Der fünfte und letzte Grad ist der vollkommenste, er besteht aus zwölf Mitgliedern, welche aus den Vier und zwanzig gewählt werden. Wenn Einer dieser Zwölf gleich Elias in höhere Regionen kommt, um in anderen Welten zu wirken, da rücken dann die Würdigsten der anderen Klassen vor. — Der Cirkel und das Dreieck sind magische Figuren. Drei und neun, zwei und sieben sind heilige Zahlen, wer die Kraft dieser Zahlen und die Figuren versteht, ist der Quelle des Guten nahe. So wie es heilige Zahlen gibt, gibt es auch heilige Buchstaben, man muß sie nie ohne die tiefste Ehrfurcht anblicken. Drei Kapitel fehlen aus der Bibel und sind in den Händen der Magier. Der, welcher nur eines dieser Kapitel besitzt, dem stehen schon übernatürliche Kräfte zu Gebote. Ich besitze Eines! Wer

die heiligen Figuren, Zahlen und Buchstaben nicht in Ehren hält, und nicht zu ihrer Kenntniß gelangt ist, wird nie in den Besitz dieser aus der Bibel fehlenden Kapitel gelangen, welche die höchste Weisheit enthalten, und durch die man die Welt beherrscht.

Der Reichshofraths-Agent hatte zum Zeichen seiner Unwürdigkeit sein Antlitz mit den flachen Händen bedeckt, ließ den Kopf sinken, und horchte dem von Cagliostro's Lippen träufelnden Nektar.

Der Magier, als er geendet hatte, legte seine Hände segnend auf Matolay's Haupt, und sprach mit großer Weihe: „Ich segne Dich, Saturnus, auf daß Dein Werk gedeihe durch alle Winde, zu allen Zeiten und in allen Welten!"

Dann wendete er sich zu Szekely, nahm ihn höflich am Arm und leitete ihn durch die Tapetenthüre in ein Nebengemach.

Hier nahmen Beide Platz, Cagliostro begann und zwar abermals in einem ganz anderen Tone, wie früher zu Matolay, kurz vorher sprach der Ordensmann, jetzt der Kavalier: Herr Oberstlieutenant, Sie befinden sich in einer gefährlichen Lage. Erschrecken Sie nicht, vor mir gibt es kein Geheimniß, ich weiß Alles, aber ich verrathe nichts. Ihnen fehlen anvertraute Staatsgelder — die Schuld liegt an Jenen, denen Sie vertraut, und die Ihr Vertrauen mißbraucht haben.

Herr Graf, versetzte Szekely zagend, ich stehe am Rande eines Abgrundes. Sie wissen Alles — retten Sie mich — helfen Sie mir. Ich war heute Zeuge Ihrer Wunderkraft, ich sah Ihre Allmacht, ich hörte Ihre Allwissenheit. Ihnen ist es ein Leichtes mir beizustehen, Sie können, wie Sie selbst sagen, Metalle zur Reife des Goldes bringen, und mit Gold ist mir geholfen.

Der Magier schüttelte den Kopf und erwiederte: Sie

beanspruchen etwas, Herr Oberstlieutenant, was ich nicht gewähren darf. Ich bin nicht unabhängig, ich muß meinen Oberen gehorchen, und sie verbieten mir für Jemanden um des Goldes willen Gold zu erzeugen. Ich würde meine ganze Wunderkraft verlieren, wenn ich Ein Ordens-Gesetz überschritte, Eine Vorschrift verletzte.

Was soll ich also thun? Wo kann ich Hülfe und Rettung finden, damit ich nicht jenem schrecklichen Lose verfalle, welches Sie mir prophezeiht haben?

Meinen geistigen Augen öffnet sich eine Hoffnung für Sie. Es gibt einen Weg, auf dem Sie sich retten können — ein Mittel, welches Ihnen ohne meine Hülfe Gold in Ueberfluß bringen kann; dieses Mittel ist ein Arkanum. Mehr kann, mehr darf ich Ihnen nicht sagen. Betrachten Sie Alles, was Ihnen begegnet, was man Ihnen anbietet, was Sie sehen und hören, und Sie werden das Mittel finden, und nichts scheuen, um es zu erlangen. Ich habe fast mehr gesprochen, als ich hätte sagen sollen, ich bin zu Ende.

Szekely ging aus dem Gemache, um mit dem Meister der Loge, der seine Rückkunft abwartete, das Landhaus zu verlassen.

Vor dem Thore harrte der Wagen, die beiden Rosenkreuzer bestiegen denselben.

Einige Momente herrschte im Gefährte tiefes Schweigen. Die beiden Herren waren noch des Eindruckes voll, den der Besuch beim Magier in ihrem Innern zurückgelassen hatte.

Endlich rief der Logenmeister: Oh, wären alle jene Zweifler und Ungläubigen, die unserer Arbeiten spotten, Zeugen des heutigen Abends gewesen, sie würden sich reuevoll an ihre Brust schlagen, und demüthig an unsere Pforte klopfen, an diese Pforten, welche den ersten Weg zu solcher Vollendung erschließen.

Wir haben Wunder gesehen, Unglaubliches gehört. Wer je an den Propheten gezweifelt, muß diesen Ueberirdischen hören, und er wird Alles glauben.

Matolay, welcher den gewaltigen Eindruck wahrnahm, den der Wundermann auch auf Szekely hervorgebracht hatte, beschloß den Augenblick zu benützen, und begann: Bruder Chalypsis, ich habe Dich heute Abend zu sprechen gewünscht — Du ließest mich durch den Bruder Sol zu dieser Fahrt einladen, ich danke Dir dafür. Wir sind jetzt allein, und ich will Dir eine Sache von großer Wichtigkeit mittheilen. Du hast bereits von dem philosophischen Goldsalz des Baron Liebenstein gehört, und weißt, daß wir es als ein Rosenkreuzerisches Produkt ausgegeben; der Baron weigert sich jedoch, mit uns in Verbindung zu treten, und will von einer Mittheilung seines Geheimnisses nichts wissen. Trotzdem stehen wir auf dem Punkte, das Geheimniß zu erfahren, und zwar um den Preis von 15,000 Gulden. Unsere Loge besitzt aber leider keine Fonds; wir müssen daher trachten, daß Einer aus unserer Mitte das Geheimniß der Erzeugung an sich bringe — wenn auch auf diese Weise der Orden keinen Nutzen davon hat, so bleibt ihm doch die Ehre, daß Eines seiner Mitglieder das Geheimniß besitzt, welches man zugleich für den Erfinder ausgeben kann. Das ist die Hauptsache, der Ordenszweck, Vergrößerung seines Ansehens, Erhöhung seiner Ehre und Verbreitung seines Ruhmes. — Das philosophische Goldsalz, ist ein erprobtes Heilmittel; man kann damit Kuren vollbringen, die an's Wunderbare grenzen; seiner Heilkraft widersteht selten ein Uebel. Wer philosophisches Goldsalz erzeugt und verschleißt, muß in kurzer Zeit ein wohlhabender Mann werden, wie wir an dem preußischen Baron deutlich sehen. Man kann ein Kapital von 15,000 Gulden nicht nutzbringender verwenden, als wenn man dieses Geheimniß an sich bringt, es trägt reichliche Zinsen. Ich habe nun hin und her ge-

sucht, und keinen Mann gefunden, dem ich den Besitz des Geheimnisses so gerne gönnen würde, als Dir, Bruder Chalypsis —

Mir? fragte Szekely erstaunt —

Ja, Dir! Es kostet nur 15,000 Gulden, und Du wirst ein reicher Mann. Das Goldsalz ist ein alchymistisches Produkt — ein Arkanum —

Ein Arkanum? rief der Oberstlieutenant betroffen, denn das Wort erinnerte ihn an Cagliostro, der ihm kurz vorher ein Rettungsmittel verhieß, daß ein Arkanum sein würde.

Ja, es ist ein Arkanum, ein Geheimmittel, Krankheiten zu heilen und dabei reich zu werden.

In dem Herzen des alten Soldaten begann es sehr unruhig zu werden. In seinem Kopfe schwirrte eine Gedankenschaar umher, wie Tauben, die beim Herannahen eines Geiers im Kreise herumwirbeln.

Glauben Sie wirklich, sagte er, daß das Goldsalz von so fürchterlicher Wirkung sei?

Sollte ich bezweifeln, was Tausende bereits erprobt haben?

Sie meinen auch — ich sollte es kaufen.

Ich rathe Ihnen dazu — denn, stünde mir die verlangte Summe zu Gebote, ich würde den Schatz an mich bringen, und ein Schatz ist es, der nie leer, ein Brunnen, der nie ausgeschöpft werden kann.

Ich werde mir die Sache überlegen.

Zum Ueberlegen ist in dieser Angelegenheit nicht viel Zeit, die Person, welche uns das Geheimniß verkaufen will, drängt. Es ist noch ein Liebhaber da, der aber kein Mitglied unseres Ordens ist, denken Sie also, welch' ein Schlag für uns, wenn Jener das Geheimniß an sich brächte, und wir verspottet und verlacht würden, weil wir mit der Erfin-

bung eines Laien geprahlt, und sie für die unsere ausgegeben haben.

Ich kann mich nicht augenblicklich entscheiden, denn auch mir steht die Summe nicht zur momentanen Verfügung.

Wenn ich bis morgen Früh —

Bis morgen Früh? Gut! Morgen Früh sollen Sie die Antwort haben. Wenn ich mich zum Kaufe entschließe, so bin ich vor der Amtszeit in Ihrer Wohnung.

Ich bin es zufrieden.

Der Wagen hielt in der Nähe des Gardepalais.

Szekely stieg aus, Matolay fuhr gegen die Stadt.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Eine und der Andere

„Zwischen Ihnen und mir thürmen sich jetzt zwei Scheidewände, die Eine ist Ihre Geburt, die Andere die fremde Gräfin!“

Diese letzten Worte Aureliens summten noch immer in Lohberg's Ohren.

Nachdem er dem Meister die Antwort Szekely's überbracht hatte, eilte er über das Glacis gegen die Alservorstadt.

Seine Gedanken weilten bei Aurelien — was er dem Fräulein gestanden, war Wahrheit.

Der junge Mann hatte eine Neigung für die Verwandte des Oberstlieutenants erwachen gefühlt, und mied von dem Momente an, sie zu besuchen. Er dachte an das Hinderniß seiner Geburt, er fürchtete, daß Aurelie nie die Gattin eines Mannes werden würde, auf dessen Geburt ein solcher Makel ruhte.

Eine Neigung läßt sich nicht leicht bekämpfen, eine Leidenschaft zu überwinden, kostet Kummer und Pein. Darum hatte er schon damals, als Matolay ihn fragte, warum er den Oberstlieutenant Szekely nicht besuche? geantwortet: Ich habe Gründe, wichtige Gründe!

Wir kennen jetzt diese Gründe und billigen sie.

Der junge Mann wich indessen einer Gefahr aus und gerieth in die Arme einer anderen.

Er sah die Gräfin Santa Croce und ihr Bild grub sich tief in seine Seele. Das Phantastische ihrer Erscheinung zog ihn an, die junge Frau hätte ihn überwunden, wäre sie auch nicht so reizend gewesen, als sie wirklich war.

Bei Kornelius war jene Periode eingetreten, in welcher das Herz einem verwandten gleichfühlenden Herzen sich entgegen sehnt und in der man mit Wehmuth die Wahrheit eines göttlichen Spruches empfindet, der da lautet: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein ist!“

Er fand in der Liebe zur Gräfin hinlängliche Entschädigung für die zu überwindende Neigung, hier bei Aurelien war wohl das Herz laut geworden, dort bei Seraphinen wurden es auch die Sinne, und wer weiß es nicht, wie gerne der junge Mensch ihren Weisungen folgt, wie schwer er ihren Lockungen widersteht.

Aurelie hätte er geliebt, für Seraphine glühte er.

Doch auch hier trat bereits eine Krisis — eine Art von Reaktion ein.

Die Eifersucht war wach gerufen. Die Liebkosungen der Gräfin beim letzten Scheiden hatten sie zwar für den Augenblick besänftiget, allein diese Leidenschaft ist wie ein Unkraut; einmal gesäet, wuchert es fort, man möge es ausrotten, so oft als man will.

Kaum allein, dachte er über die Szene nach.

Die Gräfin war — wie sie selbst sagte — gezwungen mit Nowaczky auszufahren. Ihr eigener Gatte that ihr den Zwang an. Welch' ein eheliches Verhältniß?

Kornelius verdammte den Magier, aber er vermochte auch Seraphine nicht frei zu sprechen. Die Stimme seiner Vernunft wagte es, wenn auch nur leise, sich zu erheben, und auf den Charakter einer Frau hinzudeuten, die sich von ihrem Manne dergleichen befehlen ließe.

Er wäre solchen Betrachtungen unzugänglich gewesen, hätte die Eifersucht der Vernunft nicht den Weg gebahnt. Das sterbliche Auge vermag es nicht, in den Sonnenspie-

gel zu schauen, sobald aber nur das leiseste Wölkchen ihn trübt, blickt es dreist und ungestraft hinein und entdeckt einen Flecken um den anderen.

Wenn auch nicht Abneigung, so waren bei ihm doch schon leise Bedenken eingetreten, es herrschte bereits Zwiespalt in seinem Innern und dieser war es, der es vermochte, sich in seinen Gedanken nicht mehr ausschließlich mit der Gräfin, sondern auch mit Aurelie zu beschäftigen.

Es ist gewiß, sagte er auf jenem Gange in die Vorstadt zu sich, auch sie war auf dem Wege, mich zu lieben, ich war ihr nicht mehr gleichgültig, woher wäre sonst ihr Unmuth über mein Ausbleiben gekommen, ihre Erkundigungen bei der Frau von Matolay, ihre bitteren Bemerkungen bei meinem heutigen Besuche. Ich konnte aber nicht anders, was ich that, war eine gebieterische Nothwendigkeit, jetzt weiß sie den Grund und sie wird mich entschuldigen. Aurelie zürnt mir ob meiner Bekanntschaft mit der Gräfin, ist dieses Zürnen nicht Eifersucht und zeigt diese nicht von dem Vorhandensein einer Neigung? Arme Aurelie, ich bin gezwungen, Dir wehe zu thun und mich dabei zu verwunden, doppelt zu verwunden, denn auch Seraphinens Bekanntschaft bereitet mir bereits Qualen, Schmerzen, ich fürchte, ich habe mich aus Deiner Nähe verbannt, um in der Nähe einer Anderen vielleicht noch unglücklicher zu werden.

Im Einklange mit der geschilderten Gemüthsstimmung waren seine Betrachtungen — gedankenvoll schritt er dahin, ohne auf den Weg zu achten, den er nahm.

Die Nacht senkte sich herab und er irrte — wir wissen keinen passenderen Ausdruck — noch immer umher. Er war schon längst im Freien und beachtete es nicht, die angenehme Abendwitterung ließ ihn den Tageswechsel nicht wahrnehmen, bald mit dem Fräulein, bald mit der reizenden Frau beschäftiget, flohen die Stunden.

Endlich erwachte er aus seinem Dahinbrüten und blickte forschend umher.

Er sah und sah — täuschte ihn sein Auge oder nicht — er war in Währing!

Er war, ohne daß er es wußte oder wollte, dahin gelangt, wohin sein Sinn ihn zog.

Sein Blut floß rascher, seine Stirne wurde heißer.

Er stand unweit von jener Staketenwand, die er bei seinem ersten Besuche überstiegen hatte.

Im Garten war es finster — kein magisches Licht erhellte die Räume, die heute freilich kahl waren wie alle übrigen Gärten.

Kornelius ging längs der Wand dahin.

Was sie jetzt wohl machen mag? dachte er, ob sie wohl einsam ist und an mich denkt? Es ist schon spät, ein Besuch zu dieser Stunde wäre unschicklich; aber ich will an den Fenstern des rechten Flügels vorüberschleichen, das Landhaus ist nur ebenerdig, vielleicht gelingt es mir, eine Spalte zu erspähen, durch welche ich sie belauschen kann.

Diesem Entschlusse zu Folge schlich er in der That längs des Gebäudes dahin, aber vergebens, das Hausthor war bereits geschlossen, die Fenster erblindet und lautlose Stille herrschte ringsumher.

Kornelius suchte sich unter den Fenstern des rechten Flügels zu orientiren.

Hier, sagte er bei sich, ist ihr Gemach, hier war ich das letzte Mal, wo sie mich so vertraulich entließ, mit ihr beisammen. Wie wär's, wenn ich leise anklopfte? Würde sie wohl am Fenster erscheinen? Doch wer weiß, ob ich nicht vielleicht dem Grafen in die Schlinge geriethe? Sagte sie nicht, diese Wände hätten Ohren, wir müssen außer Hause zusammentreffen, wo sie mir Alles entdecken würde. Wenn sie aber doch allein wäre? Ich muß mit Ihr sprechen — ich will's versuchen.

Er nähert sich dem Fenster.

Da vernimmt er von innen Geräusch.

Er horcht.

Das Geräusch nähert sich dem Fenster.

Kornelius zieht sich einige Schritte zurück, drückt sich an die Wand und stiert mit den Augen in die Gegend des Fensters.

Er wagt es kaum zu athmen und horcht mit ganzer Seele.

Man hört die Fensterflügel leise öffnen und dann ein schwaches Lispeln.

Der junge Horcher zittert vor Ungeduld.

Was wird er sehen?

Einige Minuten verfließen.

Das Lispeln währt fort.

Die Spannung verzehrt ihn.

Jetzt läßt sich wieder ein Geräusch hören und Lohberg sieht einen Mann, der behutsam aus dem Fenster steigt.

Auf dem Boden angelangt, lispelte er: Gute Nacht, meine Geliebte.

Gute Nacht! antwortete eine Frauenstimme.

Kornelius glaubte in den Boden sinken zu müssen, die Stimme war die der Gräfin, der Mann, welcher aus dem Fenster stieg, war der junge Graf Nowaczky.

Der Horcher mußte sich Gewalt anthun, um sich auf den Füßen zu erhalten, sein Blut jagte siedend durch die Adern und strömte mit mächtigem Impulse gegen das Herz.

Der Augenblick war einer reifen Ueberlegung nicht günstig, die Eifersucht mit erneuerter Heftigkeit emporgeschnellt, verlieh ihm eine mechanische Kraft, zu vollbringen, woran seine Vernunft keinen Antheil hatte.

Er stürzte hinter dem Grafen her, faßte ihn unsanft am Arme und rief: Guten Abend, Herr Graf!

Der drohende Ton dieses Grußes, so wie der plötzliche Ueberfall, machten Nowaczky erschrecken. Er erkannte jedoch den jungen Mann und sagte erstaunt: Ah, Herr Lohberg, Sie haben eine etwas sonderbare Manier, Jemandem einen guten Abend zu wünschen.

Ich war etwas heftig. —

Empfindliche Naturen würden es grob nennen.

Herr Graf, ich muß Sie bitten, zu der Kränkung nicht noch eine Beleidigung hinzuzufügen.

Ich erinnere mich nicht, Sie je gekränkt zu haben.

Oh doch, Herr Graf, ich sah Sie durch jenes Fenster klettern.

Was kümmert das Sie? Ah so! Ich erinnere mich! Sie gehören ja auch zu den Anbetern der reizenden Dame — thut mir leid.

Ich bin also betrogen, verhöhnt, verspottet.

Herr Lohberg, ich bedauere Sie ernstlich, und versichere zugleich, daß ich weit davon entfernt war, Ihnen in irgend einer Weise nahe zu treten. Von einem Betruge von meiner Seite kann eben so wenig wie von Hohn und Spott die Rede sein. Sie haben sich, wie ich merke, ebenfalls ernstlich um die Gunst der Dame beworben, sie wurde mir zu Theil, können Sie das mir verargen? Hat die Dame Ihnen irgend welche Versprechungen gemacht, dann wenden Sie sich an sie und nicht an mich. Ich finde es originell, daß Sie mich auf offener Straße, nächtlicher Weile anfallen, als ob ich Ihnen Ihr Liebchen entführt hätte, Sie haben auf Seraphine kein größeres Recht, als ich oder jeder Andere, sie ist Cagliostro's Frau oder wird von ihm dafür ausgegeben.

Wie? Blos dafür ausgegeben?

Meiner Treu! nach dem zu urtheilen, was ich erlebt habe, dünkt mich das Letztere wahrscheinlicher als das Erstere, der Gedanke ist auch von ihm verteufelt klug, denn ich versichere Sie, ihre Zaubereien sind nicht nur gefährlicher, sondern auch kostspieliger als die seinen.

Herr Graf, welche Undankbarkeit! Sie schmähen eine Frau, deren Herz zu besitzen, Sie sich eben rühmten.

Fällt mir nicht ein, mich dessen zu rühmen. Herr Lohberg, Sie müssen, um in diesem Verhältnisse klar zu sehen,

die idyllischen Krämpfe beseitigen und die Sache beim wahren Lichte besehen. Wenn Sie in diese Dame wirklich verliebt sind, dann sind Sie zu bedauern; dergleichen Frauen muß man anbeten, aber nie lieben. Ich will Ihnen gegenüber aufrichtig sein, die Bekanntschaft dieser Dame kostet mich schon Tausende — es ist wahr, sie ist eine Schönheit erster Klasse, aber den Magier soll der Teufel holen, er lockt Einem den letzten Thaler aus der Tasche, und das Schönste an der Sache ist, man kann ihm nichts abschlagen; als Graf muß ich doch meinem Stande gemäß, kavaliermäßig handeln, und das reißt in den Säckel.

Das Geständniß des leichtsinnigen jungen Mannes machte Lohberg schaudern. Nun war er freilich in den Stand gesetzt, die Sache bei einem anderen Lichte wie früher zu besehen.

Schmerz und Scham kämpften in ihm. Was sollte er auf das offene Bekenntniß des Anderen entgegnen? Er schämte sich zu gestehen, daß er kurzsichtig das Verhältniß nicht durchschaut habe, vermochte aber auch nicht, seine Handlungsweise von vorhin zu rechtfertigen. Er suchte daher beidem auszuweichen, indem er sagte: Ihre Anklage, Herr Graf, mag nicht ganz gerecht sein. Es will mich bedünken, als ob Sie der Dame verübelten, was mehr die Schuld des Gatten zu sein scheint.

Nowaczky lachte.

Sie sind eine gute Seele, Herr Lohberg, oder ist Ihnen die Dame wirklich so sehr an's Herz gewachsen, da Sie sich so bemühen, Sie zu vertheidigen? Sie weiß von Allem und gehorcht ihrem Gatten, und das ist genug, um das Urtheil über sie festzustellen. Ich fürchte gar nicht, ihr Unrecht zu thun. Cagliostro hat z. B. heute Abend vor einer honorablen Gesellschaft sehr wunderbare Dinge produzirt, aber das Rentabelste für ihn war unstreitig seine Unterhaltung mit mir. Er schwadronirte mir tausend Gulden aus der Tasche; ehe ich recht wußte, was er wolle, hatte er das

Geld schon in seiner Gewalt, und ich sehe keinen Heller wieder. Aber mir liegt nichts daran, Geld ist zum Ausgeben geschaffen; wenn ich keines mehr habe, werde ich mir schon welches zu schaffen wissen. Mich reut die Ausgabe nicht; ich spreche nur davon, um Sie auf den Köder aufmerksam zu machen, mit welchem man gewöhnlich dergleichen Mäuschen fängt, er ist verdammt kostspielig.

Kornelius, von dem Wunsche beseelt, allein zu sein, empfahl sich wortkarg von dem jungen Grafen, ohne mehr über Madame Cagliostro oder über seine frühere Heftigkeit ein Wort zu verlieren.

Es drängte ihn, allein zu sein. Er war es.

Welch' ein Abend, rief er, welch' eine Täuschung! Sie, die ich für unglücklich hielt, sie sollte so verworfen sein! Nicht seine Gattin, nur seine Helferin, sein Lockvogel sein — oh, mein Gott, ich fasse es gar nicht, wie ein Mann, von dem die Welt so viel Außerordentliches erzählt, wie er nur die Hülfe einer Frau in Anspruch nehmen, und sie zu seiner Verbündeten machen kann? Der Magier hat die Liebesbewerbung Nowaczky's bei Seraphinen begünstiget, das steht fest, die Gräfin hat mich um Ergebung und Schutz angefleht, sollte sie dessen gegen ihren Gatten, oder was er sonst sein mag, bedürfen? Ich soll sie schützen! Bedarf sie noch eines Schutzes? Oh, weibliche Schwachheit, die keinen Willen hat, Trotz zu bieten, selbst dort nicht, wo die Rohheit befiehlt, und wo der Eigennutz seine bettelnde Hand hinhält. Ich mag sie nicht mehr sehen, nicht mehr an sie denken, solche Täuschung erweckt Scham, und wessen man sich schämt, das kann man nicht lieben. Habe ich denn wirklich geliebt? War das, was ich fühlte, Liebe? Nein, nein, es war keine Liebe, es war der Sonnenstich der Schönheit, der meine Sinne aufwirbelte, es war die Phantasie, die mir dort ein Eden vorspiegelte, wo ich jetzt mit Schaudern einen Pfuhl des Lasters erblicke. — Und dieser Gefahr stürmte ich zu, während ich einer anderen auswich! Ich ging

der reinen Liebe aus dem Wege, und wäre bald in die Arme der Sünde gerathen — dort Gefahr für mein Herz, hier Gefahr für meine Seele! Oh, unseliges Verhängniß meiner Geburt, das mich zwingt, Jene zu fliehen, die ich lieben möchte, und die ich nie besitzen kann. Arme Mutter, Du ahntest den Kummer nicht, den Deine Schuld auch mir, Deinem Sohne, bereiten würde, Deine Schuld? Ja, Du hast gefehlt, aber Du wurdest dazu getrieben, gezwungen, durch einen Menschen gezwungen, der — oh, nur einmal soll er mir begegnen im Leben — nur einmal, und ich will ihm tausendfach vergelten, was er an uns verschuldet. Er soll mir sühnen für die Mutter, er soll büßen für mich, für alle Leiden, die ich durch ihn ertragen muß.

Kornelius war bei diesem Selbstgespräche immer mehr in Aufregung gerathen, der Gedanke an Denjenigen, den er suchte, und den er zur Rechenschaft zu ziehen gedachte, brachte sein Blut in Wallung, er hatte seine Schritte unwillkürlich beflügelt.

Er befand sich bereits innerhalb der Linien. Die Thürme verkündeten die Mitternachtsstunde.

Es ist Zeit, murmelte der junge Mann, daß ich zur Ruhe gehe. Ruhe? Werde ich nach einem solchen Abende Ruhe finden?

Er fand sie. Die Ermüdung war zu groß — die Aufregung der Gefühle hatte ihn zu sehr erschöpft. Er fand sie.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

In der Nacht.

Der Garde-Oberstlieutenant Szekely war noch wach.

Mitternacht war schon vorüber, der unglückliche Greis saß noch an einem Schreibtische, und hatte den grauen Kopf in die hohle Hand gestützt.

Wir sagen, der unglückliche Greis! War er es vielleicht nicht?

Ein Mann — durch eine lange, lange Reihe von Jahren, ehrlich, bieder, geachtet, steht plötzlich auf dem Punkte, ehrlos, mit Schmach und Schande bedeckt zu werden, und zwar durch die Schuld eines Anderen! Er hatte in einen Mann Vertrauen gesetzt, der es mißbrauchte und den Staat bestahl. Dieser Mann war todt, und nun sollte er einstehen, er, der Lebende!

Seine Lage war entsetzlich — den Kasse-Abgang vermochte er nicht zu ersetzen, denn er besaß außer seiner Gage kein Eigenthum, er wollte sich Niemandem anvertrauen, denn er fürchtete, sich mit Verdacht zu beladen und eine Untersuchung herbeizuführen, welche das Defizit allsogleich enthüllen würde, was sollte er also beginnen?

Da zeigt sich ihm ein Pfad.

Das Geheimniß des philosophischen Goldsalzes ist zu kaufen, Fünfzehntausend Gulden ist der Preis. Die Summe

ist beträchtlich, allein das Goldsalz ist ein Arkanum, mit dem man, wie der Meister sagte, Wunderkuren verrichten kann, eine einzige glückliche Kur bei irgend einem Kavalier, und Tausende waren der Lohn, war das also nicht ein Schatz?

Cagliostro hatte ihm ein schmachvolles Ende prophezeiht, dieses war ihm gewiß, wenn man den Kasse-Abgang entdeckte, er vermochte ja nicht zu beweisen, daß nicht er, sondern der verstorbene Rechnungsführer die Kasse bestohlen habe, jenes schmachvolle Ende vermöchte er aber von sich abzuwenden, und zwar, wie der Magier heute sagte, durch ein Arkanum, welches in seinen Besitz gelangen könnte.

Sollte dieses Arkanum das philosophische Goldsalz sein?

Der Greis beantwortete diese Frage zu seiner Beruhigung, das heißt, er bejahte sie.

Das philosophische Goldsalz war also die einzige Hoffnung, auf welche er sich stützte, der Faden, der ihn von dem gähnenden Abgrunde, an dem er sich befand, hinwegzuleiten vermochte.

Man muß sich die Lage des bedrängten Greises genau vergegenwärtigen, um das Verzweifelte derselben zu fassen, und die Wirkungen, welche sie hervorbrachten, begreiflich zu finden.

Szekely war ein eifriger Rosenkreuzer, ihm war Alles das, was wir jetzt mitleidig belächeln, eine unumstößliche Wahrheit, ein Kultus, ein Glaube.

Er sah in Cagliostro einen Halbgott; wer kann es ihm verargen? lag doch Prinz Rohan vor demselben Idol auf den Knieen, Frankreich vergötterte es, Büsten aus Gips, Marmor und Erz verkündeten seinen Ruhm, unter einer derselben las man sogar die Unterschrift: „Der göttliche Cagliostro!“

Wer vermöchte also dem Greise zu zürnen, wenn er an dem Ausspruche dieses Mannes festhielt, wie an einem unfehlbaren Orakel, wenn er an das ihm verkündete Rettungs-

mittel starr und unerschütterlich glaubte, und auch nach seinem Besitze strebte?

Der Entschluß, das Arkanum an sich zu bringen, stand also fest, und es handelte sich nur um die Summe, welche dafür gefordert wurde?

Fünfzehntausend Gulden!

Szekely besaß das Geld nicht, er wußte auch Niemanden, der ihm eine, für die damalige Zeit schon beträchtliche Summe, leihen würde; außerdem wurde er von Matolay gedrängt, es war ja ein Laie da, der das Arkanum ebenfalls zu kaufen verlangte, er mußte sich also beeilen, wollte er nicht des einzigen Rettungsmittels verlustig werden, woher also in der Eile das Geld nehmen? Morgen Früh schon mußte er sich entschlossen haben und den Kauf vollziehen, woher also plötzlich die Summe nehmen?

In der Mitte dieser Erwägungen treffen wir den Greis.

Es ist kein Wunder, wenn ihn der Schlaf flieht, wo Aufregung der Aufregung folgt, wo man aus einem Wundermeere — denn was waren für ihn die Szenen bei dem Magier sonst? — auf ein schwankes Boot gelangt, und nun von Gefahr umwogt, nach Rettung forscht, da ist es natürlich, daß man nicht an Ruhe denken kann, daß Schlaf und Traum ferne bleiben.

Geld, Geld und wieder Geld!

Das ist die Achse, um welche sich in diesem Momente sein Ideenkreis bewegt.

Er findet keinen Weg, es zu erlangen — unmuthig, sich vergebens anzustrengen, erhebt er sich rasch vom Sitz und macht einige Gänge durch das Gemach — da fällt sein Blick zufällig auf die Gardekasse — eine Idee blitzt in seinem Kopfe auf.

Da drinnen, denkt er, ist Geld, mehr, als ich brauche!

Der Greis schrickt vor dem eigenen Gedanken zurück.

Er schüttelt, unmuthig über sich selbst, den Kopf und beginnt rascher als früher auf- und abzuwandeln.

Es ist, als wolle er weit weg von der Stelle fliehen, wo ein so entsetzlicher Gedanke ihn überkam.

Aber so wie sein Körper in einem nur engen Raume sich hin und her bewegt, so umschreiben auch seine Ideen von nun an nur einen kleinen Kreis und sammeln sich immer wieder und vereinigen sich in dem fürchterlichen Gedanken: „Da drinnen ist Geld!“

Er vermochte dieses Gedankens nicht mehr los zu werden.

Der Kampf zwischen dem Ehr- und Pflichtgefühl einerseits und der verlockenden Gelegenheit andererseits begann.

Der Greis litt dabei unsäglich — seine durchfurchte Stirne war schweißbedeckt — seine Züge fast verzerrt.

Der Weg zur Rettung war gefunden, aber er führte über ein Verbrechen hinweg —

Verbrechen!

Dieß Wort klang in der Seele des Greises furchtbar wieder. Er schauerte davor.

Was jetzt seine Lage verschlimmerte, war die Frucht der Unkenntniß, der Fahrlässigkeit eines unzeitigen Vertrauens; was ihm auch immer bevor stand, sein Gewissen sprach ihn von jedem bösen Vorsatze, von jeder ungesetzlichen That, von jedem Verbrechen frei, — wenn er aber selbst ein Verbrecher — dann — er vermochte nicht weiter zu denken — das Entsetzen erfaßte ihn, er warf sich ächzend auf den Stuhl und versank in düsteres Hinbrüten.

Die Szene änderte sich.

Der Magier mit seiner Prophezeihung trat lebhaft vor seine Seele, das Arkanum hing vor ihm Ruhe und Frieden verheißend wie die Goldfrucht an einem Zauberbaume, der Wunsch nach Rettung und Reichthum rang sich wieder mit doppelter Stärke empor — die lockende Syrenenstimme in seinem Innern ließ sich wieder hören, sie zeigte ihm nur die glänzende Seite des Gelingens und überdeckte die Kehrseite mit Rosen, damit sein befangener Blick den Abgrund

nicht gewahre. Diese Stimme verhieß ihm nicht nur Rettung, sondern auch Ansehen und Ehre.

Der unglückliche Greis verbrachte mehrere Stunden in dem schrecklichen Kampfe und noch immer behauptete sein besseres Ich den Sieg, noch immer vermochte er sich nicht zu dem Verbrechen zu entschließen, bis endlich ein Gedanke den Ausschlag gab.

Die Hölle ist geschäftig, wo es gilt, ein schwaches Menschenkind zum Falle zu bringen, sie spart keine Mühe und weckt in der Brust jenen Theil wach, der ihn verbindet, den Sterblichen jederzeit zum Bösen lockt.

Szekely saß wieder am Tische und sein Auge überflog Garde-Rechnungen, die vor ihm lagen.

Es waren dieß seine Rechnungen, welche er schon oft durchgegangen und die ihm immer dasselbe Resultat, die Größe des Defizits lieferten. Es betrug an 82,000 Gulden.

So oft der Greis an diese Summe dachte, durchlief ihn ein Schauer, die Größe derselben ließ ihn zugleich an die Schwere des Ersatzes denken.

Heute war es anders.

Zu dem Gedanken: „82,000 Gulden!" gesellte sich ein anderer und dieser lautete: „Und das Arkanum kostet nur 15,000 Gulden!"

Dieser ganz natürlichen Betrachtung folgte nun rasch die Gedankenreihe: Wenn ich das Arkanum an mich brächte, betrüge das Defizit 97,000 Gulden — wie gering ist dieser Mehrbetrag gegen die ursprünglich fehlende Summe! Angenommen, ich kaufte das Arkanum nicht, so vermöchte ich auch das große Defizit nicht zu ersetzen, warum sollte ich also nicht 15,000 nehmen, wenn ich dadurch in den Stand gesetzt werde, 82,000 Gulden zu ersetzen, die durch die Schlechtigkeit eines Andern abhanden kamen?

Wo es einmal so weit gekommen, daß das Gute mit dem Bösen im Kampfe liegt, dort schwankt die Wage und ein Korn gibt oft den Ausschlag.

Dem Greise war es, als ginge ihm mit dem trügerischen Schluß, den er eben machte, ein neues Licht auf. Einmal auf den abschüssigen Weg gebracht, fuhr er in seinen Gedanken fort: „Ich habe von den fehlenden 82,000 Gulden nichts genommen, und doch müßte ich, wenn ich vor den Richter käme, den Abgang schwer büßen, man wird mich immer der That beschuldigen, und die Wahrheit — daß der verstorbene Lakner der Thäter war — für eine bloße Ausrede nehmen, ich würde also für den ersten großen Abgang jedenfalls büßen müssen, wenn ich also schon in dieser Gefahr schwebe, so geben bei einer solchen Summe 15,000 Gulden mehr oder weniger keinen Ausschlag, ich verschlimmere dadurch meine Lage nicht, sondern habe vielmehr die Hoffnung, den ganzen Abgang zu decken und mich gänzlich zu befreien.

Der Greis hatte sich in dem Labyrinthe seiner Sophismen so vergangen, daß von nun an jeder Kampf ein Ende hatte. Das Gefühl der Ehre mußte verstummen, der Beschluß war gefaßt und allsogleich ausgeführt.

Er ging zur Kasse — nahm aus derselben die zum Kaufe des Arkanums nöthige Summe, wickelte sie in ein Papier und legte sie in die Lade, um am Morgen bei dem Meister den Kauf abzuschließen.

Hierauf ging er zu Bette, ohne jedoch bis zum Morgen, von dem ihn nur wenige Stunden trennten, ein Auge zu schließen.

Der Meister der Loge zu den „sieben Planeten" war am andern Tage noch nicht angekleidet und schon trat Szekely bei ihm ein.

Es wurde sogleich nach Götz, dem Diener und Laboranten des Baron Liebenstein gesendet, welcher die 15,000 Gulden in Empfang nahm und dafür dem Oberstlieutenant das Geheimniß des philosophischen Goldsalzes verrieth.

Unter den Rosenkreuzern herrschte gewaltiger Jubel — Cagliostro verblüffte die Residenz — einer aus ihrer Mitte hatte ein Arkanum, welches als Universalheilmittel in alle zweiunddreißig Winde ausposaunt wurde, welcher Ruhm, welche Ehre, welche Aussicht auf Proselyten, reiche, vornehme, einflußreiche Brüder!

Der Visitator von der Hauptmauth, der dicke Bacciochi schwamm in Wonne, wo er ging und stand jubelte der Bruder Merkurius: „Vivat societas Rosae crucianorum!“

Ein siebzigjähriger Greis, der mehr als ein halbes Jahrhundert lang dem Staate treu und redlich gedient hatte, war dabei zum Diebe geworden!

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Und wieder in der Nacht.

Es war in derselben Nacht, wo der greise Soldat der Versuchung unterlag.

Die Szene ist wieder in dem Landhause zu Währing.

In einem Gemache des linken Flügels sitzt an einem Tische der Mann, der sich Graf Alessandro Cagliostro nennt.

Vor ihm liegen zahlreiche Briefe, die noch unerbrochen sind. Er hat sie eben erhalten und lehnt gleichsam ausruhend in dem Armsessel, bevor er sich an die neue Arbeit macht.

In dem Gemache herrscht das Schweigen eines Grabes.

Der Magier blickt ruhig vor sich hin. Auf seinem Antlitze spiegeln sich Zufriedenheit und eine gewisse Seelenruhe, die man diesem Manne nimmer zutrauen möchte.

Jetzt neigt er sich vorwärts, ergreift einen Brief und erbricht das Siegel.

Ah, aus Böhmen! murmelte er und entfaltete das Schreiben.

Hierauf beginnt er zu lesen:

„Im Namen des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit!"

„Ich kehre so eben von einer Rundreise zurück, die ich durch die einzelnen Kreise dieses Landes gemacht habe. Meinem Eide getreu, bringe ich alle Wahrnehmungen zu Papier, um sie zur Kenntniß meines hohen Meisters und durch ihn zur Wissenschaft des heiligen Ordens zu bringen."

„In diesem Lande wuchert eine reiche Saat für die Brüder des Lichts, denn Unzufriedenheit herrscht in den meisten Kreisen. Noch waren die von den kirchlichen Reformen aufgeregten Gemüther nicht besänftiget und schon brach eine neue Katastrophe heran, welche von uns auf's Trefflichste benützt, dem jetzt herrschenden Systeme zahllose Feinde schuf. Ich meine hier die Adamiten-Verfolgung, welche Sekte, auf die veröffentlichte Toleranz bauend, sich an's Tageslicht gewagt hatte und von der Regierung auf's Heftigste verfolgt wurde. Für den Augenblick ist es wohl gelungen, die Deisten durch Vertheilung in die Grenzkompagnien, durch Deportation nach Galizien, Slavonien und Siebenbürgen u. s. w. zu zerstreuen, allein die Mehrzahl verheimlicht ihr Bekenntniß, treibt jetzt im Verborgenen ihr Wesen und säet mit uns im Bunde Mißvergnügen und Unzufriedenheit. Das Landvolk steckt noch in tiefer Unwissenheit, in Aberglauben und Rohheit, die Städter sind zwar in der Kultur schon mehr vorgeschritten, allein so wie jene in Finsterniß, so waren diese in Egoismus und schreien gegen jede Verfügung, die den Inhalt ihres Säckels schmälert. Die heftigsten Gegner finden die Regierungsmaßregeln in den eigenen Beamten, man vollzieht sie entweder gar nicht, oder thut es in einer Weise, die dem Systeme neue Gegner schafft. Man führt die strengen Maßregeln mit Bitterkeit aus, ohne auch nur eine Spur jener

Gerechtigkeitsliebe und Menschenfreundlichkeit durchschimmern zu lassen, welches den Herrn des Staates charakterisirt. Strenge Censur, von Toleranz keine Spur, man findet sie hier zu Lande nur auf dem Papier und auf der Mauth. Mitten durch alle diese feindlichen Elemente schleicht jene altböhmische Partei, die noch immer nicht vergessen kann, was sie mit der Schlacht auf dem „weißen Berg" verlor, deren Groll aber um so gefährlicher ist, je mehr sie denselben zu verbergen versteht. In jedem Einzelnen dieser Partei besitzen wir einen Verbündeten, wenn er auch nicht unserem Orden angehört. Der —"

Von hier an begann der Magier leise zu lesen, überflog den Rest des Berichtes mit geringerer Aufmerksamkeit, und nahm, zu Ende gekommen, einen zweiten Brief zur Hand.

Er kam aus Ofen, in Ungarn. Der Magier las:

„Im Namen des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit!"

„Beiliegend übersende ich die Kopie eines Briefes, den der Kaiser hieher an einen Magnaten schrieb. Er lautet:

„Mein Herr!

„Jede Vorstellung, die man Mir macht, es sei, um die einzelne Glückseligkeit eines Menschen, oder die Gerechtsame einer ganzen Nation, muß Mir durch unwidersprechbare Beweise aus der Vernunft dargethan werden, wenn sie Mich zur Abänderung einer bereits getroffenen Entschließung bringen sollte. Ich sehe aber in den Demonstrationen Ihrer Nation nicht das Geringste hievon. Ueber die Einführung des Werbbezirks und die Hinwegschaffung der Reichskrone, habe Ich Mich bereits gegen einen Ihrer Magnaten geäußert; was aber den neuen Steuerfuß für das Königreich und die deutsche Sprache, welche Ich den Gerichtshöfen verordnete, betrifft, werde Ich Ihnen ganz kurz Meine Sentiments erklären."

„Das Erstere versichert dem Unterthan sein Eigen-

thum, bestimmt die Abgaben für die Krone, und jene für den Güterbesitzer auf eine solche Art, wie sie in Meinen deutschen Erblanden längstens üblich ist, und überläßt der Willkür der Edelleute keine eigennützige Erhöhung derselben mehr. Ist dieß kein Vortheil für den gemeinen Mann? Der Landmann, welcher die größten Lasten der allgemeinen Bedürfnisse zu tragen verbunden ist, hat auch ein vorzüglichstes Recht auf den Schutz des Königs; und dieses, mein Herr, sieht man in Ihrem Vaterlande mit einem neidigen Auge an. Die deutsche Sprache ist die Universalsprache Meines Reiches? Warum sollte Ich die Gesetze und öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben traktiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reiches, dem zufolge sind die übrigen Staaten, die Ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staate in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin. Wäre das Königreich Hungarn die wichtigste und erste Meiner Besitzungen, so würde Ich die Sprache desselben zur Hauptsprache Meiner Länder machen; so aber verhält es sich anders."

„Ohnerachtet die Befehle, welche Ich hierüber erlassen, Meine Gesinnung einleuchtend genug dargestellt haben, so bin Ich doch allezeit bereit, auch einzelnen Unterthanen Meiner Reiche die Veranlassungen und das Positive Meiner Grundsätze näher zu erklären. — Herr Graf! Sie erhalten eben einen Beweis hievon.

Josef."

Cagliostro nahm eine dritte Zuschrift zur Hand und las:

„Kurze Relation über die letzte Empörung in Siebenbürgen."

„In Siebenbürgen hatte sich, besonders unter dem Landvolke schon längst die Meinung verbreitet, der Kaiser beabsichtigte den Bauern aus der Herrschaft und Tyrannei des Adels zu befreien. Diese Meinung erhielt durch die

großen Veränderungen der jüngsten Jahre eine ziemliche Bestätigung. Die Stimmung des Landvolkes, den Edelleuten gegenüber, wurde daher eine sehr gereizte, und es bedurfte nur eines Funkens, um die Pulvertonne aufsteigen zu machen. Dieß blieb nicht aus. Das Land sollte, dem kaiserlichen Befehle zufolge, numerirt und konskribirt werden. Das Landvolk freute sich darüber, denn es meinte, durch die Konskription zu blos kaiserlichen Unterthanen geworden zu sein, glaubte an die Einführung einer neuen Grenzmiliz, weigerte sich, Herrendienste zu leisten, und kündigte den Grundherren den Gehorsam. Ein unternehmender, verschmitzter Mann, Nikolaus Urß, mehrfach Horjah genannt, ein Unterthan der Kameralherrschaft Spalantana, wurde von uns als Werkzeug benützt. Er mußte sich zum Rädelsführer aufwerfen, und die Wallachen in der Hunyader Gespanschaft gegen die Edelleute aufwiegeln. Es wurde eine große Volksversammlung arrangirt, bei welcher Horjah mit einer goldenen Kette um den Hals erschien, an der das Bildniß des Kaisers prangte, und die er vorgab, vom Kaiser erhalten zu haben. Er mußte ferner angeben, vom Kaiser selbst gesendet zu sein, und zeigte zur Bestätigung eie mit goldenen Buchstaben versehene Schrift vor, die er ein kaiserliches Patent nannte. Unser Werkzeug besaß ein ziemliches Rednertalent, und verstand es fürtrefflich, seine Landsleute zum Aufruhr zu bewegen.

„Der Sturm brach los, Horjah versprach den Aufständischen Waffen, wenn sie mit ihm gegen Karlsburg zögen. Auf dem Wege dahin kamen ihnen drei Stuhlrichter mit Komitatspanduren entgegen, welche vom Vicegespan den Auftrag hatten, die Rebellen zu vertreiben. Die Bauern fielen über sie her, tödteten die Stuhlrichter und verjagten die Soldaten. Nun begannen die Verwüstungen. Mord und Brand bezeichneten den Weg der Empörer. Die Edelleute wurden aufgesucht und erschlagen, kaiserliches Gut blieb bis jetzt noch verschont, denn noch immer geschah

Alles unter dem Deckmantel, man wolle nur dem Kaiser unterthan sein. — Das Gubernium referirte nach Wien, von daher kam die Allerhöchste Resolution, der Gouverneur Baron Bruckenthal möge die dort liegenden Regimenter gegen die Empörer ausrücken lassen, jedoch mit möglichster Schonung vorgehen, es wurde ihm aufgetragen, einen Generalpardon publiziren zu lassen und 300 Dukaten auf Horjah's Kopf zu setzen. Die Aufständischen waren mittlerweile 16,000 Mann stark geworden. Oberstlieutenant Schulz, welcher ihnen mit einiger Mannschaft entgegenrückte, hatte den ausdrücklichen Befehl, sich nur im Nothfall zur Wehre zu setzen. Er lud Horjah zu einer persönlichen Unterredung ein und versprach ihm, sich für einen General-Pardon, Untersuchung der Klage und Verminderung der Roboten zu verwenden. Trotz der Gegenwirkung unseres Werkzeuges begab sich doch ein Theil der Aufständischen zur Ruhe, wir sorgten dafür, daß Horjah mit den anderen unter Waffen blieb. Man marschirte 8000 Mann stark gegen das Schloß Deva, die Bürgerschaft leistete verzweifelte Gegenwehr, und die Edelleute, erzürnt auf die Regierung, bildeten ohne jede weitere Rückfrage eine Insurrektion. Die beiderseitige Wuth steigerte sich, was man wechselseitig in die Hände bekam, wurde umgebracht. Horjah sandte an die Komitatstafel schriftliche Kapitulationspunkte, deren Hauptinhalt war: „Kein Adel soll mehr sein — Jeder soll verpflichtet sein, Kontribution zu entrichten — die Adeligen sollen ihre Besitzungen verlassen und diese unter die Bauern vertheilt werden.“ In diesen von uns entworfenen Punkten liegt der Sinn unserer Devise: „Licht, Freiheit und Brüderlichkeit“. Auch den Edelleuten ließ Horjah Frieden entbieten, wenn sie ihren Adel abschwören, ihm bis zur Krönung eines rechtmäßigen Königs als Generalkapitän gehorchten, das Eigenthum ihrer Güter mit den Wallachen theilten, die katholische Religion verlassen und die griechische annehmen würden. — Hierauf schritt die Regierung zu

energischen Maßregeln. Zwischen den Aufständischen trat Zwiespalt ein, Horjah zählte nunmehr nur noch 2000 Mann, setzte aber nichtsdestoweniger seinen Widerstand fort und legte sich statt des bisher geführten Titels: „Kapitän und Obergespan des Hunyader Komitates“, den Titel „Dux Chrisialis“ oder manchmal „Rex Daciae“ bei. Außer Horjah waren bei diesem Aufstande noch mit uns verbündet ein sicherer Salins, der feige entfloh, als er von kaiserlicher Seite Ernst sah, ferner der Mitanführer Klotska und der griechische Mönch Krischan. Es währte lange, bis man des Aufstandes völlig Meister wurde. Horjah mußte im Gebirge Widerstand leisten, denn es lag uns daran, den Kampf so lange als möglich fortdauern zu lassen. Endlich wurde er in die Enge getrieben und von den Seinigen abgeschnitten. Er und Klotska entflohen, einige Kameraden verriethen ihren Aufenthalt und sie wurden gefangen genommen. Der Mönch Krischan rettete sich durch Selbstmord. Horjah und Klotska leugneten bei der Untersuchung, Letzterer blieb standhaft, Ersterer war jedoch auf dem Punkte, an uns den Verräther zu spielen. Er erbot sich dem Kaiser Dinge von der größten Wichtigkeit zu entdecken', wenn man ihn nach Wien bringen würde. Zum Glücke hielt man diese Angabe für eine Finte, welche Horjah ersann, um auf der Reise Gelegenheit zur Flucht zu erhalten. Man schlug ihm daher sein Begehren ab, und er und Klotska wurden gerädert. Die Frucht der Empörung sind 62 verwüstete Dörfer, 132 niedergebrannte Edelhöfe und 4000 ermordete Männer, Frauen und Kinder aus dem Edelstande. Wie viel von den Aufständischen blieben, weiß man nicht.“

Cagliostro legte auch diesen Bericht zur Seite, und nahm einen weiteren Brief zur Hand.

Nach der gewöhnlichen Eingangsformel las er:

„Hier in Galizien ist eine Hungersnoth zu befürchten,

bricht diese herein, so werden auch deren gewöhnliche Gefährtinnen, Krankheiten der mannigfachsten Art, nicht ausbleiben. Bei dem Gubernium ist zwar eine Schrift des Kaisers angelangt, welche derselbe, obwohl sie sechs Bogen stark ist, in Einer Nacht verfaßt hat, aber die in dieser Schrift angegebenen Mittel zur Hintertreibung des Unglückes werden wenig fruchten, weil die Beamten sich nicht beeilen werden, sie auszuführen. Die in Lemberg errichtete Kommission zur Ueberwachung der Bauten, erregt großes Mißvergnügen, weil jeder Hausherr, wenn er sein Haus neu aufbauen will, sich vorher beim königlichen Kreisamte melden muß."

Der Magier nahm ein weiteres Schreiben zur Hand, welches aus Brüssel datirt war.

Er las leise, hielt oft inne, dachte nach und las dann weiter.

Auch damit zu Ende, griff er nach einem weiteren Brief.

Er war aus Innsbruck datirt.

Der Magier las:

„Im Namen des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit."

„Ein Vorfall von Wichtigkeit macht viel von sich reden. Wir waren auf dem Wege einen Aufstand zu bekommen, der in einem Lande, wie dieses, sehr gefährlich ist. Der bekannte Befehl der Wiener Regierung in Bezug auf die Entfernung der Votiv-Geschenke, der Entkleidung der Heiligenbilder, Vereinfachung der Gotteshäuser u. s. w. führte hier zu einem großen Exzesse. In der Pfarrkirche sollen zwei an den Mittelpfeilern angebrachte Seitenaltäre auf höhere Anordnung abgebrochen werden. Es heißt, die Altäre seien ungeschickt angebracht, und verunzieren das Schiff der Kirche. Unglücklicher Weise wählte man hiezu einen Tag, an welchem wegen ausgesetzter Kreuzpartikel eine

Menge Volkes in der Kirche versammelt war. Man würde über diese ungeschickte Zeitwahl staunen, wenn man es nicht gewohnt wäre, die Befehle der Wiener Regierung hier jederzeit auf solche Weise ausgeführt zu sehen, damit sie Unwillen erregen müssen. Wenn alle hiesigen Dikasterianten Illuminaten wären, sie könnten uns nicht besser in die Hände arbeiten. Die Arbeiter, zum Abbrechen der Altäre waren kaum gekommen, so begannen die Kirchenbesucher zu murren, steckten die Köpfe zusammen, und fielen mit gewaltthätiger Hand über die Arbeiter her. Diese in Todesangst, von dem aufgeregten Pöbel mißhandelt zu werden, flehten um Schonung, und versprachen, daß sich keiner von ihnen würde zu dieser Arbeit mehr brauchen lassen. Das rettete die Arbeiter. Damit war aber die Sache noch nicht abgethan. Der Pöbel besetzte das Glockenhaus und erklärte, daß, sobald noch ein Versuch, die Altäre abzubrechen, geschehen sollte, man unverzüglich die Sturmglocke ziehen und das Volk zu den Waffen rufen würde. Außer dieser rebellischen Drohung wurden zwanzig mit Messern, Sensen und Hacken bewaffnete Weiber in und um die Kirche aufgestellt, um, wie sie sagten, die Bilderstürmer und den Umsturz der Religion zu verhindern. Wir haben natürlich das Unsere zur Hetze mit beigetragen, es war zwar voraus zu sehen, daß der Widerstand vereinzelt bleiben würde, und kein besonderer Effekt zu erwarten sei, allein die Regierung war doch gezwungen, ihre Anordnung zurück zu nehmen und das war uns genug. Wen man einmal schwach findet, über den wagt man sich ein zweites Mal wieder. Die Landesstelle gab sich viele Mühe, die Aufgeregten zu besänftigen, was auch gelang, weil man die kaiserliche Anordnung unausgeführt ließ. Nach diesem ersten Exzesse steht es zu erwarten, daß es bald zu weiteren kommen wird, was an uns liegt, soll nicht versäumt werden."

Der Magier nahm nun alle diese Briefschaften, faltete sie sorgfältig zusammen, so daß sie ein Paket bildeten.

Der Großmeister, sprach er wohlgefällig vor sich hin, wird mit dieser Ladung sehr zufrieden sein. Ich habe das Netz mit kluger Hand durch das ganze Reich gezogen, und meine Sendlinge durchziehen Stadt um Stadt und arbeiten im Sinne des heiligen Ordens. Wahrhaftig, wer das riesige Gewebe kennt, wie die Söhne des Lichtes es über den ganzen Welttheil gezogen, der wird die Erfüllung unserer Zwecke auch für möglich halten. Auf den Trümmern der alten Gesellschaft muß eine neue entstehen. Die Monarchien müssen gestürzt werden und die Völker müssen sich selbst regieren, das ist die Leuchte, die wir dem morschen Welttheil aufstecken wollen, das ist das Licht, welches jeder Illuminat verbreitet. Licht, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, in diesen Worten liegt unser Zweck, sie bilden unsere Devise.

Wie leicht, fuhr der Magier nach kurzer Pause fort, ist dieses Päckchen und wie schwer sein Inhalt. In dieser kleinen Hülle liegt die Mißstimmung vieler Millionen aufgezeichnet. Sie ist unserem Zwecke günstig, der Boden hier ist unterwühlt und so wollen wir's. Wohin man in diesem Reiche das Auge wendet, überall findet man den Samen von Unwillen und Unzufriedenheit ausgestreut, wer hätte es glauben sollen, daß die wirklich großen Fürsten unserer Zeit, deren Popularität uns so gefährlich hätte werden können, daß sie durch ihre aufklärungs-freundlichen Maßregeln uns eben so in die Hände arbeiten würden, wie jenes Königshaus an der Seine, das mit Riesenschritten seinem Falle entgegen geht. Aber, so wie die Menschen sind, ist es nicht anders möglich; was ihren Gewohnheiten widerstrebt, ihre Interessen gefährdet, ihren Egoismus verletzt, das feinden sie an, ob es dem großen Ganzen zum Heile oder nicht, darnach fragen sie nicht, sie haben nur immer ihr eigenes kleines Theilchen vor Augen. Wo aber gibt es eine Neuerung, die nicht dem Einen oder dem Anderen zu nahe tritt? Unsere Aufgabe ist es, diese Anfeindungen zu benützen, die Unzufriedenheit fort zu nähren, das Ansehen der

Autorität zu schwächen, die Achtung vor dem Gesetze zu mindern und Mißtrauen zu verbreiten.

Ich habe der Agitation gegen den Kaiser einen neuen Impuls gegeben, das Libell für Zahlheim hat seine Schuldigkeit gethan — der zweite Theil soll — wenn mein Plan gelingt — bald nachfolgen. Der Pöbel soll das Schauspiel genießen, Verbrecher aus den höheren Ständen hervorgehen zu sehen, mit einem jeden solchen Falle geht ein Stück jenes Nimbus verloren, welcher diese Stände umhüllt und die Gleichheit feiert ihren Triumph. Der Fürst zurückgeschreckt von dem Leichtsinn und der Entartung, erzürnt, Männer fallen zu sehen, die sein ganzes Vertrauen besitzen, wird sich vielleicht zur Härte verleiten lassen; uns werden sich neue Angriffspunkte bieten, die Vollziehung des Gesetzes muß dann als Tyrannei hervorgehen und ausposaunt werden, damit ihr gegenüber ein anderer Theil unserer Devise in voller Glorie strahle, das — ist die Freiheit!

Und wie klug habe ich meine Opfer erwählt!

Mit ihrer Bestrafung wird man nicht nur ihre Familien verletzen, ihre Nationalitäten kränken, o nein, man wird auch jene zahl- und einflußreiche Verbrüderung, der sie angehören, gegen sich herausfordern. Rosenkreuzer und Freimaurer werden schäumen, ihre Agitation wird die unsere vermehren, aus bisherigen Freunden werden Feinde werden.

Das Spiel hat begonnen, die Rollen sind vertheilt, mir ist die Aufgabe geworden, die Spieler zu lenken. In meinen Händen sind die Automaten, sie glauben einen Willen zu haben, und handeln nur nach meinem Willen, ich gängle sie, befehle ihnen stehen zu bleiben, oder nach dieser oder jener Richtung sich fortzubewegen.

Ach, wie erbärmlich sie doch Alle sind; das vernunftlose Thier ist nicht so gefügig wie ein Mensch, den man an seiner schwachen Seite faßt, dessen Neigungen und Leidenschaften man zu schmeicheln versteht. Ich kenne sie, ich habe

die geheimsten Falten ihrer Herzen erforscht und eben, weil ich sie kenne, beherrsche ich sie, und sie dienen mir als Werkzeuge zur Erreichung meiner Pläne.

Der Magier schweigt.

Im Gemache herrscht wie früher tiefe Stille.

Die Kerzen sind herabgebrannt.

Er siegelte rasch das Paket, in welchem sich die eingelaufenen Berichte befinden und erhebt sich.

Die Uhr schlägt die zweite Stunde nach Mitternacht.

Der Feind der Ruhe geht zur Ruhe.

Ende des ersten Theiles.